Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 30. Januar 1960 | Nummer 1

Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen mit Blick auf die Schwäbische Alb von der Eiszeit bis zum Einmarsch der Römer

Bearbeitet v. W. Wik nach Fundberichten des Architekten E. L. Beck, Ebingen

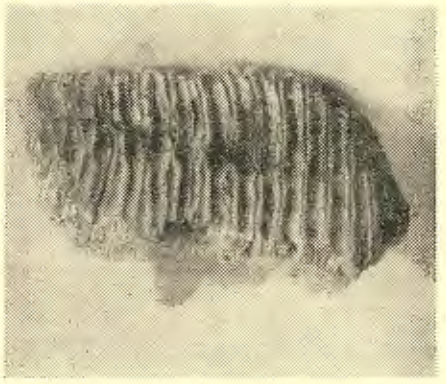
Die Geschichte unserer engeren Heimat beginnt nicht mit dem ersten Bericht eines Geschichtsschreibers. Die ältesten Schriften liegen in der Erde begraben in Form von Werkzeugen, Waffen und Gebrauchsgegenständen, die die Menschen schufen und welche in der Erde Jahrtausende überdauert haben. Die vorgeschichtlichen Zeiten, in denen Menschen Europa samt unserer engeren Heimat bewohnten, werden nach Art und Bearbeitung ihrer Waffen, Werkzeuge und Geräte in verschiedene Kulturabschnitte eingeteilt: In die ältere, mittlere und jüngere Steinzeit, die Broncezeit, die frühe Eisen- oder Hallstattzeit und die späte Eisen- oder la Tènezeit. Die Abschnitte sollen in Fortsetzungen behandelt werden. Um die Zeitenwende besetzten die Römer unsere Heimat, bis sie dann vom Jahre 260 n. Chr. ab von unseren blutlichen Vorfahren, den Schwaben oder Alemannen, verdrängt wurden.

I. Die ältere Steinzeit (Päläolithikum)

Das erste Auftreten des Menschen in unserer näheren und weiteren Heimat fällt in die Eiszeit, die etwa 600 000 Jahre gedauert hat. Das geologische Zeitalter der Eiszeit (Diluvium) deckt sich zeitlich mit dem menschlichen Kulturabschnitt der älteren Steinzeit, die also mit dem Aufhören der Eiszeit ebenfalls zu Ende geht.

Unser Kreis dürfte aber erst gegen das Ende der letzten Eiszeit (der Würmeiszeit), etwa vor 20 000 Jahren, von Menschen bewohnt worden sein. In diese Zeit fallen die ältesten bis jetzt gefundenen Hinterlassenschaften. Um dem sich Interessierenden, vor allem auch der Lehrerschaft, die Übersicht und das Einordnen unserer Funde und der Menschwerdung im großen Zeitabschnitt der Eiszeit zu ermöglichen, gebe ich nachstehend folgende Übersicht, die aufzeigt, in welchen erdgeschichtlichen Zeitabschnitten der Mensch auftritt, wo Knochenreste von ihm gefunden wurden und wo er seine Waffen und Geräte hinterlassen hat.

Der älteste Menschenfund in Deutschland kommt aus der Nähe von Heidelberg. Er heißt daher Homo heidelbergensis. Er wird von der Wissenschaft in die Mindeleiszeit verlegt. Aus dem Anfang der letzten Zwischeneiszeit stammt der Schädel von Steinheim a. d. Murr (Wttbg.). Es dürfte sich um einen Neandertaler handeln. Diese Zwischeneiszeit dauerte etwa 60 000 Jahre und hatte eine um 2° höhere Temperatur als wir sie heute haben. Die Schneegrenze der Alpen lag daher 1000 m höher als heute. Die Vergletscherung Oberschwabens war dahin. Am Ende der letzten Zwischeneiszeit jagte der Mensch im Brenz- und Lonetal. Noch zu Beginn der Würmeiszeit ist sein Aufenthalt im Brenz-, Lone- und Achtal durch vielerlei Funde nachgewiesen. Anschließend tritt in der Würmeiszeit der Homo sapiens, der heutige Mensch, auf der Ostalb mit der Aurignacstufe und später im Magdalenium auch im Kreis Balingen auf. Genaueren Aufschluß darüber geben uns die Wohnhöhlen des Eiszeitmenschen. Auf Grund der Funde an Waffen und Werkzeugen anläßlich umfangreicher Ausgrabungen von Höhlen der Ostalb (Schmiechenfels im Schmiechtal, Sirgenstein und Hohlfels im Achtal, Vogelherdhöhle im Lonetal), der Wohnhöhlen von Veringenstadt und auch derjenigen unserer Ebinger Alb lebten die Höhlenmenschen von der Jagd. Ihre Geräte sind ganz auf Erlegung und Zurichtung der Jagdtiere hergerichtet.



Ein Mammut-Backenzahn aus der Kühstellenhöhle bei Winterlingen.
Foto: Ernst-Louis Beck (†), Ebingen

Neben Waffen und Jagdtrophäen (Mammutzähne in der Kühstellenhöhle) haben die Höhlen auch zerschlagene Knochen als Mahlzeitabfälle hergegeben. Danach wurden in den Eiszeiten gejagt das wollhaarige Mammut, das Wollnashorn, das Rentier, der Moschusochse und der Eisfuchs, in den Zwischeneiszeiten der Altelefant und das Merk'sche Nashorn (so im Lonetal in der letzten Zwischeneiszeit), und in den Eis- u n d Zwischeneiszeiten das Wildpferd, der Urstier, Wisent, Höhlenbär, der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne. Die Jagd auf das Großwild und ihr Transport erfordert Planung und Gemeinschaftsleistung (siehe „Rulaman": Die Jagd am Norge auf Wisent, die Kaddejagd und die Jagd auf den Höhlenlöwen).

Kleine Höhlen mögen von Kleinfamilien besetzt gewesen sein. In den Großhöhlen mag es zum Zusammenschluß von kleineren Familien gekommen sein (Sirgenstein).

Nach Art der Auswahl des Rohstoffes und dessen Verarbeitung zu Waffen und Werkzeugen wird die Kulturgeschichte der Altsteinzeit eingeteilt in die ältere Altsteinzeit mit Faustkeilen als dem Universaljagdmesser, in die mittlere Altsteinzeit mit Abschlagskulturen und die jüngere Altsteinzeit mit Klingenkulturen einschließlich Kratzern, Schabern und Bohrern. Die verschiedenen Unterabteilungen dieser Kulturstufen, die sich der Eiszeitmensch allmählich erarbeitet hat, sind am lückenlosesten und reichlichsten in typischer Weise in Frankreich vertreten. Sie werden daher in chronologischer Reihenfolge nach den typischen, französischen Fundorten bezeichnet (siehe Übersicht).

Interessant ist nun, daß die eiszeitlichen Albkulturen in denselben Entwicklungsstufen wie in Frankreich vorhanden sind.

Aus der **Faustkulturzeit oder älteren Altsteinzeit (Chelle- und Acheulstufe)** haben wir bei uns im Kreis keine Funde, wohl aber sind vorzügliche Faustkeile aus der Hand der Brenz- und Lonetaljäger, vor allem aus der Vogelherdhöhle vorhanden. Schaber und benutzte Abschläge spielen im Gerätebestand noch eine Rolle. Die Funde gehören der Spät-Acheulstufe an. Der Mensch jagte also auf der Ostalb spätestens am Ende der letzten Zwischeneiszeit, vor allem auch den wärmeliebenden Altelefanten. Das Hauptsterben des Faustkeilträgers scheint vor dem Herannahen der Würmeiszeit eingesetzt zu haben.

Aus der **mittleren Altsteinzeit** mit Abschlagskulturen, dem Mousterien, sind ebenfalls Funde aus dem Ach-, Brenz- und Lonetal vorhanden in Form von zierlicheren Faustkeilen, Kleinwerkzeugen wie Kratzern, Handspitzen und Bogenschabern. Die Mousterienträger entfalten ihre Kultur zu Beginn der Würmeiszeit. Es handelt sich um den Neandertaler. Er hat seinen Namen nach seinem Fundort im Neandertal bei Düsseldorf. Es ist ein Mensch mit starken Augenwülsten, fliehender Stirn, geringem Kinn, klein, gedrungen und nicht voll aufrechtem Gang.

In der **jüngeren Altsteinzeit** mit Klingenkulturen, die in allen Stufen (Aurignacien, Solutré und Magdalenium) in der Würmeiszeit sich entfalten, tritt mit dem Aurignacien zum erstenmal der heutige Mensch, der Homo sapiens auf. Er ist hochgewachsen mit aufrechtem Gang (Crô magnion-Mensch, Brünnrasse). Zwei Menschenschädel mit Unterkiefer barg die wichtigste Fundstelle des Augignacien, die Vogelherdhöhle ob dem Lonetal. Neben Schmalklingen aus Hornstein und Jaspis, hergestellt durch Abspalten, finden sich jetzt auch Knochen- und Hornwerkzeuge, die auf verbesserte Jagdwaffen und Jagdmethoden hinweisen. Durchlochte Hirschgrandeln und Muscheln, sowie Funde von Rötelstücken bezeugen das Schmuckbedürfnis des Aurignacienjägers. Kleinplastiken aus Mammutelfenbein, Wollnashorn und Mammut, Wildpferd, Höhlenlöwe, Wisent und andere Tiere darstellend, stellen dem technischen Können und der künstlerischen Begabung des Aurignacmenschen ein sehr hohes Zeugnis aus.

Von der **Soutrékultur** haben wir bis jetzt auf der Alb keine typischen Fundplätze. Die Kultur des Magdaleniums scheint auf der Alb am weitesten verbreitet gewesen zu sein, denn wie in der vorherigen Aurignacstufe fließen die Funde sehr reichlich. Zudem erreicht der Eiszeitmensch im Magdalenium den höchsten Stand seines Könnens in der Art der Schmalklingenabspaltung

vom Rohstück aus Hornstein oder Jaspis. Die vielerlei Arten von Klingen sind feiner, kleiner und vielseitiger geformt als bisher. Wir bewundern Speerspitzen mit Blutrillen, ein- und zweireihige Knochenharpunen, Pfriemen, Glätter, Knochennadeln mit Öhr und Lochstäbe aus Rentiergeweih. Hauptjagdwild waren Wildpferd, Rentier und Schneehase. Im späten Magdalenium gegen Ausgang der Würmeiszeit findet sich der Edelhirsch, das Reh, das Wildschwein und der Biber.

Der Höhlenmensch im Kreis Balingen

Gegen Ausgang des Magdaleniums hat der Höhlenmensch auch bei uns, namentlich auf der Ebinger Alb, seine Spuren hinterlassen. Weshalb taucht er hier so spät auf? Solange der Rheintalgletscher in der Rißeiszeit, der härtesten Kälteperiode, bis an die Donau reichte, lagerte er seine Moräne zwischen Sigmaringen und Zwiefalten ab. In dieser Zeit fegten über die Zollernalb und über den Heuberg solch eisige Stürme, daß eine Existenz der Menschen hier oben nicht möglich war, zumal unsere Höhlen alle auf einer Höhe zwischen 800 und 900 m liegen. Interessant ist, daß die tiefer gelegenen Höhlen bei Veringenstadt schon vom Neandertaler belegt gewesen sind. Warum unsere Alb in der letzten Zwischeneiszeit nicht besiedelt war, ist zunächst unklar. Am Ende der letzten Eiszeit, die mit der ausgehenden Altsteinzeit zusammenfällt, etwa vor 20 000 Jahren, fand infolge Abschmelzens und Zurückgehens der Gletscher bei uns eine Wärmezunahme statt. Dies dürfte der Grund sein, weshalb der Mensch jetzt in unseren Höhlen dauernd oder vorübergehend auftaucht. Und es ist als hätte die Hochkultur des Magdaleniums eine Vermehrung der Menschen zur Folge gehabt, die nun bei zunehmender Milderung des Klimas ihre Jagdgebiete ausdehnten. Es herrschte zwar immer noch ein feuchtes, kaltes Klima, der Kampf ums Dasein auf der Alb spielte sich in einer Tundralandschaft ab. Die Winter waren schneereich und eisige Winde bliesen immer noch über die Albhochfläche. Die kurzen Sommer standen auch noch unter dem Einfluß des noch mächtigen Inlandeises des Alpengebiets. Unter diesen Umständen konnte sich keine Pflanzenwelt ähnlich der heutigen entwickeln. Bäume und Blütenpflanzen fehlten fast vollständig. Die Zollernalb, der Heuberg, unsere Hügel und Täler waren überzogen von Moosen, Flechten, Gräsern, kümmerlichen Sträuchern und wenig Blütenpflanzen, von denen heute noch Reste am Hundsrück und Hörnle usw. erhalten sind. Die Landschaft glich der Tundra im nördlichen Sibirien. Nach dieser älteren Tundrenzeit mit kühlen Sommern und strengen Wintern nahte die Allerödzeit mit vorübergehender Erwärmung, Krüppelföhren, Birken und Kieferwäldern. Die Albhochfläche befand sich somit im Übergang von der Tundra zur Steppenlandschaft, die wir noch augenscheinlich auf weiten Strekken des heutigen Truppenübungsplatzes Heuberg zwischen Ebingen und Stetten a. k. Markt vorfinden.

Die Talhänge waren Geröllhalden vom Eis geborstener Felsen. Buchen gab es noch keine. Das Land war weitgehend kahl. Aber das dürftige Steppengras ernährte doch viele Pflanzenfresser, an die sich wiederum Mensch und Raubtiere hielten.

Durch die Landschaft zogen Herden des Renntiers, des Wildpferdes und des Wildrindes. Nur noch ganz vereinzelt trottete das wollhaarige Mammut, ein 4 m hoher Elefant mit dichtem rotbraunem Wollhaarpelz durch die Landschaft. Er war mit ungeheuren Stoßzähnen bewehrt. Auch ein 6 m langes Wollnashorn mit ähnlichem Wollkleid wie es das Mammut trug, war noch anzutreffen. In den Höhlen hauste der Höhlenbär und die Höhlenhyäne. Der Höhlenlöwe ist noch nicht nachgewiesen. An Kleintieren traf man den Eisfuchs, den Schneehasen, das Schneehuhn und eine Menge Nager, vor allem den Lemming.

In der unwirtlichen Zeit kreuzte — wie schon erwähnt — der Mensch die Pfade der Tiere. Er wohnte in einigen Höhlen unserer Gegend:

In den Grotten am Hüttenkirchle, an der Kühstelle, beim Straßberger Schloß, in einer Höhle im Wald Bernloch bei Winterlingen. Hier kamen die Hinterlassenschaften der ersten Bewohner unserer Heimat zutage: Messer, Bohrer, Schaber, Kratzer aus Feierstein und Horn, Knochenreste von erlegten Tieren und Feuerstellen. Nach seinen Hinterlassenschaften jagte der Mensch in der Kiefernzeit auf unserer Alb neben den nordischen Tieren auch die Steppentiere, vor allem das Wildpferd und Rentier. Es wurden auch Edelhirsch, Reh, Wildschwein und Biber dazu erlegt. Er lebte weiter vom Fischfang, vom Sammeln von Obst, Beeren und Wurzeln. Er war also Jäger und Sammler und dürfte auf seinen Jagdzügen auch in die Balinger Gegend gekommen sein. Spuren sind bis jetzt keine entdeckt worden. Der Mensch kleidete sich mit den Fellen seiner Jagdbeute. In überaus spannender Weise wird das Jägerleben des Höhlenmenschen uns in Dr. Weinlands „Rulaman" erzählt. Wer seinen zehnjährigen Buben, ja sogar den Mädchen, eine Freude bereiten will, kaufe ihm das immer noch aktuelle Buch. Der Lehrer kann es mit viel Nutzen im Unterricht verwenden. Vorsicht ist nur am Platze gegenüber Weinlands Darstellungen über die Kalats (Kelten). Sie waren nicht die Nachfolger der Höhlenbewohner und auch nicht Träger der Broncekultur, die ja nicht auf die Altsteinzeit folgte.

Nach der Kiefernzeit folgte nochmals ein Kälterückschlag in der jüngeren Tundrazeit. Inzwischen dürfte der Mensch in der Kiefernzeit dem nach Norden abziehenden Rentier, dem das Klima zu mild geworden war, gefolgt sein.

Lassen wir nunmehr die Funde aus unseren Ebinger Höhlen sprechen, die von Architekt L. Beck von Ebingen so schön zusammengestellt wurden.

Links der Straße Winterlingen — Bitz in der Nähe eines Weihers liegt die Kühstellenhöhle. Ein flaches, schmales, trockenes Hochtal mit vielen Erdfällen zieht daran vorbei nach dem Degerfeld. R. R. Schmidt u. Koken führten um 1910 eine Teilgrabung durch, nachdem vorher schon einige „Altertumsfreunde" darin gewühlt hatten, so daß ein Schichtenprofil nicht in

Geologie: Diluvium	Kulturen: Altsteinzeit (Paläolithikum)		Kulturabschnitte	Waffen und Werkzeuge	Fundorte von Werkzeugen	Fundorte von Menschen	Tieren
1. Günz-Eiszeit							Eiszeiten:
Zwischeneiszeit 60 000 Jahre							Wollh. Mammuth und Nashorn, Eisfuchs, Moschusochs Rentier
2. Mindel-Eiszeit						Homo heidelbergensis	
Zwischeneiszeit 100 000 Jahre	Alt-Paläolithikum	Vor-Chellestufe	Faustkeil-Kultur	Faustkeile aus Feuerstein			
3. Riß-Eiszeit							Zwischeneiszeiten:
		Chellestufe				Steinheimer Schädel (Neandertaler)	Alt-Elefant und Merk'sches Nashorn
Zwischeneiszeit 60 000 Jahre		Acheulstufe			Brenz- und Lonetal, Vogelherdhöhle bei Stetten ob Lonetal		
4. Würm-Eiszeit	Mittl. P.	Le Monstierstufe	Abschlagskultur	Kleinwerkzeuge aus Stein, Schaber, Bohrer, Kratzer	Ach-, Brenz- und Lonetal, Vogelherd		Eis- und Zwischeneiszeiten: Wildpferd Urstier, Wisent, Höhlenlöwe, Höhlenbär Höhlenhyäne
	Jung-Paläolithikum	Aurignacstufe 25 000—20 000 v. Chr.	Klingenkulturen	Kleinwerkzeuge aus Stein, Horn und Knochen	Vogelherd Tierplastiken aus Elfenbein	2 Schädel in Vogelherdhöhle Homo sapiens	
		Sulutréstufe 20 000—15 000 v. Chr.		Schmalklingen aus Hornstein oder Jaspis	Brillenhöhle bei Blaubeuren		
		La Madeleinestufe 15 000—10 000 v. Chr.		Knochen- und Horngeräte Höhlenmalerei	Höhlen der Ebinger Alb		Ebinger Alb

Frage kam. Es wurden gefunden: Einige Feuersteingeräte, typische Bohrer und Klingenkratzer der Schmalklingenkultur des Magdaleniums (Abbildung Rieth: „Vorgeschichte der Schwäb. Alb" S. 27). An tierischen Resten fanden sich Knochen vom Höhlenbären und wollhaarigen Nashorn (Rieth S. 25), ein Backenzahn vom Mammut mit „Waschbrettkaufläche" (im Heimatmuseum Ebingen). Nach J. Binder sollen auch Knochenstücke vom Riesenhirsch und Ren ausgegraben worden sein.

In der Straßberger Höhle am Schmiechatalrand, westlich Winterlingen, fand R. R. Schmidt „einige Messerchen v. Magdalenientypus". Wo sie hingekommen sind, ist fraglich.

Rechts der Straße Bitz—Freudenweiler, nach Osten zu geöffnet, liegt der „Hohlefels von Bitz". Joh. Binder, Geogn. Führer" S. 365) grub intensiv darin. Nach seinen leider unklaren Beschreibungen fand er in der „Nähe" des Hohlefels ein „Lager von rohen, abgenutzten, bunten Feuersteinspitzen mit Bolus untermischt, Vogel- und Nagerknochen". Hievon ist nichts mehr nachweisbar.

Am Rande des südlichen Degenfelds, dicht an der Markungsgrenze Ebingen — Truchtelfingen liegt die „Bernlochhöhle" in über 900 m Höhe. Der eigentliche Name „Bärenloch" ist schon vielsagend genug. Sie befindet sich am Ostabhang einer Kuppe, ebenfalls über trockenem Hochtal mit zahlreichen Dolinen. Der nächste Steigbrunnen liegt eine Viertelstunde am Schmiechatalhang nach Truchtelfingen, die nächsten Hülbe ist heute ebenso weit weg in entgegengesetzter Richtung beim „Galthaus". 1933 grub Oberlehrer Breeg in der Höhle. In 1,30 m Tiefe fand er in kiesiger Kulturschicht: Einen Klingenkratzer aus Jaspis, einen Hochkratzer aus dem im Oberland vorkommenden Radiolarit (Abb. Rieth S.27), 9 weitere Feuersteingeräte aus Radiolarit und Jaspis (2—4 cm) sowie 11 Feuersteinabsplisse (1—4,5 cm). Vom Menschen fand sich ein Unterkieferbruchstück mit 2 gesunden Backenzähnen. Es ist aber nicht feststellbar, welchem Zeitabschnitt der Fund zugehört. Von Tieren wurde ein Hirschhornwerkzeug und ein bearbeiteter Eberzahn gefunden.

Hart südlich der Straße Truchtelfingen—Bitz liegt auf einer Bergkuppe, auch nach Osten blickend, das „Hüttenkirchle". Die Höhle ist 1910 von Schaudt-Bitz, der 1915 in Nordfrankreich bei St. Acheul Faustkeile fand, ausgegraben worden. Die dabei zutage geförderten 11 Feuersteinwerkzeuge aus Jaspis und Radiolarit (3—6 cm) und 24 Absplisse (1—4,2 cm) enthalten die besten Spätmagdalenienstücke des Kreises Balingen. Ihre Farbe ist rotbraun, grauweiß, vereinzelt rosa. Sie sind unretuschiert und können nach Klingen, Schaber, Spitzen und Bohrer unterschieden werden (Aufbewahrung im Museum Ebingen). In einer Felsspalte bei der Kirche in Bitz fand Oberlehrer Breeg aufschlußreiche Tierknochen. Sie stammen vom Ren, Wildpferd, Eisfuchs, Schneehasen, Schneehuhn und Lemming.

Die „Heidensteinhöhle" bei Ebingen in der Nähe des Klarahofes ist die weitaus größte Höhle von allen genannten. Die nächste Quelle (westlich vom Klarahof über einer Mergelschicht) auf halber Höhe ist durch ein Seitentälchen leicht in 10 Minuten erreichbar. 1926 zog Hauptlehrer Eith quer durch den Vorplatz einen Probegraben, durch den zwei kleine Feuerstellen angeschnitten wurden, wobei nahe bei einer der Feuerstellen ein Nashornzahn - Fragment gefördert wurde (Größe 8:5:4 cm). Es ging 1944 beim Bombeneinschlag verloren.

Wohl von früheren Grabungen durch J. Binder befanden sich im Ebinger Museum zwei feine Klingen von spätem Magdaleniencharakter (Rieth S. 213), die vielleicht verloren gegangen sind. Binder schreibt auch über „Steinspitzen aus Quarzit mit diluvialem Bohnerz verkittet" (Georgn. Führer S. 365) und über „Riesenhirschüberreste" (S. 260).

Alles ist nicht mehr vorhanden.

Ein zweiter Graben vor dem Eingang lieferte Ersatz für das, was in der unruhigen Zeit verloren ging.

Besonderer Erwähnung bedarf es noch, daß in Winterlingen und Stockenhausen Reste vom Mammut gefunden wurden.

Es bleibt die Tatsache bestehen, daß die kleinen Höhlen im höchsten Teil der „Rauhen Alb" viel zu erzählen wissen von gar nicht so fernen, firnbeglänzten Eiszeittagen, von verständigen Eiszeitjägern, die ungeschlachte Tierriesen jagten und die leider für uns immer dahin sind. Sie erzählen von kunstvollen Klingen und Geräten, von längst verloderten, in polaren Nächten einst wärmenden Herdfeuern.

Nach der letzten Tundrenzeit im Spätmagdalenium trat eine stetige Erwärmung ein, die zum Zurückweichen der Gletscher und damit zum Ende der Eiszeit geführt hat. Die mittlere Jahrestemperatur überstieg schließlich unser heutiges Jahresmittel, so daß das Alpeneis von Oberschwaben bis tief in die Schweiz hinein zurückschmolz. Dieser Umstand veränderte Pflanzen- und Tierwelt und die Kultur der Menschen.

Das warme und trockene Klima schuf aus der Tundra eine Heide und Steppe, in der Blütenpflanzen, Sträucher und Bäume sich einstellten. Vorherrschend war der Haselstrauch und der Eichenmischwald (Hasel- und frühe Eichenmischwaldzeit). Die Fauna bot ein Bild, wie es bei uns vor wenigen Jahrhunderten noch anzutreffen war. Von den Haselwäldchen ging die Entwicklung zum lichten Eichenmischwald über, große Flächen von Grassteppen freilassend.

Die kältegewohnte Tierwelt war dem Eis ins Hochgebirge oder in den Norden nachgezogen, sofern einzelne Vertreter wie der Höhlenbär, der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne nicht ganz ausgerottet waren. An ihre Stelle traten unsere heutigen Waldtiere (Hirsch, Reh, Fuchs, Wildschwein, Marder) und solche, die vom Menschen inzwischen ausgerottet worden sind wie Braunbär, Wolf, Luchs.

Die Magdalenienjäger haben mit dem Ausklang der Würmeiszeit ihre Höhlensitze verlassen, um ihrem Hauptjagdwild, dem Rentier, nach Nordeuropa zu folgen, wo sie ihre Höhlenwohnungen mit Freilandsiedlungen vertauschen mußten. Ihre Spuren finden sich bis jetzt in Nordwestdeutschland, den Niederlanden, in der Mark Brandenburg, in Holstein und sogar in Südschweden. Festgestellt wurde dies an der Verbreitung des Federmessers aus der Burkhardshöhle (Filsursprung) und aus dem Propstfels bei Beuron.

Die Jagdgründe der Mittelsteinzeitjäger, die nach Paret vom Mittelmeer oder von Afrika gekommen sein könnten, hatten sich gegenüber der Altsteinzeit erheblich vergrößert auf Grund des Eisrückganges. Die verhältnismäßig frühe Besiedlung der Alb durch die Mittelsteinzeitleute ist daher verständlich. Die Erforschung der mittelsteinzeitlichen Kultur steckt aber noch in ihren Anfängen. Dies dürfte auch mit der Grund sein, weshalb im Kreis Balingen von menschlichen Kulturresten und vom Menschen selber noch wenig gefunden wurde. Durchlaufene Höhlensiedlungen finden sich auf der Alb am Bruckersberg bei Giengen und in der Klopfjörgleshütte bei Upfingen. In unserer Nähe waren bewohnt die Höhlen im Donautal, so vor allem die Falkensteinhöhle westlich Tiergarten, die Höhle von Bernafels (Bärenaufels), das Teufelsloch bei Gutenstein und die Propstfelshöhle bei Beuron. Feste Rastplätze gehören nun zu den Seltenheiten. Häufiger sind Rastplätze unter Felsüberhängen. Das günstige Klima erlaubte den Mittelsteinzeitleuten das Wohnen in einfachen Reisigzelthütten in der Nähe der Albmaare (z. Randecker Maar), an der Steilkante des Albtraufes oder inmitten der Albhochfläche auf sanften Kuppen mit Fernsichtmöglichkeit.

Interessehalber sei erwähnt, daß aus der Mittelsteinzeit sich in der Ofnethöhle bei Nördlingen in zwei Nestern 33 Schädelbestattungen entdeckt wurden, eingebettet in Ockermehl mit Schneckengehäusen und Hirschzahnschmuck. Außerdem barg der Hohlestein des Lonetals eine Schädelbestattung, wohl aus Mann, Frau und Kind bestehend.

Die Mittelsteinzeit ist eine ausgesprochene Kleinsteingerätekultur. Die Gerätetypen werden als Dreiecke, Trapeze, Halbmonde usw. bezeichnet. Davon hat insbesondere die Falkensteinhöhle viel Material geliefert. E. Peters schlämmte aus der Höhle nicht weniger als 9400 Feuersteingeräte, hauptsächlich Kratzer und Pfeilspitzen, aus, denn nun wurde mit Pfeil und Bogen Jagd gemacht. An Knochenwerkzeugen kamen Harpunen, Pfriemen, Spitzen, Glätter und Fassungen zum Vorschein, außerdem ein bemalter Kiesel und ein erstmals doppelseitig geschliffenes Gesteinsstück. Auch Schmuck von 13 durchlochten Schneckengehäusen fand sich, vielleicht aus dem Mittelmeergebiet stammend.

An Tierresten barg die Falkensteinhöhle Braunbär, Dachs, Baummarder, Fuchs, Wildkatze, Fischotter, Biber, Reh, Wildschwein und Wildrind, außerdem Süßwassermuscheln, Schnecken und verschiedene Fischarten.

Der Ernährung dienten den Jägern zudem Wildobst, Beeren und Haselnüsse, wie die Schalenreste in den Donautalhöhlen verkünden. Aber auch unser Kreis Balingen selbst weist Gerätefunde aus der Mittelsteinzeit auf:

Markung Obernheim: Am Hochflächenrand am „Tannsteig" über dem Abstieg des Sträßchens Obernheim—Hausen und auf Äckern über dem „süßen Brünnele" fanden sich eine Dreieckkleinspitze, eine Pfeilspitze, Messerchen, Schaber und Kratzer aus Jaspis.

Markung Oberdigisheim, Geyerbad: Auf Flur Rübenhaib wurden auf Äckern mehrere Kleinwerkzeuge aus Feuerstein gefunden, ebenso 400 m NW Geyerbad am Hochflächenrand in einer Flachmulde in 900 m Höhe über dem südlichen Vohentalquell.

Immerhin besteht die Möglichkeit, daß sich auf jenen Höhen um Obernheim und Geyerbad Freilandsiedlungen der Mittelsteinzeitleute befanden. Andererseits ist sicher anzunehmen, daß die Bewohner der Donautalhöhlen auf ihren Jagdzügen auch in den Kreis Balingen kamen.

Wo Adam und Eva lebten

Die Theorie, daß das britische Ölprotektorat von Bahrein der legendäre Garten Eden gewesen sei, erhält durch die Arbeiten einer dänischen Archäologengruppe, der auch der britische Gelehrte Dr. Geoffrey Bibby angehört, eine neue Bekräftigung: Es sei nun mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sich auf dem Gebiete des heutigen Bahrein die Stadt Dilmun befunden habe, die im Gilgamesch-Epos als der Aufenthaltsort von Adam und Eva erwähnt wird.

Das Epos, auf 4000 Jahre alten Steinplatten aufgezeichnet, wurde bekanntlich in Ninive aufgefunden und besingt Dilmun als jenen Wüstenort, der von einer durch göttliche Kraft geschaffenen Quelle bewässert wurde. Die Archäologen betonen, diese Legende könnte in der Tat eine historische Basis haben, da verschiedene Forschungen ergeben haben, daß das Gebiet von Bahrein vor mehreren tausend Jahren fruchtbar wurde, obwohl sich dort vorher stets eine öde Wüste befunden habe.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 26 Meßstetten

Sagen

9. Nicht weit vom Dorf sei eine Kapelle gestanden, worauf noch der Name „Käppelesweg" hinweist. In der Nähe vom Käppelesweg ein altes Wahrzeichen: grob behauenes Steinkreuz mit der Inschrift HIEP 1783. Es wird erzählt, ein Viehhirte soll dort von einem Stier getötet worden sein.

10. Ein großer Teil des Dorfes sei früher einmal abgebrannt. Man schließt das aus dem bei Neubauten gefundenen Brandschutt, in welchem Knochen von Tieren sich befinden.

11. Der Teufel im Hossinger Wäldle. Ein Schneider begegnete einmal im Hossinger Wäldle dem Teufel. Nach Jahren erzählte er sein Erlebnis wieder einmal im Wirtshaus. Der Mann, der neben ihm saß, lachte laut und sagte: „Das bin ich gewesen. Ich hatte eine Ziege gekauft und haben sie auf der Achsel heimgetragen".

12. In Meßstetten im Tal wohnten einst Vater und Mutter mit ihrem einzigen Kind. Als dieses 12 Jahre alt war, starb es. Nach seinem Tod erschien es als Gespenst. Deshalb beschlossen die Eltern, auszuziehen. Als sie alle ihre Habe auf den Wagen geladen hatten, sagte die Mutter: „Jetzt fehlt nichts mehr als unser Jôkele!". Da rief eine Stimme hinten auf dem Wagen: „Ich bin ja auch hier!".

13. Die Meßstetter heißen die Nebellöscher, weil sie einmal mit der Feuerwehr ins Tal zogen, als es einen Nebel hatte, den sie für Rauch angesehen hatten. Sie hatten gemeint, die Mühle brenne.

14. Einem Mann, der von Lautlingen heraufheimkehrte, begegneten auf dem Weg eine Menge feuriger Katzen.

Kinderreime. In Meßstetten waren um 1900 noch eine ganze Reihe netter Kinderreime bekannt.

Nr. 27 Pfeffingen

Pfeffingen ist durch mehrere größere Trikotfabriken eine Industriegemeinde geworden, wenn auch die Landwirtschaft immer noch eine bedeutende Rolle spielt.

Brauchtum

Für Pfeffingen charakteristisch ist eine Fastnachtssitte, die auch schon in der alten OAB Seite 118 erwähnt ist.

Die Kinder durchziehen das Dorf und tragen dabei ein „Spiaßle", einen Stecken, auf dem oben zwei kleinere, gekreuzte befestigt sind. „He, iahr Leutle, kehrad auh a Küachle om, daß as a' mei' Spiaßle konnt!" So rufen die Kinder in die Häuser, und wenn sie dann ein Küchlein bekommen, so spießen sie es auf, bis sie ihr Spießlein voll haben.

Ebenfalls in der alten OAB zu finden und oft abgedruckt ist der Bericht über die einstige Ehezucht, die mit den Worten „Der Datte kommt!" geübt wurde. Die älteren Bauern wählten unter sich einen ehrlichen, untadeligen Mann, der der Datte (Vater) genannt wurde. Dieser suchte sich zwei ebenso ehrsame Gehilfen und beobachtete die Ehen im Orte. Außerdem hatte er auch noch Kundschafter, um die ehelichen Verhältnisse im Ort genau zu erfahren. Kam ihm nun zu Ohren, daß Eheleute uneins waren und sich schlecht vertrugen, und bestätigte sich das Gerücht, so ging er nachts mit seinen Gehilfen vor das Haus der Uneinigen, klopfte an und antwortete auf die Frage, wer da sei, nur: „Der Datte kommt!" Schlossen die zänkischen Eheleute daraufhin Frieden, so war der Zweck dieser Warnung erreicht. Geschah dies nicht, so kamen die vermummten Gesellen zum zweitenmal bei Nacht. Blieb auch dies ohne Erfolg, so kamen sie zum dritten Male, holten den Schuldigen heraus und klopften ihn mit einem Stock tüchtig durch.

Von der OAB wird B. (Birlinger) als Quelle angegeben, in einem Zeitungsbericht das Buch „Reise eines Curländers durch Schwaben", erschienen 1784. Die Obrigkeit habe durch die Finger gesehen; sie konnte sich diese Art von demokratischer Ordnungspolizei desto eher gefallen lassen, da ihr dadurch „manche verdrießliche Bemühung, solche Eheleute vor Amt zu fordern", erspart wurde.

An Weihnachten die allgemeinen Weihnachtsmänner-Gebräuche. Die Kinder müssen beten. Ein Gebet aus Pfeffingen lautet: „Christkindlein, komm herein; leg mir schöne Sachen ein. Stell dein Eslein auf den Tisch, daß es Heu und Hafer frißt. Heu und Hafer frißt es nicht, Brötle und Brezele kriegt es nicht!"

Ostergebräuche wie anderwärts: Moos suchen für die Osternestchen, in die die von der Mutter selbst gebackenen Brezeln und andere Gaben gelegt wurden, Eier mit Zwiebelhäuten oder mit Kaffee gefärbt, oder in große Ameisenhäufen gesteckt, wonach sie gefleckt heraus kommen.

Am 1. Mai gingen früher die Arbeiter ins Wirtshaus, wo sie auf Kosten ihrer Arbeitgeber eine rote Wurst mit Wecken und Getränk verzehren durften.

Im Oktober wird wie anderwärts das Erntedankfest gefeiert. Die von den Leuten gespendeten Gaben werden von den Mädchen des Konfirmandenjahrganges eingesammelt, Altar und Taufstein hernach damit geschmückt (mit Obst, Gemüse, Getreide, Brot). Bräuche bei Hochzeiten und Beerdigungen früher und heute wie allgemein üblich.

Sage. In der Flur Uchental sei früher ein kleines Dorf gestanden. Man habe noch Steine und Holzstücke gefunden, die man zum Bauen benützt habe. Heute gibt es dort noch den Flurnamen Fleckensumpf. Dieser „Sumpf" war wohl der Rest eines großen Fischweihers, der einst in Uchental zu finden war. Dies soll der Fischweiher gewesen sein, an dem die drei Brüder der Hirschguldensage fischten.

Aberglaube. Abergläubische Spukgeschichten werden von alten Leuten auch hier erzählt.

So wird berichtet von Geisterspuk im Kieserstal, von einem Mann, der von Ebingen nach Pfeffingen unterwegs war und auf der Brücke vor Margrethausen vom Wotansheer in der Luft auf den Kornberg mitgenommen wurde, von einem Bauern, dessen Pferd eine schwere Krankheit und in Mähne und Schweif geflochtene Zöpfe hatte, also offenbar verhext war, dem aber durch seine Patin in Zillhausen mit einer Salbe geholfen wurde, die auf ein Stückchen Stoff geschmiert war. Das Stoffstückchen wurde auf eine Schindel genagelt und an die Stalltür gehängt, wodurch der Gaul wieder ruhig und gesund wurde.

In der OAB findet sich Seite 119 die Angabe, daß ein am Karfreitag geschnitzter Bindnagel die Mäuse von allen den Garben vertreibe, welche in der kommenden Ernte mit demselben gebunden werden.

Rektor Wissmann (Mühlacker) macht in dem Entwurf zu seinem Pfeffinger Heimatbuch noch folgende Angaben über Aberglauben, der aber teilweise auch anderwärts bekannt ist:

Ist eine Kreuzspinne im Haus, so wird sie nicht verstört, weil man glaubt, daß in einem solchen Haus kein Blitz einschlage. Im abnehmenden Mond soll man nichts anfangen, so wenig als im Krebs oder Skorpion. Alles was weggeschafft werden soll, Warzen, Überbeine und Geschwulste, sollen bei abnehmendem Mond besprochen werden.

In den Maienregen sollen die Kinder hinausstehen, damit sie recht groß werden.

Unter dem Hart und im Irrenbächle begruben in der Geisterstunde die Nonnen vom nahen Margrethausen einstmals ihre zur Welt gebrachten und gestorbenen Kinder. Mit den Kinderwiegen auf dem Haupt gehen sie dort um.

Nachts den Friedhof zu betreten, getrauen sich viele nicht. Man fürchtet, den Geistern der Abgeschiedenen zu begegnen.

Fällt eine Sternschnuppe, so soll man sich rasch etwas wünschen, so geht es in Erfüllung.

Kommt einem bei Beginn eines Vorhabens eine schwarze Katze über den Weg, so ist dies ein schlimmes Vorzeichen.

Wenn die Kinder auf den Fingernägeln weiße Punkte haben, sollen sie reich werden.

Trinkt man kalten, schwarzen Kaffee, so wird man schön.

Sage. Die Onstmettinger beneiden die Pfeffinger um den schönen Staudenwald. Sie sagen, er gehöre eigentlich ihnen, die Pfeffinger hätten diesen einst zu Unrecht zugesprochen erhalten. Auf Grund einer früheren Verpfändung soll er zu Pfeffingen gekommen sein. Ja, anläßlich eines Prozesses wegen der Zugehörigkeit dieses Waldes habe ein Pfeffinger Vogt geschworen, nachdem er vorher seine Stiefel mit Pfeffinger Erde ausgestreut hatte, so gewiß er auf Pfeffinger Boden stehe, so sicher gehöre Stauden zu Pfeffingen.

Auch die Burgfelder sagen, der Pfeffinger Böllat gehöre von Rechts wegen ihnen zu.

Nr. 28 Ostdorf

Nach alter Sitte ist es hier Brauch, den glücklichen Vater eines erstgeborenen Mädchens nach der Taufe an der Kirche abzufangen, um ihn erst nach einem freundlichen Lösegeld wieder freizugeben. Die Kameraden stellen sich an die Kirchentüren, damit ihnen der Vater des Mädchens ja nicht entwischt. In einer blankgewichsten Kutsche, mit zwei festlich geschmückten Kühen bespannt, erwartet man den jungen Ehemann an der Kirche, und nach einer Dorfrundfahrt wird die Taufe richtig „begossen". Die Sache ist im Grunde eine Art Verspottung, wenn das erste Kind ein Mädchen und kein Bub ist. Also nur in diesem Falle wird die Sache gemacht, nicht beim „erstgeborenen Mädchen", das etwa nach einem oder mehreren Buben kommt.

Lichtstuben sind bis heute in Ostdorf üblich. Im Hause des Wagners Leukhart kommen die jungen Leute z. B. jeden Mittwoch und Freitag zusammen. Die alte Ordnung, daß die Mädchen um 8 Uhr und die Buben nicht vor 9 Uhr kommen, wird allerdings nicht mehr eingehalten. Außerdem kam man früher jeden Abend außer Samstag und Sonntag, aber wohl auch am Sonntagnachmittag zusammen.

Ein in Ostdorf beliebtes Spiel bei den Lichtstuben ist die „Rattenfalle": Zwei Mädchen legen sich auf den Boden übereinander, die eine den Kopf auf dieser, die andere auf der anderen Seite, und halten sich gegenseitig die Beine. Quer dazwischen legt sich ein Bursche, der sich hindurchzwängen muß, die am Körper angelegten Arme (wie beim militärischen Stillstehen) aber nicht benutzen darf. Das ganze ist also einer Wäschemangel nicht unähnlich. In Ostdorf wird erzählt, daß einst Prof. Littmann (Tübingen, lebt noch) auch mitgemacht habe, er sei aber nicht herausgekommen. In solchem Fall sehen die Burschen hernach ganz blau vor lauter Atemnot. —

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds" der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang — Samstag, 27. Februar 1960 — Nummer 2

Die Staatsdomäne Bronnhaupten vom 17.—20. Jahrh.

Von Dozent Dr. Günther Stockmann, Tübingen (Folge 2/3)

Hinweis:

Folge 1 der Beschreibung erschien in der Mainummer (Jahrg. 1959, Nr. 5); sie enthält die Kapitel „Vorbemerkung und Quellen", „Allgemeines", „Zur älteren Geschichte".

Folge 2 (Jahrg. 1959, Nr. 6) brachte nur den Anfang des 1. Hauptteils „Feldbau". - Dieser Teil wird im folgenden mit kleinen Änderungen nochmals geboten, um so den ganzen Hauptteil „Feldbau" mitsamt den dazugehörigen Tabellen und der Beilage in einem Zusammenhang dem Leser vorlegen zu können.

Die Hofbeschreibung wird später in einer 4. Folge abgeschlossen durch die Schilderung von „Tierhaltung", „Obstbau", „Arbeitskräfte und Ausrüstung".

Die beiden letzten Absätze von Folge 1 berichteten kurz über die Grundzüge der Hofbewirtschaftung insgesamt während der letzten 100 bis 150 Jahre. Es folgt nun der 1. Hauptteil:

Feldbau

Überblick

Wie schon angedeutet, ist in der Nutzung der Hofgutflächen in den letzten 100 Jahren eine erhebliche Umstellung erfolgt vom „Futter-Getreidebau" zu einer ausgeglichenen, recht intensiven „Getreide-Hackfrucht-Futterbau-Wirtschaft"; die landwirtschaftlichen Kulturflächen des Hofes gliederten sich wie folgt (Anbau = 100):

Jahr	Rauhfutter	Getreide	Hack-, Hülsen-, u. Ölfrüchte	Anbau insges.
1862/63	56	36	8	100
1950/54	46	36	18	100

Die Intensivierung des Feldbaues wird auch dadurch deutlich, daß die Brache entscheidend vermindert wurde; dies zeigt der Vergleich mit der Anbaufläche (= 100):

	Anbaufläche	zu	Brache
1862/63	wie 100	zu	10
1950/54	wie 100	zu	4

(Die Flächenangaben (in Hektar) zu diesen Vergleichen zwischen 1862/63 und 1950/54 sind zu finden in der Tabelle „Anbau und Erträge ....")

Über die Flächennutzung insgesamt während der letzten 130—140 Jahre unterrichtet die folgende Zahlen-Übersicht:

Die Hofgutflächen nach Kulturarten 1820 bis 1953/55

Zeitraum		Acker (a)	Wiese (b)	Baum- und Grasgärten (c)	bessere Weiden (d)	b+c+d zus. 1)	Kulturland insges. (e)	Hutweiden (f)	Nutzland insg. (g) (=e+f)	Hofraum, Wege (h)
		(Flächen in Hektar)								
um 1820	z)	111	51	5	—	56	167	27	194	-
um 1840	y)	105	69	6	—	75	179	15	194	6
um 1863	x)	147	39	6	—	45	192	13	205	-
um 1880	v)	149	41	7	—	48	197	12	209	.
um 1896	u)	148	24	6	—	30	178	12	190	-
um 1925/1926	t)	122	24	6	16	46	168	15	183	(6)
um 1948/1950	s)	122	24	6	16	46	168	15	183	.
um 1953/1955	r)	122	24	6	26	56	178	5	183	6

1) b+c+d = Besseres Dauer-Grünland insgesamt.

Quellen: z) alte Verwaltungsakte — y) Primärkataster (siehe Oberamtsbeschreibung 1880, Anhang) — x) Gmelin'sche Hofbeschreibung.
v) Oberamtsbeschreibung 1880, Seite 381 - u) Verlust von Kulturland durch Aufforstung von rd. 17 ha geringerer Wiese.
t) und s) Landw. Betriebszählungen 1925 und 1949 — r) Buchführungs-Angaben (Gewinn an Kulturland durch Verbesserung von Hutweide).

Futterbau

Die Rauhfutterfläche hat in den letzten 150 Jahren sowohl in ihrem Größenverhältnis zum Getreide-, Hackfrucht-etc.-bau, wie auch in ihrer Zusammensetzung erhebliche Wandlungen durchgemacht.

Bis um 1850 wurde das Dauergrünland vermehrt, teils auf Kosten des Ackers, vor allem aber durch Verbesserung früherer Schafhutung; es erreichte damit über 40 vH. des Landwirtschaftlichen Kulturlandes (LK). — Dann verlagerte der Pächter Theodor Gmelin, der in Hohenheim die Landw. Akademie besucht hatte, sofort nach der 1861 erfolgten Hofübernahme das Schwergewicht der Futterwirtschaft auf den Ackerfutterbau, der vor allem in mehrjährigen Schlägen betrieben wurde (Feldgras, Esper, Rotklee); so stellte er fast 30 ha frühere Wiesen um auf Feldgraswirtschaft (siehe Beschreibung von 1862/63, Rotation 1). Um 1890 wurde das Wiesenland weiter gekürzt, indem 17 ha geringere Flächen abgetrennt und aufgeforstet wurden. Damit war der Tiefstand in der Ausstattung mit Dauergrünland erreicht. Die Wiesenfläche blieb seitdem die gleiche, dagegen wurden nach und nach seit 1912 aus Ackerland und durch Verbesserung von bisheriger Schafhutung größere gutseigene Rindviehweiden geschaffen, — eine wichtige Grundlage für erfolgreiche Viehzucht. In futterwüchsigen Jahren kann ein Teil der Weiden als Mähweide genützt, also eine Heuernte davon gewonnen werden.

Eine „Vergrünlandung" der Art, wie sie nach 1905/16 auf den meisten Dorfmarken des Landkreises Balingen (selbst auf denen des Ölschiefers) in starkem, mitunter sogar überstarkem Maße vor sich ging — nämlich Umwandlung von Acker in Wiese — wurde weder auf Bronnhaupten noch auf den beiden anderen Hofgütern des Balinger Vorlandes vorgenommen.

Von der alten Schafhutung verblieb bald nach Abschaffung der Gutsschäferei, also kurz nach 1950, nur noch eine 4 bis 5 ha große, besonders hängige und abgelegene Fläche, die weder als Wiese noch auch (wegen Wassermangels) als Jungviehweide nutzbar ist.

So steht das Dauergrünland auch gegenwärtig stark gegen das Ackerland zurück (siehe Tabelle „Kulturarten", erste und fünfte Zahlenspalte). Die Rauhfutterfläche insgesamt (= gutes Dauergrünland + Feldfutter) hingegen nahm noch bis um 1890 mehr Fläche ein als der mit Getreide, Hack- und Ölfrüchten und dergleichen angebaute Teil des Ackerlandes.

1861/79 wurde fast ebensoviel Feldfutter gebaut wie Getreide insgesamt; dann wurde, im Zusammenhang mit der allgemeinen Betriebsumstellung, die Feldfutterfläche eingeschränkt, obwohl damals auch, wie oben erwähnt, eine große Wiesenfläche für den Betrieb verloren ging. Mit zunehmender Dränierung konnte aber auch der ertragsschwache, weil nur einschnittige Esper um die Jahrhundertwende ersetzt werden durch die auf dränierten Böden auch hier gut gedeihende, nun meist drei recht gute Schnitte erbringende Luzerne.

Einjährige Futterpflanzen werden nur wenig angebaut (rund 2 ha) und nur als Hauptfrucht (Mais, Erbsen, Wicken); eigentlicher Zwischenfruchtbau (z. B. Wasserrüben als zweite Frucht nach Getreide) kann wegen der Kürze der Vegetationszeit und der dadurch bedingten späten Getreideernte gar nicht eingeführt werden. Die Erzeugung von Saftfutter zur Bereicherung des Winterfutters wurde vermehrt durch stärkeren Anbau von Futterrüben, später auch durch Einsäuerung von Grünfutter in Silos.

Trockenere Jahre ergeben oft eine sehr schwache Futterernte. Mitunter bewirken sie sogar darüber hinaus, wie insbesondere 1952, daß die Neuaussaat von Feldfutter größtenteils verdorrt, am meisten bei Rotklee; 1953 wurde daraufhin der reine Kleebau für einige Jahre ganz durch Kleegras ersetzt, der Luzerne-Bau dagegen wurde trotz des eingetretenen Rückschlags bald im alten Umfange weitergeführt.

a) Die Anbauflächen 1861/64 wurden errechnet aus den Fruchtfolge-Listen der hier abgedruckten Gmelinschen Hofbeschreibung von 1863

b) Die Angaben für die Ernteerträge 1861 bis 1879 stellen „Mittelwerte aus 18 Jahren" dar, nach Mitteilung des Gutspächters, Herrn Gmelin in Bronnhaupten, aufgeführt im Beitrag von Prof. Fraas: Diagnostische Verhältnisse, Teil 3 „Bodenverhältnisse und Landwirtschaft" Beschreibung des Oberamts Balingen 1880, Seite 24

Die Angaben wurden von Scheffel und Simri umgerechnet auf Hektoliter und dann über die Mindest-Hektolitergewichte der „Getreideordnung 1954" auf Doppelzentner; anschließend wurden die Erntemengen von württ. Morgen (31,4 Ar) auf Hektar umgerechnet.

c) Die Zahlen für den „Feldbau Durchschnitt 1950/54" und „Dürrejahr 1952" sind den Buchführungsergebnissen entnommen.

d) Erbsen sind in den hier unter b) genannten Ernteerträgen 1861/79" erwähnt,

Anbau und Erträge des Hofguts um 1861/70 und 1950/54
nach Feldfrüchten, Fruchtgruppen und Kulturarten

Feldfrüchte Fruchtgruppen Kulturarten	Feldbau um 1861/70 Anbau um 1861/64 in ha a)	Ertrag ∅ 1861/79 Scheffel je Morgen	Doppelzentner je ha b)	Feldbau ∅ 1950/54 Anbau in ha	Ertrag dz/ha c)	Dürrejahr 1952 Ertrag dz/ha
Dinkel *)	27	Sp 6,4	15,1	—	—	—
		K .	10,4	—	—	—
Winterweizen	—	3,2	13,4	28,4	30,5	23,2
Sommerweizen	—	—	—	—	—	—
Winterroggen	—	3,2	12,3	6,8	23,6	12,4
Wintergerste	—	—	—	—	—	—
Sommergerste	4	3,6	11,9	16,2	29,2	19,8
Hafer	31	4,2	10,8	9,4	30,6	28,0
Getreide insgesamt	62			61		
Kartoffeln	zus.	17,1	65	6,6	129,0	132,0
Runkelrüben	rd. 4 ha	22,3	78	5,6	372,0	250,0
Hackfrüchte insg.	4			12		
Ackerbohnen	—	—	—	6,6	22,0	11,7
Erbsen d)	(0)	2,5	10,9	5,0	13,0	9,0
Hülsenfrüchte insg.	(0)			12		
Flachs	—	—	—	5,8	54,2	50,7
Hanf	—	—	—	—	—	—
Raps	9	2.5	9,6	0,0	(27,3)	—
Senf	—	—	—	1,3	13,7	12,5
Öl- und Faserpflanzen zus.	10			7		
Futterwicken e)	4	.	.	2	—	.
Esper	16	.	.	—		—
Rotklee	18	.	.	4	48	.
Luzerne	—	.	.	10	50	.
Feldgras	15	.	.	7	47	.
Feldfutter zus. f)	53	—	39	23	49	.
Brache	18	—	—	7	—	
Ackerland insg.	147			122		
Wiesen f)	39	.	(39)	24	42	.
bessere Weide	—	.	.	26	40	.
Obstgärten	6	.	.	6	.	.
Besseres Dauergrünland insg.	45	.	.	56	41	.
Kulturland insg.	192	.	.	178	.	.
Geringe Hutweide	13	.	.	5	.	.

*) Zu Dinkel: Sp.=in Spelzen; K=Kernen (d. h. „gegerbter Dinkel")

wurden also (wenn auch wohl nur auf kleinen Flächen) damals angebaut, obwohl sie in den „Rotationen" von 1861/64 nicht aufgeführt sind.

e) 1950 ff sind in dieser Zeile auch andere nunmehr angebaute einjährige Futterpflanzen mit enthalten, also außer Futterwicken auch Mais, Futtererbsen und dergleichen mehr.

f) Die Angaben 1861/79 über Heuerträge (Heu und Öhmd zusammen) gelten für die vollwertigen Rauhfutterflächen insgesamt, geben also Durchschnittswerte für Feldfutter und Wiese. — Die Angaben für 1950/54 beruhen auf Schätzungen tüchtiger Fachleute.

Die Gesamt-Rauhfutterfläche wird auf dem Hofgut wesentlich zweckmäßiger eingeteilt und genutzt als auf den umliegenden Bauernmarkungen, wo sie zum weitaus größten Teil als ständiges Wiesland dient. In Bronnhaupten besteht sie nämlich nur zu einem Drittel aus Wiese; ein weiteres Drittel dient, wie schon erwähnt, als gute oder mittlere Weide dazu, gesünderes, leistungsfähigeres Rindvieh zu halten bzw. aufzuziehen; das restliche Drittel besteht aus Ackerfutter und trägt so dazu bei, den Ackerboden in gutem Zustande zuerhalten. Die Futterflächen werden nur mittelstark gedüngt, um die würzigen, gehaltvollen Untergräser zu erhalten.

Ackerbau

(d. h. Ackerwirtschaft im engeren Sinne, also insbesondere der Anbau von Getreide. Hack- und Hülsenfrüchten, Öl- und Faserpflanzen).

Allgemeines:

Bodenverbesserung und -bearbeitung

Das Hofgut Bronnhaupten ist unter Fachleuten bekannt und geschätzt für seine gute Ackerwirtschaft, die unter schwierigen Boden-Klima-Verhältnissen den Acker in gutem, leistungsfähigem Zustand hält, im Durchschnitt der Jahre hohe Erträge erzielt und selbst in besonders ungünstigen Jahren meist noch mäßige Ernten herausholt.

Schon um 1880 (in der Oberamtsbeschreibung, S. 23/24, Abschnitt „der Boden und die Landwirtschaft") stellt der bekannte württembergische Geologe, Professor Fraas, die starke Empfindlichkeit der hitzigen Ölschieferböden und des darauf betriebenen Anbaus gegen Trockenheit heraus. Die Nutzpflanzen wurzelten nämlich meist nur flach, weil die auf weiten Flächen dicht unter der Ackerkrume anstehende, wasserundurchlässige Gesteinsschicht des Ölschiefers bei feuchtem Wetter (also oft gerade in der ersten Wachstumszeit) stauende Nässe schuf; umso schwerer wurde der Pflanzenwuchs durch folgende Trockenzeiten geschädigt. — Die staatliche Domänenverwaltung ließ daher in den letzten 60 Jahren den weitaus größeren Teil des Ackerlandes gründlich dränieren; viel Arbeit wurde in den beiden Weltkriegen durch Kriegsgefangene geleistet (die vor 1900 angelegten Entwässerungen waren meist nur behelfsmäßiger Natur und bestanden oft nur aus einzelnen, durch besonders nasse Stellen gezogenen Strängen); insgesamt sind rund 100 ha gut dräniert (darunter auch 5 ha Wiese und 2 ha Rindviehweide). Im Laufe langer Jahre konnte auch die Pflugfurche allmählich vertieft werden, von rund 14 auf 18 bis 20 cm; dazu wirkten zusammen: starke Anspannung (s. unten: Pferdehaltung), gute Ackergeräte und bessere Wasserhaltung in den dränierten Böden.

Versuche, tiefgründigere Böden mit Untergrund-Lockerungsgeräten besser zu erschließen, schädigten im Anwendungsjahre die Feldfrucht und brachten auch in den folgenden Jahren nicht die erhofften Mehrerträge; auch eine weitere Vertiefung der Pflugfurche erwies sich in den großenteils stark mit Ton durchsetzten Böden als unzweckmäßig.

Die erwähnten Bodenverbesserungen führten dazu, daß nun die Nutzpflanzen tiefer wurzeln konnten, folglich auch trockene wie nasse Witterung besser überstehen konnten. Nasse Jahre bringen nunmehr nur eine geringe Minderung der Erträge; andererseits wurden selbst im Jahr 1952 (welches in den für das Balinger Vorland wie auch für Bronnhaupten selbst wichtigsten Wachstumsmonaten Juni und Juli besonders trocken war) doch noch rund 60 % einer Durchschnittsernte erzielt (siehe Tabelle „Anbau und Erträge . . ." letzte Spalte); die Neueinsaaten von Ackerfutter hingegen konnten, wie bereits erwähnt, vor der ungewöhnlichen Dürre nicht gerettet werden (Beregnung ist auf der Hochfläche wegen Wassermangels nicht möglich).

Der Anbau nach Früchtegruppen und die Fruchtfolgen

(Vgl Tabelle „Anbau und Erträge um 1862/70 und 1950/54" sowie die hier abgedruckte Gmelinsche Hofbeschreibung von 1863).

Aus den Verwaltungsakten ist ersichtlich, daß spätestens um 1780 auf kleineren Flächen der Anbau von Kartoffeln, Rotklee und anderen „Brachfrüchten" einsetzte, und zu Beginn der 18jährigen Wirtschaftszeit des Pächters Gmelin (ab 1861) wurde der einseitige Getreidebau der „alten Dreifelderwirtschaft" (= Getreide, Getreide, Schwarzbrache) ersetzt:

a) teils durch die „Verbesserte Dreifelderwirtschaft (also mit vollem Anbau des Brach-Ösch — und hier zudem mit gewissen Ansätzen zu Fruchtwechselwirtschaft),
b) teils durch die „Feldgraswirtschaft" und
c) insbesondere durch Übergangs-Fruchtfolgen, in denen der schweren Böden wegen die Schwarzbrache vorwiegend beibehalten wurde.

Vergleiche die hier gebotene „Gmelinsche Hofbeschreibung von 1863", Abschnitt „Rotationen": zu a) gehört die Rotation 4, — mit hofnahen, „leicht zu bearbeitenden Böden"; zu b) gehören Rotation 1, sowie die Esper-Schläge, die dann nach einigen Jahren „wieder umgebrochen und in die neunfeldrige Fruchtfolge aufgenommen werden"; zu c) gehören die Rotationen 2 und 3 — mit entfernteren, unebenen, großenteils „schweren Feldern".

Von diesen Rotationen ist nur Rotation 4 eine echte „Verbesserte Dreifelderwirtschaft", sie weist nämlich dreimal den Umlauf: „Brachfrucht, Getreide, Getreide" auf. Die Rotation 3 zeigt einen Übergang von alter Dreifelderwirtschaft zu Fruchtwechselwirtschaft, denn sie hat in 9 Jahren zwar nur einmal eine Anbaufolge, in welcher Getreide nach Getreide steht, sie hat aber noch zweimal Vollbrache.

Die Schwarzbrache wurde also erheblich eingeschränkt: sie nahm daher bereits damals nur noch rund 12 % und der Getreidebau nur noch 42 % der Gesamt-Ackerfläche ein. Von der angebauten Ackerfläche entfielen also nur noch etwa 47 % auf Getreide, dagegen rund 42 % auf Ackerfutter und rund 11 % auf einjährige „Brachfrüchte" (vorwiegend Ölfrucht, daneben Hülsen- und Hackfrucht)

Der Hackfruchtbau war also um 1865 nur schwach vertreten (mit nur 2—3 %); der An-

Th. Gmelins Beschreibung der Staatsdomäne Bronnhaupten (Oberamt Balingen) um 1863

Größe	Insg.	Äcker	Wiesen	Gras- und Baumgärten	Weiden	Kraut- und Küchengärten
(in Morgen)	640	455	123	20	40	2

arrondiert bis auf 40 Morgen

Boden: Letten-, Thon-, Lehm- und Moorboden (schwarzer Jura eps., Posidonienschiefer). **Höhe** 2 130 Fuss.

Eigenthümer: K. Staats-Finanzverwaltung (Kameralamt Balingen).

Pächter auf 18 Jahre (1861/79) Theodor Gmelin von Tübingen, früher Student in Hohenheim.

Pachtgeld: 3 636 Gulden.

Fruchtfolgen (9-Felderwirtschaft) der folgenden **Rotationen**

1. Auf 90 Mgn. früherer Wiesen mit moorigem Boden, wovon 20 drainiert sind
2. Auf den entfernteren, z. T. unebenen, meist schweren Feldern
3. ebenfalls auf entfernteren, z. T. unebenen, meist schweren Feldern
4. Auf den Äckern nahe beim Hofe, z. Teil mit Trepp- und Überfahrtsrecht, aber nicht durchaus eigenem Weiderecht, mit gutem, leicht zu bearbeitendem Boden.
5. Jeweils 50 Mgn. Esper auf geringeren Teilen der anderen Schläge (s. unten)

Rotationen

Jahr	1.	2.	3.	4.	Anmerkungen
1	Brache[1])	Brache	Brache	Futterwicken[4])	1) oder Futterwicken
2	Reps	Dinkel	Dinkel	Dinkel[5])	2) oder Mischling
3	Dinkel[2])	Klee	Klee[3])	Hafer	3) oder Dinkel
4	Gras	Klee	Klee[4])	Klee	4) oder Hackfrüchte
5	Gras	Hafer	Hafer	Dinkel	5) oder Gerste
6	Gras	Hafer	Brache	Hafer[6])	6) oder Brache
7	Gras	Brache	Reps	Hackfrüchte[7], Gerste[3])	7) oder Raps
8	Hafer	Dinkel	Dinkel		
9	Hafer	Hafer	Hafer	Hafer	
Schlaggröße (Mgn.)	10	11	11	13	+ 50 Mgn. Esper
Rotationsfläche (Mgn.)	90	+ 100	+ 100	+ 117	= zus. rd. 455 Mgn.

Ein 10. Schlag mit 50 Mgn. Esper wurde dadurch gebildet, daß von den anderen Schlägen die entfernteren, unebenen, geringeren Theile zur Futtergewinnung und Weide so lange niedergelegt werden, als ein entsprechender Nutzen daraus zu ziehen ist, dann wieder umgebrochen, und in die 9-feldrige Fruchtfolge aufgenommen werden, wogegen andere Theile von ähnlicher Beschaffenheit wieder mit Esper eingesät werden.

Die **Viehhaltung** besteht derzeit aus:

Pferde	Rindvieh	Schafe (im Vorwinter)	Schweine
5 Zugpferde, 4 Fohlen (2 zweij., 2 jüngere)	72 Kühe u. Jungvieh, 28 Ochsen	150 Mutterschafe, 50 Jährlinge, 4 Störe (Zuchtböcke)	6 Mutterschweine, 2 Eber, einige Läufer
(schweren Brabanterschlags)	(Simmenthalerkreuzung)	(Bastarde zwischen Landrasse u. Merino)	(halbenglisch)

Sämtliche schöne Kälber werden nachgezogen, da der Milchverkauf nach Balingen sich nur auf 30—50 Mass à 6 Kreuzer beschränkt; überdies wird im Sommer gekäst.

Von der Schäferei (Bastarde werden im Herbst die Hammellämmer[1]), der Brack der Kilberlämmer und Mutterschafe samt Göltschaften[2]) abgesetzt; die Lämmer fallen vom 1. Januar bis 1. Februar.

Von den Schweinen wird die Nachzucht als Ferkel verkauft; ein Eber wird für die Umgebung gehalten.

Die Früchte werden größtenteils auf dem Hof verkauft und ist namentlich der Hafer sehr gesucht.

Auf dem Hof ist ein laufender Brunnen und ein Weiher; alles Drainage-Wasser wird in den Brunnen, die Übereich[3]) in den Weiher geleitet, der zugleich Wasser, Gülle usw. aus dem Hof aufnimmt und zur Bewässerung der unterhalb liegenden Wiesen dient. Ein 2ter laufender Brunnen ist im Thale, beide versiegen nie. Die Obstgärten enthalten etwa 800 St. tragbare Bäume.

1) bis 2) d. h. die männlichen Lämmer, der Ausschuß der weiblichen Lämmer und der Mutterschafe sowie die „leer gehenden" (also nicht trächtig gewordenen) Mutterschafe abgesetzt.

3) d. h. das aus dem Brunnen überlaufende Wasser.

Quelle: Ammann, August, „Die Hofgüter im Königreich Württemberg ...", Stuttgart 1864, S. 45/46

bau von Kartoffeln war wohl bis etwa 1845 auch in Bronnhaupten erheblich stärker gewesen, seitdem war er offenbar wegen der Krautfäule, die damals im ganzen Lande stark auftrat und erst nach und nach in einem langjährigen Zeitraum zum Abklingen kam, erheblich eingeschränkt worden. Dagegen wurde (zum mindesten seit Herr Gmelin den Hof übernommen hatte) auf Bronnhaupten viel Raps gebaut; er stand in der Fruchtfolge an bevorzugter Stelle, nämlich nach Schwarzbrache. Erst um die Jahrhundertwende kam dann der Hackfruchtbau — desgleichen der Hülsenfruchtbau — stärker in Gang (im Zusammenhang vor allem mit der erwähnten Betriebsumstellung und der nun stärker einsetzenden Entwässerung); damals wurde die Schwarzbrache weiter eingeschränkt (auf etwa 6 % des Ackerlandes), der Ackerfutterbau intensiviert und zugleich der Fläche nach erheblich eingeschränkt.

Das dadurch freiwerdende Land kam zum Teil auch dem Getreidebau zugute; sein Flächen-Anteil am Ackerland stieg dadurch auf gut 50 Prozent, sein Ausmaß erreichte damit wieder den Stand von 1860/65 trotz erheblich verminderter Gesamt-Ackerfläche. Die blattreicheren Ackerpflanzen nahmen aber trotz Verstärkung des Getreidebaues doch noch rund 45 % der Ackerfläche ein, konnten somit ihre günstige Wirkung auf die meist schweren Ackerböden ausüben, nämlich die Bodengare fördern und das Unkraut eindämmen.

Die restliche Schwarzbrache findet sich fast durchweg nur noch auf den bereits erwähnten schweren, weil stark tonigen Böden der beiden Talzüge, und sie muß dort als Notbehelf angewandt werden, wenn nasses Herbstwetter den Landwirt daran hindert, den Acker in rauhe Winterfurche zu legen, also gründlich durchfrieren zu lassen. Auf dem Hauptteil des Ackers herrscht seit Jahrzehnten die brachelose „Verbesserte Dreifelderwirtschaft" mit Übergängen zu Feldgraswirtschaft und zu Fruchtwechselwirtschaft.

Seitdem hat Bronnhaupten erheblich größere Erfolge in der Verbesserung der Böden und der Anbauverfahren, — und folglich auch in der Ertragssteigerung erzielt, als die kleinbäuerlichen Dorfgemeinden des Vorlandes. Bronnhaupten hat infolgedessen jetzt vor ihnen in den Ackererträgen einen beträchtlichen Vorsprung.

In den rund 80 Jahren von 1860/80 bis 1950/54 wurden auf Bronnhaupten — wie aus der Vergleichstabelle „Anbau und Erträge um 1861/70 und 1950/54" hervorgeht — die Hektar-Erträge in Getreide und Kartoffeln mindestens verdoppelt, bei Sommergetreide und Futterrüben noch wesentlich mehr gesteigert, — bei Hülsenfrüchten sowie bei Öl- und Faserpflanzen waren recht ungleiche Ertragssteigerungen zu verzeichnen. — Die schon 1861/79 recht hohen Hektarerträge in Heu, — damals wohl großenteils durch reichlichen Düngeranfall bedingt — konnten in den folgenden 70 — 80 Jahren nur noch teilweise stärker gesteigert werden, insbesondere dadurch, daß der Esper durch Luzerne ersetzt wurde.

Im Getreidebau setzten sich die anspruchsvolleren, gewöhnlich auch ertragsreicheren Getreidearten zeitig durch.

Das alte Brotgetreide, nämlich der Dinkel, wurde bis 1895 etwa zur Hälfte, bis um 1905 sogar ganz vom Weizen verdrängt, und dem Hafer, der einst mehr als sieben Achtel der Sommergetreidefläche einnahm, machte die Gerste nun den Vorrang streitig.

Seit 1925/30 dient ein großer Teil des Ackerlandes der Pflanzenzucht, genauer gesagt: der Nutzbarmachung ihrer Erfolge für die breite Masse der Bauernbetriebe durch Saatgut-Vermehrung; jedes Jahr wird eine größere Menge „Elite-Saatgut" (Getreide und Hülsenfrüchte) gekauft und angebaut; die Ernte wird dann — nach Anerkennung der Feldbestände — als „Hochzucht-Saatgut" verkauft.

Der Kartoffelbau wurde seit 1954/56 vermindert, weil die Nachfrage nach Speisekartoffeln erheblich zurückgegangen ist. — Leider geht auch der Anbau von Flachs und Raps wegen Wegfalls der Anbauprämien zurück; diese Feldfrüchte sind für die Ackerwirtschaft von Bronnhaupten sehr wertvoll, weil sie günstige Vorfrucht für den Getreidebau sind.

Die Acker-Erträge waren um 1860/80 noch recht mäßig, trotz sorgfältiger Ackerarbeit und recht guter Humuswirtschaft. Die damaligen Erträge von Bronnhaupten entsprachen bei der Mehrzahl der Ackerfrüchte etwa denen, welche um 1860 im Betrieb der Domäne Kirchberg (auf den Höhen ostwärts von Sulz/Neckar gelegen) auf Tonmergel- und Sandböden des Keuper und ziemlich fruchtbaren Lehmböden erzielt wurden; bei Dinkel, Erbsen und Raps dagegen lagen sie merklich unter denen von Kirchberg [1]).

Im Vergleich zum Durchschnitt der Vorlandgemeinden des Oberamtes Balingen hat Bronnhaupten etwas geringere Böden, hatte aber doch bereits um 1860/80 etwa gleich hohe Ernten wie diese [2])

[1]) Siehe Oberamtsbeschreibung Sulz, Stuttgart 1863, Seite 232.

[2]) Siehe Oberamtsbeschreibung Balingen, 1880, Seite 21/26 und Seite 162/164.

Wie unser Geld zu seinem Namen kam

Von Missionären aus dem byzantinischen Kaiserreich lernte man in Mitteleuropa das Prägen von Münzen. Schon zur Zeit des römischen Kaisers Konstantin des Großen (306 bis 337) prägte man gern das Zeichen des Kreuzes auf die Münzen. Es lag nahe, daß man diese Sitte in den deutschsprachigen Ländern nicht nur beibehielt, sondern den Münzen auch danach den Namen gab. Es entstand der Kreuzer. Er ist die älteste deutsche Münze. In Münzsammlungen sind noch solche mit Kreuzen versehene Kupfermünzen enthalten.

Der Name Pfennig stammt her von dem althochdeutschen „phantinc", das heißt Pfand. Münzen dieses Namens gab es vor allem im Karolingerreich im 8. bis 10. Jahrhundert. Ursprünglich waren es Silbermünzen, die aber später auch in Kupfer geschlagen wurden. Diese Sitte bürgerte sich vor allem um 1300 in der schwäbischen Stadt Hall ein. Man nannte daher diese Münzen „Haller", daraus bildete sich später die Schreibweise Heller.

Unter Kaiser Otto I. (936 bis 973) wurden auch Schillinge geprägt. Dieses Wort kommt von dem althochdeutschen „scilt" — Schild und ist die deutsche Bezeichnung für Brakteaten, das sind dünne Silberblechmünzen, die nur einseitig geprägt waren. Man nannte sie auch Hohlpfennige oder Schildmünzen.

Um das Jahr 1300 prägte man auch erstmals Dickpfennige, also Münzen, die einen höheren Wert besaßen als normale Pfennige. Da man während des Mittelalters die Sucht hatte, alles mit lateinischen Namen zu nennen, nannte man diese Münzen „Grossus", daraus entstand die noch heute allgemein geläufige Bezeichnung Groschen.

Auch der Name Mark stammt wahrscheinlich aus dem Lateinischen, nämlich von dem Wort „marcus" = großer Hammer. Die Mark war die älteste deutsche Reichsmünze und besaß ursprünglich ein Münzgewicht von 22, später von 16 Lot. Zur Verhütung weiterer Wertverringerungen brachte man ein Zeichen auf der Münze an, eine Marke, also von marcus = Hammer, der ein heiliges altdeutsches Zeichen war.

Der Gulden ist eine Fortentwicklung von „gülden" = Gold und kam um 1500 von Tirol aus in den Verkehr. Anfangs verkörperten diese Gulden das Silbergeld nur gewichtsmäßig den Wert eines Goldguldens, weil man noch nicht genügend Gold hatte. Später, als in Südamerika die ersten Goldbergwerke entstanden, prägte man Gulden von reinem Gold. Mit dem „Louis d'or" des Sonnenkönigs Ludwig XIV. von Frankreich wurde die mit dem Gulden beginnende Goldmünze geldgeschichtlich berühmt. Erst mit dem Ersten Weltkrieg 1914 starben die Goldmünzen

Der Name Taler, niederländisch Daalder, früher Thaler geschrieben, stammt wahrscheinlich aus dem altgriechischen Sprachbereich. Er wurde zum ersten Mal in Böhmen in den Joachimsthaler Silberbergwerken geprägt und Joachimsthaler genannt. Aus dem Währungsbegriff Taler entwickelten sich der Dollar, der Rubel, Peso, Sendo, Franken und andere heutige Münzen. Im deutschsprachigen Raum, wo der Taler entstanden war, wurde er 1907 außer Kurs gesetzt.

Zu einer ungeahnten Kostbarkeit wurde ein Beschwerdebrief, den der Magistratsregistrator Josef Arnold aus Straubing Anno 1850 an den Magistrat von Eichstätt an der Altmühl richtete In diesem Brief beklagte sich Arnold darüber, daß ein anläßlich einer Gewerbe-Ausstellung in Eichstätt nach Straubing gefallener Gewinn noch nicht ausgezahlt worden sei. Den Grund, weshalb sich die Eichstätter über diesen unerfreulichen Brief freuen, liefert freilich nicht sein Inhalt, sondern das Porto, das Herr Arnold auf den Umschlag geklebt hat: Es sind sechs schwarze Ein-Kreuzer-Marken, die noch dazu in einem geschlossenen Block zusammenhängen. Die zwei schönen Mühlradstempel, mit denen die Marken entwertet wurden, machen den Fund noch wertvoller. Die schwarzen Ein-Kreuzer-Marken wurden 1850 nur in geringer Auflage hergestellt. In den folgenden 100 Jahren verloren sie sich und wurden so selten, daß sie heute zu den Kostbarkeiten der Philatelie zählen. Besonders selten ist natürlich ein so gut erhaltener Sechserblock. Die Marken werden vom Eichstätter Stadtkämmerer mit Argusaugen bewacht. Man schätzt ihren Wert auf mindestens 525 000 Lire.

Die Entdeckung dieser Kostbarkeiten verdankt Eichstätt der Ordnungsliebe seiner Behörden. Die Stadtverwaltung hatte alte Akten an das Nürnberger Staatsarchiv geschickt. Dort sollte es von Fachleuten inventarisiert werden. Beim Sortieren des Materials kam es dann zu dem Fund. Außerdem entdeckte man noch einige Drei- und Sechs-Kreuzer-Marken aus jener Zeit im Wert von etwa 225 000 Lire. Eichstätt ist also durch seine Ordnungsliebe um runde 750 000 Lire reicher geworden. Bei den Behörden ist ein wahres Forscher- und Stöberfieber ausgebrochen. Noch nie haben sich die Beamten so lebhaft für ihre Registratur interessiert wie jetzt. NP.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 28 Ostdorf

Himmelfahrtsfest

Morgens 4 Uhr oder so geht jung und alt zum Eutenberg, um „Aufferblüamle" zu suchen, welche in Kränzchen geflochten und im Hause aufgehängt werden. (Heute noch).

Altgermanisches

Die Großmutter eines jetzt noch lebenden Bürgers (Jakob Scherle) pflegte gegen Abend beim Betzeitläuten („Aufamärgaleita") zu dem Knaben zu sagen: „Bua, jetz müaßa-mr a Liad beatta: dr Wote zut!"

Im „Hätzenbohl" soll der Sage nach eine altgermanische Kultstätte gewesen sein. Dort befinden sich noch viele herumliegende Bausteine. Mündlicher Überlieferung nach sollen Steine von dieser Stätte zum Bau der Balinger Stadtkirche verwendet worden sein. In der Nähe ist das „Oswäldle". Dieser Name dürfte aber eher von dem Personennamen Oswald als von ans (Gottheit) abzuleiten sein, da ahd. ans bei uns die Nasalität (wegen des n) nicht verlieren würde (vergleiche Onstmettingen, mundartlich aoßmetenga). „Vor Heiligen" (voar hoalega) befindet sich ein großer ausgehauener Stein, einem Taufstein nicht unähnlich.

In der Nähe von Ostdorf lag einst Anhausen, ein abgegangenes Dorf. An der Ostseite der Kirche ist, jetzt noch sichtbar, ein Törchen (dearie) zugemauert, das einst den Leuten von Anhausen als Eingang diente oder gedient haben soll. — Ein Römerweg soll gehen von Engstlatt — Gundlosen (grondlaosa) — Straße — Heerstraße (eßtroß) — Vochenzenberg, dem sich auf Geislinger Markung der Schelmenwasen anschließt — Geislingen.

Auf der Flur Hammerstall ist eine Burgruine. Ein „Burgweg" (burgweag) führt dorthin. — Der Sage nach ist ein unterirdischer Gang vom Hammerstall auf die Heimburg (hoaburg) gegangen. — Der Wald Bubenthenn (buabadeng) habe einst den Grafen von Bubenhofen gehört.

In Eitershalde hauste einst das Eitershaldenmännlein. Dort in der Nähe ist die Flur Brühl und lag einst Anhausen.

Volksheilkunde

Silberdisteln für eine Kuh, die nicht rindert. — Blutwurzel für Durchfall beim Vieh. — Tausendgüldenkraut für allerlei Schäden. — Thymian für den kranken Magen. — Augentrost für die Augen. —

Volksglauben

Jakob Scherle, Landwirt, schlachtet auch heute noch nur bei Vollmond. — Wenn man bei Vollmond Zwiebeln steckt, kommen sie wieder heraus, so daß man sie nochmals hineinstecken muß. — Gottfried Burkhart, ein alter Ostdorfer, der jetzt nicht mehr lebt, konnte „besprechen" und machte viel mit Kräutern Er hatte auch handschriftliche Bücher über diese Dinge, welche aber sein Weib nach seinem Tode verbrannte, weil sie solche Sachen für eine Art Teufelsspuk erachtete.

In Ostdorf wurde am 18. Oktober 1813 Johann Martin Seemann geboren, von Beruf Wagner. Zu seinem 100. Geburtstag erhielt er ein Schreiben vom Kaiser mit einer wertvollen Tasse (mit Untertasse), eine einmalige Anfertigung aus der kgl. Manufaktur mit dem goldenen Reliefbildnis des Kaisers. Vom König erhielt er 100 Mark, vom Patriotischen Verein eine Eintrittskarte (welche 105 Mark gekostet hätte) zur Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. Die Fortschrittliche Volkspartei wählte ihn zu ihrem ersten und einzigen Ehrenmitglied. Auch sonst erhielt er viele Ehrungen. — Er nahm an der Feier in Leipzig nicht teil, weil er kein Freund des Kaisers war. In der Zeitung stand, die Ärzte hätten es ihm abgeraten. Er starb 1914.

In Ostdorf wurde 1827 Martin Haug, ein bekannter Orientalist, geboren, der sich von der Volksschule fast durchweg als Autodidakt zum Lehrer, zum Maturum, Dozenten und Universitätsprofessor emporarbeitete. Er wirkte eine Reihe von Jahren auch in Indien, ferner in Bonn und München. Gestorben 1876. Vgl. Dr. Friedrich Veit, Festschrift zur Haugfeier in Ostdorf am 29. August 1909. Dort eine Autobiographie Haugs abgedruckt.

In Ostdorf lebte als Pfarrerssohn und Privatgelehrter Dr. Friedrich Veit, der 1901 die „Ostdorfer Studien" herausgab, die meist mundartliche Untersuchungen und Materialien enthalten. In der Festschrift (s. o.) findet sich gegen den Schluß des Buches eine Abhandlung über Ostdorfer Familien und Namen. Dr. Veit verfaßte auch ein kleines Schriftchen „Die Ortsnamen des Oberamts Balingen".

Wagner Gottlob Leukhart in Ostdorf (lebt noch) ist ein Heimatfreund und verfaßte als eine Art Volksdichter das Gedichtbüchlein „Ein weißer Rabe". — Landwirt Jakob Scherle ist ein Heimatfreund und besitzt das Material über Joh. Martin Seemann (s. o.): Zeitungsausschnitte, Briefe, die Tasse (s. o.) usw.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds" der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 26. März 1960 | Nummer 3

Mittelalterliches Städtewesen und das Werden der Stadt Ebingen

Vortrag, gehalten am 19. 11. 1959 vor der Heimatkundlichen Vereinigung des Kreises Balingen, von Dr. Walter Stettner

Das eigentliche Thema, das ich mir für den heutigen Abend gestellt habe, ist die Frage, wie Ebingen Stadt geworden ist. Darüber glaubte ich Ihnen einigermaßen sichere Ergebnisse vorlegen zu können. Da wir aber über diesen Vorgang keine Aufzeichnungen besitzen und meine ganzen Ausführungen nur auf Kombinationen verschiedener Tatsachen beruhen, war es notwendig, eine Entwicklung des Städtewesens in Europa und vornehmlich im Schwäbischen vorauszuschicken, damit Sie nicht den Eindruck gewinnen, meine Darlegungen zur Entwicklung Ebingens beruhten auf freier Phantasie und seien darum ganz unverbindlich. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, das mittelalterliche Städtewesen in all seiner Breite heute abend auszubreiten; dazu genügte kaum ein besonderer Abend allein mit diesem Thema. Ich will vielmehr nur Dinge herausgreifen, die zum Verständnis der Ebinger Geschichte beitragen. Wir werden dabei von Darlegungen über das allgemeine Städtewesen fortschreiten zu solchen über die Entstehung der schwäbischen Städte und schließlich zu dem eigentlichen Thema, wie Ebingen Stadt geworden ist.

Ich habe diesen Vortrag schon in den großen Ferien ausgearbeitet. Nun habe ich aber in den letzten Wochen und Tagen den Eindruck gewonnen, daß einige Punkte viel größeres Gewicht beanspruchen dürfen, als ich ihnen bisher beigemessen hatte. Welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind, übersehe ich noch nicht völlig. Die Stadtwerdung Ebingens war anscheinend viel komplizierter, als ich bisher angenommen hatte. Das, was ich Ihnen zunächst vortrage, wird dadurch nicht wertlos, aber wenn ich Ihnen am Schluß meine neuen Überlegungen vortragen darf, werden Sie selbst erkennen, daß da Fragen auftauchen, die nicht von einem Augenblick zum anderen gelöst werden können, wenn sie nicht überhaupt für immer uns verschlossen bleiben. Aber in der Wissenschaft geht es ja nicht nur darum, Lösungen zu finden, sondern auch darum, die richtigen Fragen zu sehen und anzusprechen.

Die Stadt ist heutzutage Wohnort und Arbeitsplatz für die Masse unserer Bevölkerung, sei es die Weltstadt, die Groß-, Mittel- oder Kleinstadt. Das Dorf bildet keinen wesensmäßigen Gegensatz zur Stadt, es unterscheidet sich höchstens in seiner Größenordnung von ihr. Ob einer im Dorf Winterlingen oder in der Stadt Rosenfeld wohnt, ist für ihn rechtlich ohne Belang, und als vor 30 Jahren Tailfingen zur Stadt erhoben wurde, da änderten sich nur der Briefkopf der Verwaltung und die Namensschilder an den Ortseingängen, aber nichts an Rechten und Pflichten der Tailfinger. Bis vor 150 Jahren aber lebte der Bürger in der Stadt nach anderem Recht als der Bauer auf dem Dorf.

Man sagt wohl, zu einer Stadt des Mittelalters gehörten notwendig Marktrecht und Stadtbefestigung. Das ist für den Regelfall richtig, aber es gab auch Dörfer mit Marktrecht und es gab anfangs manche Stadt ohne steinerne Befestigung, ohne Mauern also. Der eigentliche Vorzug der Städter war es, daß sie ein Stadtrecht besaßen und sich in einem bestimmten Maß selbst verwalten durften.

Die Selbstverwaltung, die Autonomie ist ein Erbe Griechenlands, der dortigen politischen Wirklichkeit und noch mehr der dort geformten Theorie, wobei wenigstens die Namen Platon und Aristoteles anzuführen sind. Auch im römischen Reich besaßen nicht nur Rom und seine Nachbarstädte in Latium, nicht nur die Griechenstädte nach ihrer Eingliederung ins römische Reich die Möglichkeit, über ihre Angelegenheiten selber zu entscheiden, sondern auch die Gemeinden an Rhone und Seine, am Rhein und an der Donau, in Asien und Nordafrika. Als aber nach zwei glücklichen Jahrhunderten eines fast ungestörten Friedens äußere Feinde, allen voran Germanen und Parther seit etwa 200 nach Chr. gegen das römische Reich anstürmten, da wurde die Regierungsform dieses Reiches immer spürbarer absolutistisch und die spätrömischen Kaiser schickten ihre Beamten auch in die Städte und untergruben deren Selbständigkeit. Als das Reich unter Konstantin christlich geworden war, fungierten die Bischöfe in ihren Städten ebenfalls als kaiserliche Beamte, und sie blieben auch Herren ihrer Städte, nachdem im Westen das römische Reich untergegangen war. Die Freiheit der Bürger und ihr Recht zur Selbstverwaltung gingen verloren. So blieben zwar in weiten Teilen des einstigen römischen Reiches zahlreiche Städte erhalten — ich erinnere nur auf dem Boden des einstigen Deutschen Reiches an Köln, Bonn, Koblenz, Trier, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Augsburg, Regensburg, Passau, Wien — aber der eigentliche Kern, das Mark der Städte fehlte hier ebenso wie in Italien oder Spanien. Über die inneren Angelegenheiten der Stadt bestimmte der Stadtherr, der König etwa oder ein Herzog oder Graf oder auch ein Bischof. Gewiß, diese Stadt unterschied sich vom umliegenden Land, von den Dörfern und Weilern in mancher Hinsicht: hier stand Haus neben Haus, hier wurden Wochen- und Jahrmärkte gehalten, hier lebte die Bevölkerung nicht nur von landwirtschaftlicher Tätigkeit, sondern viel stärker von Gewerbe und Handel, und die Stadt besaß Mauern, die (nach langer Vernachlässigung) seit den Normannen- und Ungarnstürmen wieder im Stand erhalten wurden. Und doch sind manche Gelehrte der Ansicht, man dürfe für jene Jahrhunderte von einer Stadt im Rechtssinn gar nicht reden, weil sie keine Selbstverwaltung kenne.

Im 11. Jahrh. aber hebt der Kampf der Bürger in den Städten mit ihren Stadtherren um Selbständigkeit, um das Selbst- oder wenigstens Mitbestimmungsrecht an und führt da und dort zu Erfolgen. Voran gehen die oberitalienischen Städte, Genua, Mailand usw.; gegen Ende des Jahrh folgen auch die ersten Städte nördlich der Alpen an der Maas und am Rhein. Als 1073 rheinische Bischöfe sich gegen König Heinrich IV. erhoben, erfuhr der Wormser Bischof zum ersten Mal, daß seine Herrschaft über die Stadt keine unbedingte war, zumal nicht in dem Augenblick, da er sich gegen die Instanz wandte, auf die seine stadtherrliche Gewalt in ihrer vollen Ausprägung zurückging: das Königtum. Über die Bürgerschaft war beim Abfall vom König nicht zu verfügen wie über eine Horde willenloser Unfreier. So wurde der vom König abgefallene Bischof von seiner Bürgerschaft aus der Stadt vertrieben und der aufs schwerste gefährdete König in allen Ehren in die Stadt aufgenommen. Er zeigte sich erkenntlich durch die Verleihung wichtiger Privilegien.

Träger des Kampfes gegen die Stadtherren waren die Kaufleute, d. h. die Fernkaufleute, die oft viele Monate unterwegs waren, den Rhein hinauf nach Italien oder Spanien, nach England, Schweden oder Rußland. Sie brauchten den Schutz des Königs für ihre Reisen und auch für ihre häuslichen Niederlassungen, und der König, der sie aus finanziellen Gründen schätzte, gewährte ihnen gerne Schutzbriefe. Die Kaufleute genossen so für ihre Niederlassungen, die meistens sich an eine Bischofsstadt oder eine herrschaftliche Burg unmittelbar anschlossen, gewisse Vorrechte in der Selbstverwaltung. Seit dem Ende des 11. Jahrh. nun gelang es ihnen in Deutschland, auch für die übrigen Teile der städtischen Siedlungen solche Vorrechte zu erzielen, und zwar durch Bildung von Schwurbrüderschaften, in denen sie sich mit den Bürgern zusammentaten. Unter ihrem Druck fanden sich die Stadtherren nach Auseinandersetzungen, die oft sich über Jahrzehnte hinzogen, schließlich zu Zugeständnissen bereit, deren Ausmaß von der jeweiligen Stärke der beiden Gegner abhing. Die Kontrolle des Marktes und der Lebensmittelgewerbe, bald die Aufsicht über das gesamte Gewerbeleben, die Regelung des Maß- und Gewichtswesens, der Besitz der hochwertigen Marktbaulichkeiten, alles kam aus stadtherrlichen in bürgerliche Hände. Selbst die unmittelbaren Hoheitsrechte, Militär- und Gerichtshoheit gingen allmählich an die größeren Städte über. So wurde die Ordnung des Zusammenlebens, das Stadtrecht, nicht mehr einseitig vom Stadtherrn festgelegt, sondern mit den Vertretern der Bürgerschaft ausgehandelt oder auch von diesen allein bestimmt. Manches dieser Stadtrechte wurde als vorbildlich empfunden und daher vielerorts übernommen. Das gilt etwa vom Kölner und Soester Recht in der älteren Zeit, später vom Lübecker, Magdeburger, Nürnberger und Wiener Recht. Deutlich sichtbar wurde der Erfolg der bürgerlichen Bewegung, wenn die Verwaltung der Stadt von einer einheitlichen Behörde übernommen wurde. Das war der Rat, die Regierung der Stadt durch Ratsmannen. Sie stammten aus der Oberschicht, die sich nach und nach aus den Kaufleuten und dem Adel bildete, jenem Adel, der einst vielfach im Dienst des Stadtherren gestanden und sich nun aus seiner Abhängigkeit gelöst hatte. Bis weit ins 14. Jahrh hinein reicht die Blütezeit der aristokratischen Ratsverfassung in Deutschland; dann setzen neue Bestrebungen ein, die auf eine Beteiligung der unteren Schichten am Regiment der Stadt abzielen. In der Stadt genossen die Bürger persönliche Freiheit, sie konnten auch über Hab und Gut frei verfügen, denn „Stadtluft macht frei“ ist ein wichtiger Satz des mittelalterlichen Rechts. Wenn dieser Kampf der Bürger somit ein Kampf um die Freiheit ist, so läuft er zeitlich gleich und ist geistig verwandt mit dem bekannteren Kampf der Kirche um

ihre Freiheit vom Staat, den wir gewöhnlich als Investiturstreit bezeichnen.

Wir haben zunächst von jenen Städten gesprochen, die aus älteren städtischen Siedlungen, meist alten Römerorten herangewachsen sind. Wie aber steht es in unserer engeren Heimat, im Schwäbischen? Hier hatte ja die Römerherrschaft erheblich kürzer gedauert als am Rhein und an der mittleren Donau; das vom Limes begrenzte Gebiet zwischen Rhein und Donau war für die Römer eher Glacis, strategisches Vorfeld als echter Besitz, und so wurde es schon nach dem Alemanneneinfall des Jahres 259/260 aufgegeben. Die römischen Siedlungen wurden großenteils zerstört; wo sie bestehen blieben, mied man sie und siedelte sich daneben an. Die Alemannen kannten — ebenso wie die übrigen Germanen — keine Städte, sie lebten auf dem Land, im Einzelhof, im Weiler, im Dorf. Bis zum Regierungsantritt der Staufer, also bis zur Mitte des 12. Jahrh., können wir im Gebiet des heutigen Württembergs keine Siedlung mit städtischem Charakter nachweisen. Kaufleute, die es an den größeren Straßen wohl in einiger Zahl gab, hatten doch nicht genügend wirtschaftliche Kraft und Eigenständigkeit, um sich gegen die Herren Rechte zu erkämpfen.

So ist der Vorgang der Städtebildung bei uns ein anderer als etwa am Rhein. Unsere Städte sind nicht nur nach ihrem Rechtscharakter, sondern auch nach ihrer Siedlungsform Neuschöpfungen seit der Mitte des 12. Jahrh., und zwar wurden sie geschaffen von den Herren des Landes, vom König und dem hohen Adel. Wir dürfen annehmen, daß nicht nur die Grafen in ihrem bescheidenen Herrschaftsbereich, sondern auch ein so vielbeschäftigter Mann wie Friedrich Barbarossa die Planung an Ort und Stelle vornahm; in der Folge wurde die Stadt, da sich der Gedanke der Mit- oder Selbstverantwortung der Bürger Bahn gebrochen hatte, mit solchen Rechten begabt.

Welchen Zweck verfolgte ein Herr, wenn er Mühen und Kosten einer Stadtgründung auf sich nahm? Am häufigsten dachte er an die bessere Verteidigung seiner Herrschaft. Dem Zeitalter der Städtegründungen, das bei uns etwa die Jahre von 1150—1350 umfaßt, war vorausgegangen das Zeitalter des Burgenbaus, und eine Stadt stellte ja eine Art Großburg — eine Festung — dar, für die man die Mannschaft nicht einmal besonders besolden mußte. Und die Städte eigneten sich als Stützpunkte der Verteidigung sehr gut bis zur Verwendung der Feuerwaffen. Karl Weller hat nachgewiesen, daß Kaiser Friedrich Barbarossa, der bei uns der erste Städtegründer gewesen ist, sich bei dieser Tätigkeit häufig von strategischen Überlegungen leiten ließ, weniger noch bei seinen ersten Städten wie Gmünd und Ulm, wohl aber in seinen späteren Gründungen, durch die er die schwäbische Ostgrenze gegen Heinrich den Löwen sicherte, der ja nicht nur Herzog von Sachsen, sondern auch von Bayern war. Zu dieser Gruppe gehören Donauwörth, Lauingen, Giengen a. d. Brenz, Weissenburg, Dinkelsbühl und Bopfingen. Auf Barbarossas Enkel Friedrich II., den sizilischen Staufer, wird die Gründung etwa eines Dutzends schwäbischer Städte zurückgeführt. Das Beispiel der Könige ahmten dann die Herzöge und Grafen nach; auch sie suchten verstärkte Sicherung ihres Herrschaftsbereichs durch Anlage von Städten. So wissen wir, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, von Städtegründungen der Herzöge von Zähringen, der Herzöge von Teck (darunter Rosenfeld), der Markgrafen von Baden, der Pfalzgrafen von Tübingen (Tübingen, Herrenberg, Sindelfingen, Blaubeuren, Scheer), der Grafen von Württemberg (Stuttgart, Leonberg, Böblingen, Schorndorf, Marbach), der Grafen von Zollern (Hechingen, Balingen, Mühlheim), der Grafen von Hohenberg (Schömberg, Ebingen, Rottenburg), der Grafen von Veringen (Veringenstadt, Gammertingen, Riedlingen, Isny).

Ein anderer Zweck, der mit der Gründung von Städten verfolgt wurde, war der finanzielle: man wollte höhere Einkünfte erzielen, z. B. aus den Erträgnissen des Marktes oder des Gewerbes. Unter diesem Blickpunkt ist es natürlich ein Unterschied, ob das Gebiet von einer großen Verkehrsstraße durchzogen wurde oder ob es abseits im Verkehrsschatten lag. Und da galt damals wie noch heute: mindestens der große Nord-Süd-Verkehr meidet unser Land. So blieb die Marktbedeutung unserer Städte zumeist gering, mehr auf den örtlichen Handel als auf den Weltverkehr zugeschnitten. Immerhin konnten sich etwa Eßlingen und erst recht Ulm zu ansehnlichen Marktorten entwickeln. Gegenbeispiele sind etwa Münsingen, Hayingen, Binsdorf. Manche Städte saßen auch zu dicht aufeinander und behinderten sich in ihrer Entfaltungsmöglichkeit, wie etwa die hohenzollerischen Orte Veringenstadt, Hettingen, Gammertingen und Trochtelfingen. Die Märkte der kleineren Städte dienten dem Bedarf der nächsten Umgebung in 2 — 3 Stunden Umkreis. Nun hing das Gedeihen einer Stadt nie allein von ihren geographischen Gegebenheiten ab, es wurde mit bestimmt von der Tüchtigkeit, dem Fleiß und der Erfindungsgabe der Bewohner. Ich verweise dafür nur auf die Städte um den Bodensee, von denen viele trotz abseitiger Lage dank der Herstellung und dem Handel mit Leinwand und Barchent im Spätmittelalter eine Glanzzeit erreichten, die heute noch deutlich sich im Stadtbild spiegelt.

Ein dritter Zweck, der mit der Gründung von Städten verfolgt werden konnte, war die Schaffung von Verwaltungsmittelpunkten. In diesen Städten, an deren Spitze ein herrschaftlicher Beamter stand, wurden Verordnungen bekannt gemacht, wurden Huldigungen und Musterungen vorgenommen, wurden die Abgaben gesammelt, die in den umliegenden Dörfern anfielen. Es beginnt ja im 13. Jahrh. der Ausbau der einzelnen Besitzungen zu Ämtern, zunächst in der Reichsverwaltung, später auch in den einzelnen Territorien.

Hatte sich nun ein Herr aus einem oder mehreren der eben angeführten Gründe entschlossen, ein Dorf zur Stadt zu machen, so galt es zunächst, den günstigsten Platz auszusuchen. Denn es wäre ein Irrtum zu meinen, es hätte genügt, einfach ein bestehendes Dorf zu ummauern. Stadtgründungen sind wohl ausnahmslos Neuanlagen. In der Stadt konnte man ja — anders als heutzutage - Gärten nicht dulden, die im Dorf zwischen den einzelnen Gehöften lagen; hier stand Haus neben Haus, damit der Verteidigungsring möglichst klein blieb. In der Regel hat wohl der Gründer die Stadt neben das bisherige Dorf gesetzt; die Stadt übernahm den Namen, die Bevölkerung und die Markung des seitherigen Dorfes. Manchmal suchte man auch den neuen Platz von der bisherigen Siedlung ein Stück entfernt aus, so etwa in Balingen, wo man vom rechten Eyachufer auf das linke ging; in Mengen wurde die Stadt auf das rechte Ufer der Ach verlegt, das alte Mengen blieb jenseits der Ach, „enet Ach" zurück und hat sich bis heute als dörfliche Siedlung unter diesem Namen erhalten. Bei Geislingen an der Steige blieb das Dorf erhalten unter dem Namen Altenstadt, ähnlich in Rottweil, wo die älteste Pfarrkirche St. Pelagius noch in der Altstadt steht, oder in Mühlheim mit seiner Galluskirche in der sog. Altstadt nördlich der Donau. Gerade alte Kirchen außerhalb der Stadt sind oft Wegweiser auf der Suche nach der Stätte des alten Dorfes, auch wo dieses selbst längst verschwunden ist. So bezeichnet in Balingen die heutige Friedhofkirche den Mittelpunkt des alten Dorfes Balingen, die Bürger waren auch nach der Anlage der Stadt dorthin eingepfarrt, bis sie 1443 den Beschluß faßten, in der Stadt selbst eine Kirche zu bauen. Ähnlich waren die Hechinger, auch als sie Städter geworden waren, noch lange in die Luziuskirche eingepfarrt, die den meisten Fremden am besten von der anstoßenden St. Luzenbrauerei bekannt ist; das ältere Hechingen lag also in der Nähe des heutigen Bahnhofs. Manchmal ist es auch nur noch ein Flurname, der an das abgegangene Dorf erinnert, so etwa Alt-Hayingen.

Je weiter die Stadt vom Dorf wegverlegt wurde, desto größer war die Aussicht für das Dorf, sich zu behaupten. So blieben Veringendorf und Sigmaringendorf neben ihren Städten erhalten (in Klammer sei freilich vermerkt, daß die Stadt Sigmaringen das Dorf Hedingen, das dicht dabei lag, aufgesogen hat). Manche Schwierigkeiten gab es gerade, wenn Dorf und Stadt nebeneinander bestehen blieben, vor allem hinsichtlich der Markung. Als z. B. die Grafen von Württemberg in die Markung ihres Dorfes Etlingen die Stadt Leonberg hineinsetzten, konnten auch ausführliche Bestimmungen nicht verhindern, daß über Rechte und Nutzungen der beiden Partner fast endlose Reibereien entstanden.

Mit Vorliebe lehnten die Stadtgründer die neue Siedlung an eine schon bestehende Burg an oder erbauten an einer gefährdeten Stelle als zusätzliche Sicherung und zugleich als Wohnsitz für sich oder ihre Vertreter eine Burg. Ich darf dafür als Beispiele nennen Tübingen und Eßlingen; in beiden Fällen waren die Burgen auf der Höhe durch Schenkelmauern mit der darunter liegenden Stadt verbunden. Sigmaringen war fast nur ein Anhängsel an das Schloß, Sulz lehnt sich an seine Burg an. In Stuttgart war das alte Schloß oder sein Vorgänger eine Wasserburg, der Eckpfeiler der Verteidigung talabwärts. Mit dem Hinweis auf das Balinger Zollernschloß sei diese Reihe abgeschlossen.

Besaßen die Herren mehrere Städte, so konnten sie nicht in allen zugleich wohnen. Sie wurden dann vertreten durch ihre Dienstmannen oder Ministerialen, die sich häufig nach der Burg oder Stadt nannten, die sie im Auftrag ihrer Herren verwalteten. So kennen wir niederadlige Herren von Schalksburg als Dienstmannen der eigentlichen Herren der Burg, oder etwa die Ritter von Spaichingen als Dienstmannen der Grafen von Zollern und Hohenberg.

Der Vorgang der Städtegründungen in Schwaben verteilt sich nicht gleichmäßig auf die ganzen zwei Jahrhunderte von 1150 bis 1350; es gab Zeiten besonders intensiver Tätigkeit. Von ihnen sei herausgehoben die Mitte des 13. Jahrh, als der Endkampf zwischen den Staufern und der Kirche auch Deutschland und Schwaben stark in Mitleidenschaft zog. Das war der Anlaß für die Gründung von Rosenfeld und Balingen; im ersteren wird 1255 der erste Schultheiß genannt, Balingen wurde in diesem Jahr gegründet. Wahrscheinlich stammen aus derselben Zeit Hechingen, Schömberg und auch Ebingen, worüber noch zu sprechen sein wird. Man hat geradezu von einem Stadtgründungsfieber gesprochen, das damals die Herren erfaßt habe; daß man dabei manchmal über ein gesundes Maß hinausgegangen ist, das beweisen Fehlentwicklungen wie etwa Nusplingen im Bäratal und Straßberg, die beide zeitweise als Städte bezeichnet werden. Und doch ist erstaunlich viel geblieben. Das Gebiet des heutigen Württemberg, das um 1150 noch keine einzige Stadt aufzuweisen hatte, war mit seinem Netz von etwa 130 Städten überzogen, eine Zahl, die bis zum heutigen Tag nicht nennenswert überschritten wurde. Hinzugekommen sind einige fürstliche Gründungen der Barockzeit wie Freudenstadt und Ludwigsburg und dann in den letzten Jahrzehnten einige groß gewordene Dörfer wie

Schwenningen, Tailfingen, Kornwestheim, Mühlacker.

Kommen wir nun, wohl ausgerüstet mit Kenntnissen über die allgemeine Entwicklung in unserer schwäbischen Heimat, zu der Frage, wie Ebingen Stadt geworden ist. Es gibt keine Urkunden oder Akten, die uns davon berichten; das einzige, was sich sagen läßt, ist dies, daß Ebingen im Jahr 1285 Stadt ist und einen Schultheißen Albrecht aus der Familie der Herren von Honstetten (wohl Heinstetten) hat. Wollen wir unserer Phantasie nicht allzu frei die Zügel schießen lassen, so müssen wir uns schon in dem Rahmen der allgemeinen Entwicklung halten, oder wir müßten Abweichungen davon schon besonders gut begründen. Aber dies wird nicht nötig sein. Trotzdem will ich zugeben, daß es sich im folgenden um Kombinationen handelt, die ein mehr oder weniger großes Maß von Sicherheit in sich tragen; ich bin aber gerne bereit, nachher in der Aussprache mir bessere Lösungen bieten zu lassen.

Die erste Frage, die zu stellen ist, ist die nach der Lage des einstigen Dorfes Ebingen, dessen Existenz ja seit dem Jahr 793 durch Urkunden nachgewiesen ist. Zuerst sei ausdrücklich erwähnt, daß es Ehestetten nicht ist, wie man hier immer wieder hören kann; das muß mit hundertprozentiger Sicherheit als Irrtum bezeichnet werden. Trotzdem braucht es kein großes Rätselraten um die Lage des Dorfes: es fällt jedem, der den Grundriß der alten Stadt betrachtet, rasch auf, daß die Martinskirche außerhalb des Stadtmauerrings steht. Ist sie etwa aus der Stadt irgendwann dorthin verlegt worden? Das kommt sonst im Mittelalter nicht vor. Zudem besagt schon eine Urkunde von 1397, daß die Kirche vor der Stadt liege. Und dort, an ihrer heutigen Stelle, lag sie schon immer. Das läßt sich dadurch noch bekräftigen, daß unsere Kirche über einem alemannischen Gräberfeld errichtet worden ist. Dieses alte Gräberfeld ebenso wie die Lage der Martinskirche erlauben den sicheren Schluß, daß das alte Dorf Ebingen in jener Gegend zu suchen ist, also in der Sonnen-, Martin-, Eberhard-, vielleicht auch noch der Markt- und der Gartenstraße. Und wenn wir in Urkunden des 14. und 15. Jahrh. die Flurbezeichnung „im oberen Dorf“ oder „im Oberdorf“ finden so hat sie nichts Befremdliches; sie besagt nur, daß das Dorf oben, oberhalb der Stadt lag, und das stimmt ja für die Gegend etwa beim Hotel „Sternen“.

Wir wenden uns einer zweiten Frage zu: Warum blieb man denn nicht mit der Stadt in noch größerer Nähe der Martinskirche, warum legte man die Stadt so weit herab bis an die Niederung beim Schweinweiher? War da etwas, das in den Stadtring mit einbezogen werden sollte? Vielleicht eine Burg? Wir sehen nichts von einer solchen und ich könnte mich auf eine Meldung des hiesigen Schultheißen Caspar Rieber schon aus dem Janr 1535 berufen, wonach es in Ebingen keine Burg und keinen Burgstall gebe. Und doch können wir den alten Schultheißen berichtigen. Noch vor wenigen Jahren stand am Anfang des Gäßchens, das von der unteren Marktstraße zum Bürgerturm hinüberführt, ein Straßenschild „in der Burg“. Ich gehöre auch zu den vielen, die das gedankenlos übersehen haben. Sollte es denn etwas bedeuten? Nun, die Bezeichnung „in der Burg“ ist mir auch in einem Lagerbuch von 1739 begegnet und dann in einem anderen von 1561. Da sind wir nun schon in der Zeit des alten Schultheißen Dieterlin Rieber mit seiner anders lautenden Meldung. Bei weiterem Suchen fanden sich noch Belege aus den Jahren 1461 und 1474. Die Bezeichnung ist also schon ein halbes Jahrtausend alt. Und damit wird die Sache ernst. Wir können auch feststellen, daß zu dieser Burg eine Reihe Häuser da unten gehört haben, vom unteren Stadttor bis zur Häffnerschen Apotheke und die Häuser zu beiden Seiten des Bürgerturms bis vor das heutige Jugendvereinshaus herauf, und von daher bestand bis 1731 auch der einzige Zugang zur Burg. In dem Umfang dieser Burg spiegelt sich die hohe Bedeutung, die sie einmal besessen haben muß. Wüßten wir doch, wer sie gebaut hat! Eines allerdings ist sicher: im 16. Jahrhundert, als der Schultheiß Caspar Rieber seine Meldung gemacht hat, da war sie schon lange keine wirkliche Burg mehr, sondern wurde von Bürgerlichen bewohnt, auch der dazu gehörige Besitz war längst in der Hand hiesiger Einwohner.

Eine durch diese Burg bedingte Besonderheit ist mir erst allmählich aufgefallen: Die Stadtmauer, die vom oberen Tor her hinter einer Häuserzeile parallel zur Marktstraße verläuft, macht etwa beim heutigen Jugendvereinshaus einen Bogen nach Südosten zum Bürgerturm und bezieht die Burg mit ein. Das geht mit besonderer Deutlichkeit aus einem Plan dieser Gegend von 1731 hervor. Über den Zweck dieser Unregelmäßigkeit in der Linienführung der Stadtmauer kann es keinen Zweifel geben: dadurch sollte eben auch die Burg ein Teil der Stadtbefestigung werden. Die Burg bildete also ein ähnliches Bollwerk wie in Stuttgart das alte Schloß. Was aber ergibt sich daraus für das Verhältnis von Burg und Stadt, was war eher da? Doch offensichtlich die Burg, sonst hätte man sie so angelegt, daß die Mauer geradlinig bis zum Ostende durchgeführt worden wäre. Zusammenfassend dürfen wir also sagen: Schon vor der Erhebung Ebingens zur Stadt, also etwa vor 1250 bestand in der Niederung beim heutigen Schweinweiher eine ausgedehnte Herrschaftsburg. Diese Feststellung wird sich kaum erschüttern lassen.

Wir gehen weiter. Wer war die Herrschaft, die diese Burg erbaut hat? Es gibt keine Herren vom Hochadel (und nur solche könnten die umfangreiche Anlage errichtet haben), die sich nach Ebingen genannt hätten so wie etwa die Pfalzgrafen von Tübingen oder die Grafen von Urach. Aber es gibt ein niederadliges Geschlecht, Ritter von Ebingen. Woher haben sie ihren Namen? Sicher daher, daß sie als Sachwalter, als Dienstmannen irgendwelcher großen Herren einmal hier saßen, und zwar in eben dieser Burg. Indessen sind sie schon um 1250, also zur Zeit der Stadtgründung nicht mehr hier nachzuweisen, d. h. schon um 1250 war die Burg Ebingen wohl nicht mehr in ihrer Hand bzw. der ihrer Herren. Sie sind nach Süden abgezogen, wir finden sie in Fridingen, Buchheim, Mühlheim, Heudorf bis hinauf nach Stockach, und zwar fast ausschließlich als Dienstmannen oder Ministerialen der Grafen von Nellenburg, die ihren Namen von einer Burg bei Stockach führen. Also könnten, ja müßten die Nellenburger es gewesen sein, die die hiesige Burg erbaut und dann ihre Dienstmannen, eben die Herren von Ebingen, hierhin gelegt hätten. Und siehe da, eine ganz kleine Notiz kommt uns hochwillkommen zur Bestätigung dieser Vermutung: in einer Stadtrechnung von 1614 heißt es bei den Ausgaben: Jerg Heckhlin und seinem Sohn von einer Mauerfeder zwischen Nellenburg und dem Malefizthurn zu undersetzen... Der Stadtrechner des Jahres wußte also noch, daß es in Ebingen eine Nellenburg gegeben hatte. Diese mag etwa am Ende des 11. Jahrh. von den Nellenburgern errichtet worden sein, als der Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst auch die schwäbischen Großen entzweite. Sie ist aber schon bald, wahrscheinlich vor 1250, von den Nellenburgern aufgegeben worden (sei es freiwillig, etwa zu Gunsten eines Klosters, oder unter Zwang). Daß die Grafen von Nellenburg hier begütert sind, ist nicht so auffällig, wie es vielleicht scheinen könnte. Dr. Jänichen hat schon vor einigen Jahren darauf hingewiesen, daß die Nellenburger um 1100 oder kurz zuvor Güter in Reichenbach und Bergheim an das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen geschenkt haben. Die beiden Orte, heute abgegangen, lagen westlich und östlich von Truchtelfingen. Diese Erwähnung der Nellenburger kann uns auch behilflich sein, wenn wir fragen, welche Linie der Nellenburger Besitzer der Ebinger Burg war. Es gibt nämlich drei verschiedene Geschlechter, die sich nacheinander Grafen von Nellenburg nannten. Da nun die Schenkung an Allerheiligen noch der 1. Linie zuzuschreiben ist, dürfte auch hier schon diese erste Linie Herr der Burg, vielleicht auch der Stadt gewesen sein. Und so waren auch die Herren von Ebingen mit ihren Lehensherren nach Süden weitergezogen. Die Burg kam in andere Hände, unmittelbar oder mittelbar an hiesige Bürger, und ebenso die zugehörigen Güter.

Während für alles bisher Vorgetragene ein hoher, an Sicherheit grenzender Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann, gilt das nicht im gleichen Maß für das folgende, mit dem wir uns der weiteren Frage zuwenden, warum denn die Stadt nicht einfach im Zug der Markt- und der Gartenstraße angelegt worden ist, sondern nach Norden ausholt, so daß sich ein eigentümlich hufeisenförmiger Grundriß ergeben hat. Gab es etwa auch hier etwas, das bei der Planung Berücksichtigung verlangte? Und was? Etwa noch ein Herrensitz? Machen wir in Gedanken einen kleinen Spaziergang. Beim Marktbrunnen zweigen wir auf der Langestraße rechtwinklig von der Marktstraße ab und überqueren die Kapellstraße und die Pfarrstraße ebenfalls im rechten Winkel. Markt-, Kapell- und Pfarrstraße bilden ja mit der Langestraße zusammen eine regelmäßige Anlage, wir glauben noch den Planer am Werk zu spüren. Aber nun an der Stadtmühle und am Haus Schimming ist es mit der Regelmäßigkeit gründlich zu Ende. Jetzt laufen die Straßen und Gassen kreuz und quer, auch die Langestraße ist in ihrer Führung unterbrochen. Schon viele Beobachter haben geäußert, hier komme man sich vor wie im Dorf. Ohne Zweifel trägt dieser Bezirk einen anderen Charakter als die übrige Altstadt. Da steht der Farrenstall, an dessen Stelle sich bis 1880 das Spital erhob. Die Ebinger hatten das Gebäude 1487 von Graf Eberhard von Württemberg gekauft, der es vorher dem Grafen Sigmund von Hohenberg für seinen Lebensabend überlassen hatte, daher nennt man es hier auch das Hohenberger Schloß. Darunter im Hof steht das alte Lagerhaus der Fa. Daniel Groz. Es war bis zur Mitte des letzten Jahrh. ein Fruchtkasten der ebenfalls der Herrschaft Württemberg gehörte. Ein paar Häuser auf dem Hof gehörten der gleichen Herrschaft. Und im Hintergrund stand noch der Diebs- oder Malefizturm, in dem Verbrecher festgehalten wurden zur Aburteilung durch das herrschaftliche Gericht. Und der Bezirk heißt „der Hof“, manchmal auch „der Hundshof“. Der Hof, nicht Riebers Hof oder Blickles Hof oder wie sonst die alten Ebinger Familien heißen. Es muß also schon ein besonderer Hof gewesen sein, und wenn wir bedenken, daß sich 4 bis 5 Gebäude hier noch als herrschaftlicher Besitz nachweisen lassen, dann verstehen wir das. Das Haus Württemberg hat den Hof nicht von kleinen Bürgern zusammengekauft, sondern von ebenfalls adligen oder geistlichen Vorgängern, deren Namen bis jetzt nicht nachzuweisen ist. Wenn aber die Stadtplaner hier nicht eingreifen, nichts ändern durften, dann muß das ein starker Herr gewesen sein, und es kann nicht gut der Stadtherr selbst gewesen sein, sondern ein anderer Machthaber. Eine Vermutung, die aber viel schwächer zu begründen ist als alles bisherige, geht dahin, daß dieser Bezirk einst im Jahr 793 von dem schwäbischen Großen Berthold an das Kloster St. Gallen gekommen wäre, denn auch in Truchtelfingen gibt es einen Hundshof, und der

war nachweislich im Besitz St. Gallens. Der Zeitpunkt der Entfremdung von St. Gallen (vor 1200), die Zwischenglieder bis zu den Herren von Württemberg, das alles bleibt im Dunkeln. Der Hof hat seinen ländlichen Charakter bewahrt, auch nachdem er in die Stadt eingefügt worden war.

Fassen wir zusammen: Es sind also drei Bezirke, die bei der Stadtplanung berücksichtigt sein wollten: einmal die Martinskirche, von der sich die Stadt nicht mehr als notwendig entfernen sollte, zum zweiten die Burg, die der Eckpfeiler der ganzen Anlage nach Osten werden sollte, zum dritten der Hof, der seinen mehr landwirtschaftlich bestimmten Charakter noch lange behalten hat. Und schließlich sollte auch, was bisher noch nicht erwähnt worden ist, die alte Römerstraße vom Neckar zur Donau die Achse der ganzen Stadt bleiben. Der Wunsch nach einer Regelmäßigkeit der Stadtanlage fand also Grenzen, ein Teil der Stadt behielt seine vor-städtischen Verhältnisse bei.

Die Erhebung Ebingens zur Stadt muß im 13. Jahrh. erfolgt sein, vor dem Jahr 1285, wie wir schon erwähnt haben. Am meisten scheint mir für die Mitte des Jahrh. zu sprechen, also jene unruhige Zeit in Schwaben, da auch Balingen und Rosenfeld Städte geworden sind. Stadtgründer waren mit großer Wahrscheinlichkeit die Grafen von Hohenberg, deren namengebende Burg ja drüben am Albtrauf kurz vor dem Lemberg stand. Die Hohenberger sind um 1300 Herren der Stadt; die Nellenburger hatten vermutlich schon vor 1250 Ebingen aufgegeben und nichts spricht dafür, daß dazwischen jemand anderes hier Herrschaftsrechte besessen hätte. Das Stadtrecht für Ebingen haben die Hohenberger wahrscheinlich aus Villingen geholt, denn im 15. Jahrh. hat Ebingen einen Rechtszug dorthin, d. h. in Zweifelsfällen, wenn sich das Gericht nicht einigen konnte, wurde die Sache dem Stadtgericht Villingen zur Entscheidung vorgelegt. Jedoch hat sich kein Ebinger Stadtrecht erhalten.

Sollte die Stadt Ebingen bei ihrer Gründung vor allem ein militärischer Stützpunkt in dem Ringen der Herren um die Macht in unserem Raum sein, so ist diese Funktion bald zurückgetreten; für das Haus Württemberg, zu dem Ebingen seit 1367 gehörte, spielte Ebingen als befestigter Platz nur eine unbedeutende Nebenrolle. Sein Wert als Mittelpunkt von Handel und Gewerbe hingegen ist mehr und mehr gestiegen. Ebingen hat in dieser Hinsicht im Lauf der Zeit alle seine Nachbarn, die mit ihm um dieselbe Zeit Städte geworden waren, überholt. Das soll aber kein Werturteil gegen die Nachbarstädte sein, denn der Wert einer Gemeinde richtet sich nicht nur nach Einwohnerzahl und Steuerkraft.

Damit habe ich Ihnen dargelegt, wie ich bisher die Entwicklung Ebingens zur Stadt angesehen habe. Und nun gestatten Sie mir noch, daß ich vor Ihnen die neuen Überlegungen ausbreite, durch die das bisher Gesagte vielleicht da und dort etwas geändert werden muß.

Ich führe Sie dazu in Gedanken noch einmal hinüber zur Langestraße. Sie begann früher an der Marktstraße bei der heutigen Kreissparkasse, kreuzt die Kapell- und die Pfarrstraße und verzweigt sich dann in mehrere Wege zum Spitalhof, zum einstigen neuen Tor und zum Hof. Diese Langestraße, die gar nicht lang ist und es früher noch weniger war, hieß einst Landgraben, gelegentlich auch Landgrabengasse; aus Langgasse wurde schließlich Langestraße. Der Landgraben wird in vielen Urkunden erwähnt, meist darum, weil Häuser an den Landgraben stoßen oder auf dem Landgraben liegen. Auch die zu Anfang des 17. Jahrh. öfters begegnende Bezeichnung „auf dem Graben" dürfte sich auf den Landgraben beziehen. Nun fand ich in letzter Zeit in einem Kaufbuch, das die Jahre 1609 bis 1614 umfaßt, neunmal die Bezeichnung „unterm Landgraben". Das können nicht lauter Häuser sein, die an den Landgraben anstoßen. Von einem dieser Häuser wird sogar gesagt, es stoße hinten auf die Stadtmauer. Dann ist es immerhin 50 bis 100 m vom Landgraben entfernt, mit anderen Worten, die Angabe „unterm Landgraben" ist eine Art Flurbezeichnung, die für den ganzen Bezirk unterhalb des Landgrabens bis zur Stadtmauer verwendet wird. Dann muß dieser Landgraben eine bedeutsame Linie innerhalb der Stadt sein. Aber was? Eben doch wohl ein richtiger Graben, der da mitten durch die Stadt zog und die Stadt in zwei Bezirke schied; ja es wäre denkbar, daß er von einer Mauer begleitet war. Jedenfalls konnte er mit Wasser gefüllt werden, denn der Mühlbach, der von Norden kommt, konnte bei der Abzweigung zur Mühle gestaut und das Wasser durch den Landgraben zu den Marktbrunnen geleitet werden. Das paßt zu einem Befestigungsgraben vorzüglich.

Wenn nun Ebingen einmal eine durch den Landgraben geteilte Stadt gewesen sein soll, ist das dann nicht in irgend welchen Urkunden niedergelegt? Da gibt es nun eine einzige Notiz, die ich Ihnen vorlegen kann: der Historiker Gabelkhover im 16. Jahrh. berichtet zum Jahr 1403, Graf Eberhard (der Milde) von Württemberg habe den württ. Teil von Ebingen mit Zubehör für 500 Goldgulden an Agathe die Schwelherin, die Gemahlin Wilhelms des Schenken von Stauffenberg verpfändet. Daraus ergibt sich, daß im Jahr 1403 Ebingen nicht allein in württembergischer Hand gewesen ist. Begrenzte etwa der Landgraben den württ. Teil? Ich möchte es jetzt annehmen. Dazu kommt eine Notiz aus der Zeit um 1540, auf die mich Herr Dr. Jänichen schon vor längerer Zeit hingewiesen hat. Da handelt es sich um Einkünfte des Klosters St. Georg zu Stein am Rhein. Darunter wird gesagt, Stein habe früher in Ebingen von jedem Haus einen Grundzins eingezogen. Die Notiz ist unvollständig und schlecht zu entziffern und in dieser Form kaum aufrecht zu erhalten. Doch räumte Dr. Jänichen die Möglichkeit ein, daß die Angabe wenigstens für einen Teil der Stadt stimme, und verwies ebenfalls auf die Notiz Gabelkhofers. Ich habe die Richtigkeit der Angabe Gabelkhofers nie angezweifelt; Gabelkhofer ist ein sehr gewissenhafter Mann gewesen. Aber ich nahm zunächst an, es habe sich bei der vorauszusetzenden Teilung um einen kurzfristigen Zustand gehandelt, zumal da dies unter Hunderten von Erwähnungen Ebingens der einzige Hinweis auf eine Teilung der Stadt ist. Wenn man aber den Landgraben als eine Scheidelinie hinzunehmen darf, die ein „Land", wohl das württembergische, von einem anderen trennte, dann müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß Ebingen längere Zeit, vielleicht bis ins 15. Jahrhundert dauernd eine geteilte Stadt gewesen ist. Und damit ist es auch möglich, daß die älteste Stadt nur aus den parallel laufenden Straßenzügen der Markt-, Kapell- und Pfarrstraße bestanden hat und alles andere später in den Mauerring einbezogen worden ist.

Da die Württemberger im Jahr 1367 Ebingen von den Grafen von Hohenberg bzw. deren Erben gekauft haben und diese uns z. B. als Herren der Martinskirche bekannt sind, da zudem im Jahr 1382 Graf Eberhard der Greiner bei der Stiftung der Kapelle, die im oberen Teil der Stadt liegt, zugegen war, wird man als württ. Teil den oberhalb des Landgrabens ansehen dürfen. Für den anderen kommen vor allem die Nellenburger in Frage oder auch das Kloster St. Georg zu Stein am Rhein, vielleicht auch St. Gallen. Aber wann ist dann die Gesamtanlage in der Form des Hufeisens entstanden? Einige Gesichtspunkte, die ich jetzt nicht mehr vor Ihnen ausbreiten möchte, scheinen mir dafür zu sprechen, daß doch spätestens in der erste Hälfte des 14. Jahrhunderts diese Stadtform geschaffen worden ist.

Darf ich nach diesen etwas verwirrenden Darlegungen zusammenfassen, was bleibt? Es bleibt die Lage Ebingens als Dorfsiedlung in der Nähe der Martinskirche, es bleibt die Burg als alter Herrensitz in der Hand der Grafen von Nellenburg, wobei nur unsicher ist, ob dieser Punkt schon im 13. oder erst im 14. Jahrhundert zum östlichen Eckpfeiler der Stadtbefestigung geworden ist. Es bleibt die merkwürdige Anhäufung herrschaftlicher Gebäude um den Hof, der einmal Besitz einer großen Herrschaft gewesen sein muß; durch ihn ist der hufeisenförmige Grundriß der Stadt bedingt. Es kommt wahrscheinlich hinzu eine Teilung Ebingens in mindestens zwei Herrschaftsbereiche durch den Landgraben; er ist wohl erst nach der Vereinigung ganz Ebingens in württ. Hand zugeschüttet worden.

In den Fragen, die heute offen geblieben sind, kann uns vielleicht einmal Herr Dr. Jänichen weiterhelfen, der von umfassenderen Studien her immer wieder auch zur Geschichte Ebingens kommt.

Mir bleibt der Dank dafür, daß Sie so geduldig zugehört haben, und die Bitte um Nachsicht, daß ich Ihnen nun keine ganz geschlossenen Ergebnisse vortragen konnte.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 29 Ratshausen

Brauchtum

Am „Klaustag" werden auch hier die Kinder von ihren Eltern, Großeltern und Paten beschenkt. Am Vorabend werden „Hampelmanna" gebacken. Den kleinen Kindern wird am Klaustag gesagt „Dr Hemmelsklaus ist komma" (als Erklärung für die bereitliegenden Geschenke). Am Vorabend zieht der Heilige Nikolaus mit seinen Knechten (letztere schwarz gekleidet) im Dorf herum. Wenn „a glaos" kommt, müssen die Kinder beten.

Am Tag der Unschuldigen Kinder wird das „Pfefferrässen" geübt. Man spricht dabei:

Pfefferräss ist räss.
I will de a wengg pfitza,
s' wut me auh epes nitza!

Oder: Ich tret herein mit frohem Mut
mit meiner Pfefferrässer-Ruat,
mit frohem Sinn, will sehen,
was man mir bringt für Gewinn.
Pfefferräss ist räss!

Nach diesen Worten „pfitzt" man den Erwachsenen die Ruten um die Füße.

Die Fasnachtsbräuche sind ähnlich wie in Schömberg. Als Masken kennt man die „Budechs" (budek) und den „Fuchswadel". Ein Umzug wird noch abgehalten.

Am Sonntag nach der Fasnacht wird das Fackelfeuer (vaklavir) abgebrannt (auf dem „Bühl" und auf dem „Hofbühl").

An Pfingsten werden junge Buben als „Pfingsthagen" oder „Bären" hergerichtet: ganz in grünes Reisig eingebunden, so daß sie von anderen geführt werden müssen. Die Kinder rufen dem „Pfingsthagen" zu:

Alle Bär ommer da,
jetzt ist der Sommertag,
jetzt ist die schönste Zeit,
wo man die Bären treibt.
Alle Bär, tanz!

Hierauf muß der „Pfingsthagen" tanzen.

Sagen

An überlieferten Sagen sind zu nennen die Sage vom Ratshausener Wetterglöcklein und die von der Hirtenmesse in Ratshausen.

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 30. April 1960 | Nummer 4

Die Vestin Schalzburg

Von Dr. Ing. R. Kerndter

„Die vestin Schalzburg", wie Chr. Fr. Sattler in seiner „Historischen Beschreibung des Herzogthums Wirtenberg" die Schalksburg nennt, findet auch mehrfache Erwähnung in der „Zimmerischen Chronik", die um 1565 geschrieben und vom Hendel-Verlag in Meersburg 1932 neu herausgegeben wurde. Es heißt in dieser Chronik:

„... es het Hanns von Rechberg Schalzburg, ob Balingen gelegen, welches dann dozumal für ain werlichs haus, demnach es ain sonderliche veste gelegenhait, geachtet ward, an sich pracht ..."

„... und ... man geschriben findt, das Hanns von Rechberg den Schramberg uf ain ledigen berg oder felsen gebawen... Als nu der Schramberg erbawen und mit aller notturft gnugsamlich versehen, verbande er sich sampt baiden seinen schlossen Schalzburg und dem Schramberg mit Eberharten von Clingenberg zue Hohentwiel und mit Wolfen von Asch, der dann ain verrümbt, waidelich, reiterisch mann war, also das Twiel im Hegaw, Schalzburg und der Schramberg iren dreier offne heuser sein und die wider ire widerwertigen aller notturft nach gebrauchen möchten ..."

Derhalben, als baid graven von Wirtenberg ir lehenleut und landtschaft zu ross und zu fueß aufmanten, muost er, Hanns von Rechberg, als er schon im anzug, den Hailigenberg zu belegern, von seinem fürnemen lassen und wider zurugk zihen. Demnach er aber Schalzburg, der maßen er vermaint, die notturft das erfordert, besetzt, begab er sich personnlichen auf den Schramberg ..."

„... grave Jos Niclausen von Zollern ... (wurde) zu aim obristen verordnet. Derselbig ist aus bevelch grave Ulrichs (von Wirtenberg) zinstags nechst vor Galli anno ain tausendt vierhundert vierundsechszige für Schalzburg geruckt und solchs von jetztbemelter zeit an bis auf sant Lucientag ernempts jars belegert, hiezwischen er das schloß dermaßen genöt, daß di, so im schloß gelegen, mangel halb der profiant das aufgeben haben müeßen. Dergestalt ist Schalzburg denen von Wirtenberg worden".

„... um die jar und regierung kaiser Hainrichs des vierten und fünften (ist) die grafschaft Schalzburg sampt dem stettlin Balingen und seiner zugehörde der grafschaft Zollern zugefallen von ainem heirat mit ainer erbdochter, so do war ain grefin von Schalzburg; gleichwohl dieselbig grafschaft über 300 jar nit bei dem geschlecht blieben, sondern ist arvon kommen, wi an ainem andern ort gesagt wurt".

„es hett aber grave Albrecht von Zollern, conv ther zu Alpersbach, noch ain brueder, hieß grave Friderrich, das gemahel was ein grevin von Schalzburg. Die hetten ain son, auch Friderrich gehaißen, der ward bei den jungen herzogen von Schwaben mit andern herrn erzogen. Demselben ward herrn Gottfridts von Zimbern dochter, föle Sophia, vermehelt."

„Ungevärlich fünf jar vor disem (also 1380) hat grav Friderrich von Zollern, der die herschaft Schalzburg sampt Balingen und deren zugehörden ingehapt, herrn Schweigern freiherrn von Gundelfingen, rittern, das schloß Brunnen mit sampt seinen dörfern zu kaufen geben oder doch zum wenigisten verpfendt."

„Schalzburg das schloß haben sie baide (Caspar und Wolf von Buebenhofen) gemainlichen ingehapt; darzue haben baide gebrüeder nach absterben ires vatterns ob den zwelf tausendt guldin an golt also bar gefunden".

„Es haben vor vil jaren die von Buebenhofen nit allain das schloß Schalzburg, sondern auch Balingen das stätlin sampt dem ambt von grav Ulrichen von Wirtenberg pfandsweis ingehapt.... (In einem Streit mit den Bubenhofen) hirauf Wirtenberg erzürnt, nam Ballingen und die pfandtschaft aller ein, ohne Schalzburg... (Später) wardt die sach güetlich vertragen.... und ward denen von Bubenhofen ir pfandtschilling, der sich auf zwainzgtausendt guldin lüff, wider erlegt. Sollich gelt muest das stetlin Balingen und das ampt ufbringen und bezallen, wollten sie anderst ußer der sach kommen und nit in sorgen sten, gar verderpt zu werden. Und war nur inen der krieg beschehen..."

„Wolf von Bubenhofen name sein burgvogt (zu Falkenstein), den Eisenbart (wegen einer Liebesgeschichte) gefangen, den füert er uf Schalzburg, daselbst war er etlichen zeit gefengclichen verwart".... (Eisenbart machte einen Fluchtversuch, obwohl) „Schalzburg an den dreien orten uf aim solchen hochen und gehen Felsen gelegen, das unmüglich aim mentschen unverletzt uf oder abzukommen"... (Eisenbart verunglückte tödlich). „Die wächter und diener, so bemelts Eisenbarts hüeten sollen, mueßten sich ires unfleiss und übersehens vor irem junkherrn, dem Wolfen von Bubenhofen, besorgen, derhalben namen si das ganz landt an die handt und liesen ime das schloß schier öde ston.... (Es verbreitete sich das Gerücht), „man het den Eisenbart heimlichen über die mauren ausgeworfen und getödt. Aber es ist ungewiss, wiwol in wenig zeit hernach hat das wetter von himel in den thurn geschlagen, darin der Eisenbart gefangen gelegen, und hat den verbrennt. Der wurt noch heutigs tags des Eisenbarts thurn genennt. Und wiwol einest das Schloß Schalzburg in aim grossen ruef gewesen, also auch das di stet und andere stende darauß sein gekriegt worden, jedoch, wi man sagt, soll es iezung gar am abgang sein, dann, wi das gemain geschrai, soll herzog Christof von Wirtenberg bei wenig jaren alda gewesen und sovil an rath bei den kriegsverstendigen erfunden, das es im fall der nott nit zu erhalten. Also, was einest nit zu erobern gewesen, das getrawt man iez nit wol zu erhalten, sic mutantur tempora et mores. Zudem so sein auch vil heuser nit gewinlich, wie di grosen lender und braiten dörfer. Und hat diß schloß gleichwol, wi ich bericht, ain grose burghuet und underhaltung järlich geprauchet, welcher beschwerdt dem fürstenthumb damit abgeholfen".

Die Angaben der Zimmerischen Chronik sind geschichtlich nicht immer einwandfrei, sie bilden aber doch in ihrer Gesamtheit eine Fundgrube für den Geschichts- und Heimatforscher. An Württemberg kam die Schalksburgherrschaft durch den Vertrag vom 3. November 1403, den vor dem Hofgericht zu Rottweil Graf Mülli von Zollern-Schalksburg mit dem „lieben Herrn und Oheim Graf Eberhard von Wirtemberg" abschloß. Und „Frau Verena, von Kyburg geboren, seine (des Zollerngrafen) eheliche Hausfrau", mußte am 15. 11. 1403 noch besonders bestätigen, daß sie mit dem Verkauf der Schalksburgherrschaft um 28 000 rheinische Gulden einverstanden sei, weil ihr diese einst als Morgengabe zugeschrieben worden war. „Merkwürdig ist die Art der Renunciation", sagt Sattler, „indem solche mit zopf und Brust geschehen ... Wann ein Weibsbild an ihren Ehmann oder einen Fremden ein Gut verkauffen (hat) wollen, dieselbe (ist) vor Gericht befragt worden, ob es mit freyem willen geschehe. Wann sie dann solches drey mahl bejahet, so rührte der Richter mit dem Gerichtsstab ihre linke Brust an, sie aber wickelte einen Haarzopf um die linke Hand und legte die Rechte auf des Richters Stab und ihre linke Brust, mit der Linken aber schlug sie dem Käuffer in die Hand (Verena zusammen), mit ihrem Kriegsvogt".

„Die vestin Schalzburg betreffend", sagt Sattler, „so ist selbige nun ganz verfallen ... die Stadt Balingen hingegen hat sich beträchtlich gemacht, indem sie wegen guter Haushaltung reich worden ..."

Der Leidringer Dinghof des Klosters St. Georgen

Von Dr. Wilhelm Foth

Das Kloster St. Georgen im Schwarzwald hatte auch in unserer Gegend umfangreichen Besitz. Sein Mittelpunkt war Leidringen, dessen Höfe sich fast alle in der Hand dieses Klosters befanden und von dessen großem Klosterhof aus auch der Besitz St. Georgens in den umliegenden Dörfern verwaltet wurde. Eine Urkunde von 1399 gibt Auskunft darüber, welch umfassende Rechte das Kloster als Grundherrschaft ausübte.

Um diese Rechte für alle Zukunft eindeutig festzulegen, schlossen die Bauernschaften von Leidringen, Bickelsberg, Brittheim, Frichtingen, Isingen, Täbingen und Rotenzimmern mit dem Abt Johann und dem Konvent von St. Georgen einen Vertrag, in dem folgendes festgelegt wurde:

Zuerst wurden die Gerichtsrechte des Klosters geregelt. Der Klosterhof zu Leidringen sollte ein Dinghof sein, d. h. ein Hof, wo der Abt von St. Georgen oder sein Stellvertreter, der Probst, alle Jahre zwei offene Geding, d. h. feierliche Gerichtssitzungen, abhalten sollte, nämlich am 1. Mai und am Martinstag (11. November). Dabei sollten die 18 Richter, die aus den ehrbaren Bauern gewählt wurden und die Leibeigene des Klosters sein sollten, rechtsprechen. Außer-

dem sollten jährlich noch 4 weitere Gerichtstage von geringerer Bedeutung stattfinden.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der zu regeln war, betraf die Hinterlassenschaft der gestorbenen Untertanen des Klosters. Mit ihr wurde ganz verschieden verfahren, je nachdem, ob es sich um Leibeigene oder nur um Zinser (Lehenleute), um Männer oder Frauen Verheiratete oder Ledige handelte. So mußte z. B. nach dem Tod eines Leibeigenen des Klosters dessen bestes Stück Vieh und sein Wehr und Waffen, nach dem Tod einer Leibeigenen „ihr Gewand, das sie am Weihnachtstag angehabt hat", d. h. ihr bestes Kleid und dazu ein Bett abgegeben werden. Hatte der Leibeigene vom Kloster einen Hof als Lehen gehabt, so mußte noch dazu, ebenso wie bei einem gestorbenen Zinser, ein Drittel seines fahrenden Gutes dem Kloster abgegeben werden. Wenn ein Hagestolz mit Tod abging, so sollte das Kloster alles Gut erben; das er verlassen hatte; ein Hagestolz war, wer weder Vater noch Mutter noch Weib hatte und mindestens 12 Jahre alt war. Alle diese Erbschaftsfragen wurden bis in die letzte Einzelheit geregelt, wobei auch auf Sonderfälle gebührend Rücksicht genommen wurde. Es ist unmöglich, alles hier im einzelnen zu schildern, nur soviel sei ersichtlich, daß das Erbrecht damals kaum weniger verwickelt und die „Erbschaftssteuer" kaum weniger drückend war als heute.

Wichtig waren auch besonders die Bestimmungen über das Lehensrecht. So wurde festgesetzt, daß die dem Kloster gehörigen Güter in erster Linie an Leibeigene des Klosters zu Lehen ausgegeben werden sollten, erst in zweiter Linie an einen Zinser, d. h. einen, der bereits anderes Klostergut hatte, und erst in dritter Linie an einen Bauern, der bisher vom Kloster ganz unabhängig war. Auf solche Weise wollte das Kloster verhindern, daß seine Güter verloren gingen oder unnötig verzettelt wurden. Deshalb sollten auch beim Tod eines Lehensmannes zuerst seinen Hinterbliebenen das Gut zur neuen Belehnung angeboten werden und erst wenn diese verzichteten, anderen. Die Lehensabgaben, auch der umliegenden Dörfer, waren dem Hofmeister des Leidringer Dinghofs auf St. Gallentag (6. Oktober) bzw. Martinstag (11. November) zu entrichten, wofür jeder Bauer als Wegzehrung ein Brot erhielt. Jeder Lehensmann war verpflichtet, sein Lehen in gutem Bau zu halten, und er durfte ohne Genehmigung nichts aus seinem Lehen verkaufen oder versetzen. Außerdem hatte er auf seiner Hofstatt auch tatsächlich ein Haus zu bauen, wozu er das Zimmerholz umsonst erhielt.

Der nächste Punkt beschäftigt sich mit den Leibeigenen. Jeder Leibeigene sollte mit 12 Jahren dem Kloster Treue und Gehorsam schwören. Den leibeigenen Eltern war verboten, ihre Kinder zu Mönchen, Nonnen oder Pfaffen zu machen, damit dem Kloster keine Arbeitskräfte verloren gingen, vererbte sich doch die Leibeigenschaft auf die Kinder. Daneben mußten die Leibeigenen gewisse Abgaben und Frondienste leisten, worüber jedoch nichts Näheres ausgesagt ist; ferner war ihnen bei Strafe das Heiraten ohne Genehmigung verboten. Andererseits hatte das Kloster die Pflicht, die Waisen seiner Leibeigenen zu erziehen und auszustatten bis zu ihrer Selbständigkeit.

Der Dinghof selbst wurde von einem Hofmeister verwaltet, über dessen Aufgaben eine Urkunde von 1529 nähere Auskunft gibt. Dieser Hofmeister hatte vor allem die Einnahmen und Ausgaben zu registrieren, die Eigenleute zu beaufsichtigen und über das althergebrachte Recht zu wachen. Außerdem hatten er und seine Frau den Hof selbst zu bebauen, wozu das Kloster ihnen einen Knecht und eine Magd stellte. Zur Belohnung erhielt der Hofmeister jährlich 10 Pfd. Heller, einen Rock und 8 Ellen Leinentuch, seine Frau 6 Ellen wollenes und 14 Ellen Leinentuch.

Wir sehen also, daß bereits damals ein hochentwickeltes Recht bestand, das das Leben unserer Vorfahren bis ins kleinste regelte. Wir sehen ferner die außerordentlich Bedeutung, die die Klöster im täglichen Leben auf jedem Dorf hatten, wo sie viel zur wirtschaftlichen Fortentwicklung beitrugen.

Das Ende des Graten Albert II. von Hohenberg

Ein weiterer Beitrag zur Hohenberger Geschichte — Von Kurt Wedler

Graf Albert II. (1258—1298) war die hervorragendste und bedeutendste Gestalt des hohenberger Grafengeschlechtes, das in jener Zeit auch seinen Höhepunkt erlebte. Eng war die Familiengeschichte der Hohenberger mit der Reichsgeschichte verbunden, vor allem dadurch, daß die Schwester Alberts die Gemahlin König Rudolfs war. Albert war königlicher Landvogt von Niederschwaben, und er begleitete seinen Herrn auf viele Reichstage. Als Rudolf sein Ende kommen sah, da zog er mit ihm nach Germersheim und machte von dort den berühmten Ritt des todkranken Kaisers („Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" v. Just. Kerner) nach Speyer mit. Dieser starb tags darauf am 15. Juli 1291 im Thronsessel des Kaisersaales. Das Reich war wieder für zehn Monate verwaist. Die Kurfürsten hatten die Wahl des neuen Oberhauptes hinausgezögert. Erst am 2. Mai 1292 fiel die Entscheidung. Die Verbitterung war groß, als nicht Herzog Albrecht von Österreich, der Sohn Rudolfs, die Krone erhielt, sondern Adolf von Nassau. Am meisten war wohl Albert enttäuscht, denn er verlor seine niederschwäbische Reichslandvogtei, die der neue Herrscher Heinrich von Isenburg übertrug.

Nach wenigen Jahren schon kam immer mehr Unzufriedenheit über diese Wahl auf, sodaß im Jahr 1297 sogar vier Kurfürsten verabredeten, Adolf abzusetzen und dafür Albrecht von Österreich auf den deutschen Thron zu erheben. Graf Albert von Hohenberg wurde dazu ausersehen, in Schwaben, Franken, am Rhein und im Elsaß Anhänger zu werben, was er mit Eifer besorgte, in seinem eigenen Land dies aber mit der Zerstörung einiger seiner Burgen büßen mußte. Auch nach Rom zog er im Auftrag seines Neffen, um den Papst für die Sache zu gewinnen.

Zu Albrecht von Österreich standen der Herzog von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg, Wirtenberg und Werdenberg, der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Straßburg und Konstanz und manche andere Herren, die ihm zu einem starken Heere verhalfen. Er gedachte zum Rhein zu gelangen, um in Frankfurt auf dem anberaumten Fürstentag die Regelung der Frage über die deutsche Königskrone mit zu entscheiden. Adolf von Nassau, mit dem sich der Herzog Rudolf von Bayern, die Grafen von Helfenstein u. a. verbündet hatten, versuchte im März 1298 bei Ulm das Vordringen Albrechts zum Rhein zu verhindern. Dieser wich aber aus und gelangte über Memmingen und Waldshut an den Oberrhein. Darauf nahm Adolf den kürzeren Weg durch das Kinzigtal und sperrte bei Kenzingen an der Elz den Weg nach Norden. Er bat Herzog Otto von Niederbayern (seinen Schwager), der später aufgebrochen war, sich dort mit ihm zu vereinigen.

Als Albert von Hohenberg von dem Anmarsch Ottos erfuhr, beschloß er, sich ihm entgegenzuwerfen, eilte mit seinem Lehensmann Heinrich von Leinstetten und einigen namhaften Grafen zunächst nach Haigerloch, um die Stadt zu befestigen und warb Bauern und Dienstleute, um den Herzog, der mit 300 Rittern und ausgebildetem Fußvolk anmarschierte, aufzuhalten und zu schlagen. Aber seine in aller Eile zusammengebrachte Mannschaft von 400 bis 600 Mann schien ihm doch nicht stark genug, um Otto in offener Schlacht zu begegnen, deshalb entschloß er sich, seinen Gegner bei Nacht zu überfallen. Dieser Plan wurde jedoch an Otto verraten, so daß dieser selbst zum Angriff überging.

Der Schauplatz dieses Kampfes ist nicht einwandfrei auszumachen, er muß aber am 17. April 1298 im Raum Oberndorf-Leinstetten stattgefunden haben. Albert kämpfte mit wahrem Löwenmut, doch kam er mit seinen Leuten durch den überlegenen Gegner immer mehr ins Gedränge. Einige seiner Ritter flohen. Sein Pferd wurde, entgegen allen ritterlichen Gepflogenheiten, niedergestochen, nach verzweifelter Gegenwehr sank er tödlich getroffen zu Boden, umgeben von nur wenigen Getreuen.

In der Manessischen Liederhandschrift ist der Abschluß dieses blutigen Kampfes und das Ende des berühmten Feldherrn und Staatsmannes Albert II., der selbst Minnesänger war, in einem Bild festgehalten.

„An einer Burgzinne stehen drei klagende Frauen, die eine grün gekleidet mit gelber Mütze. die andre blaßroth mit weißem Schleier, die dritte roth mit rothem Haarbande. Unten ist ein ernster, blutiger Schwertkampf zu Rosse: der Hauptheld mit vier Gefährten besiegt eben so viele Gegner, ohne andere Abzeichen, als verschiedenfarbige Wappenröcke über den Ringpanzern; er selber hat einen im rothen Rock am Halse gepackt und schwingt das blutige Schwert; auf der grünen Decke des rothen Pferdes und dem Wappenrock führt er Wappenschilder quer geteilt, oben silbern, unten roth; auf dem geschlossenen Silberhelme stehen zwei Jagdhörner gegeneinander gekehrt, gleichfalls halb silbern, halb roth. Hinter ihm erscheint der Bannerträger, der zugleich das Schwert schwingt; das Fähnlein am gelben Schaft ist ebenfalls halb silbern, halb roth", so beschreibt v. d. Hagen. Minnesänger IV, S. 87, dieses Bild. Über 300 Bauern Alberts sind in dem Kampf niedergemacht worden, Otto aber wurde von Alberts Anhängern sechs Wochen lang in dem damals noch teckischen Oberndorf eingeschlossen. Nur dadurch, daß das Treffen Albrechts mit Adolf so lange hinausgezögert wurde, konnte Otto am 2. Juli 1298 noch rechtzeitig zur Entscheidungsschlacht bei Göllheim, westlich von Worms eintreffen. Das Schicksal aber wollte es, daß Adolf, der schon einige Zeit vorher als König abgesetzt war, in dieser

Schlacht sein Leben lassen mußte und nun das den Hohenbergern befreundete und verwandte Haus Habsburg wieder zur Regierung kam.

Albert II. wurde im Kloster Kirchberg neben seiner zweiten Gemahlin, Margarethe von Fürstenberg, beigesetzt. Große Trauer war im Lande um diesen edlen Menschen, der noch all die Tugenden des echten Ritters in sich verkörperte. 83 Jahre nach seinem Tode, im Jahr 1381, war das Schicksal der Grafschaft Hohenberg besiegelt.

Der Luchs / Aus „Brehms Tierleben"

Die größte Wildkatze Europas ist der Luchs. Er wird gekennzeichnet durch den mäßig großen Kopf, mit bepinselten Ohren, starkem Backenbarte, durch den seitlich verschmächtigten aber kräftigen Leib, der auf hohen Beinen ruht sowie durch den kurzen stummelhaften Schwanz.

Noch im Mittelalter bewohnte er ständig alle größeren Waldungen Deutschlands und ward allgemein gehaßt und aufs nachdrücklichste verfolgt. Ende des 15. Jahrhunderts galt er in Pommern als das schlimmste Raubtier. Von dieser Zeit an hat er in Deutschland stetig abgenommen und kann gegenwärtig hier als ausgerottet gelten. In Bayern, dem an sein Wohngebiet, die Alpen, angrenzenden Lande Süddeutschlands, war er noch zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts eine zünftigen Jägern wohlbekannte Erscheinung.

Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso stark, nur etwas kürzer und hochbeiniger als die Leoparden. Die Läne seines Leibes beträgt reichlich 1 Meter und kann wohl auch bis zu 1,3 Meter steigen, der Schwanz ist 15 — 20 cm lang, die Höhe am Widerrist beträgt bis 75 cm. An Gewicht kann der Luchskater bis 30 sogar 45 kg erreichen. Das Tier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau, stämmige Glieder und mächtige Pranken, verrät daher auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Ein dichter weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesichte zu einem Barte, der zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Verein mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesicht ein ganz seltsames Gepräge gibt.

Die Färbung des Pelzes ist oben rötlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rotbraunen oder graubraunen Flecken gekennzeichnet. Das Gesicht ist rötlich, das Ohr inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, der überall gleichmäßig und gleich dick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, die fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt mit verwischten Binden, die unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr rötlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt.

Der Luchs hält sich oft längere Zeit in einem und demselben Gebiete auf, durchstreift dasselbe nach allen Richtungen, wandert in einer Nacht meilenweit, nicht selten ohne Scheu befahrene Wege annehmend, bis in die Nähe der Dörfer sich wagend und selbst einsam liegende Gehöfte besuchend, kehrt auch nach mehreren Tagen wieder in ein und dieselbe Gegend zurück, um sie von neuem abzuspüren.

An Begabung, leiblicher und geistiger Ar scheint der Luchs hinter keiner einzigen anderen Katze zurückzustehen. Der trotz der hohen Läufe ungemein kräftige Leib und die ausgezeichneten Sinne kennzeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht trefflich ausgerüsteten Räuber. Er geht sehr ausdauernd, solange es die Not nicht fordert, nur im Schritt oder im Katzentrab, niemals satzweise, springt, wenn es sein muß, ganz ausgezeichnet in wahrhaft erstaunlichen Sätzen dahin, klettert ziemlich gut und scheint auch mit Leichtigkeit Gewässer durchschwimmen zu können.

Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör obenan und der Pinsel auf seinen Ohren darf demnach als eine wohlberechtigte Zierde gelten. Der Geruchssinn aber ist, wie bei allen Katzen, entschieden schwach; der Luchs vermag wenigstens nicht auf größere Entfernungen hin zu wittern und sicherlich nicht durch seinen Geruch irgendein Wild auszukundschaften. Daß er Geschmack besitzt, beweist er durch seine Leckerhaftigkeit zur Genüge und was Tastsinn und Empfindungsvermögen anbelangt, so bekunden Gefangene deutlich genug, daß sie hierin den Verwandten nicht nachstehen. Als Tastsinn offenbart sich sein feines Gefühl bei jeder Bewegung und jedenfalls auch beim Aufspüren und Aufnehmen einer bereits erkundeten getöteten Beute. Sein Geschrei ist ein plärrender und brüllender hervorgestoßener Ton, der hoch und fein anhebt und dumpf und tief endet.

Der Luchs ist ein durchaus nächtliches Raubtier, versteckt sich mit Tagesanbruch und liegt, wenn er nicht gestört wird, bis zur Dunkelheit. Zu seinem Lagerplatz wählt er eine Felsenkluft oder ein Dickicht u. U. vielleicht auch eine größere Höhlung, selbst ein Fuchs- oder Dachsbau. Wenn er sich decken oder lagern will, geht er gerne auf irgendeinem Wege in die Nähe der Dickung, die er ausgewählt hat und setzt in mehreren weiten Sprüngen in das Holz. Geht der Weg sogar an einem Dickicht vorbei, so wirft er sich manchmal so weit in dieses hinein, daß man die Spur von außen garnicht sieht. Immer und unfehlbar wählt er die allerdichtesten Schonungen, junges Nadeldickicht und dergleichen, ohne sich dabei im übrigen viel um etwa stattfindenden Verkehr zu kümmern. Auf Grund von Beobachtungen kann man annehmen, daß er den Tag über möglichst auf einer und derselben Stelle liegen bleibt. Er gibt sich einem Halbschlummer hin, nach Art unserer Hauskatze, die in gleicher Weise halbe Stunden zu verträumen pflegt, aber doch auf alles achtet, was um sie her vorgeht. Seine feinen Sinne schützen ihn auch während solcher Träumereien vor etwaiger Überraschungen. Das leiseste Rascheln verursacht bei ihm ein Drehen und Wenden nach der verdächtigen Gegend und die geschlossenen Augen öffnen sich augenblicklich, wenn das Geräusch stärker wird. Bei eintretender Dämmerung wird er munter und lebendig und mit Einbruch des Abends bekommt er Leben und Bewegung, erst in der Nacht aber macht er sich zur Jagd auf, bleibt jedoch häufig stehen, um zu sichern, wie eine Katze, wenn sie über einen freien Platz will, der ihr unsicher erscheint. Soviel als möglich hält er dabei seinen Wechsel ein. Im Winter scheint er dies regelmäßig, und zwar in der Weise zu tun, daß er stets auf das Genaueste in seine Spur wieder eintritt. Ein verwechseln seiner Fährte mit der eines anderen Tieres kann wohl nur dem Unkundigsten geschehen; denn die Spur ist sehr groß, auffallend rund und, weil der Abdruck der Nägel fehlt, vorn stumpf, der Schritt verhältnismäßig kurz. So bildet die Spur eine Perlenschnur, die jeder, der sie einmal gesehen, leicht wiedererkennen muß.

Nach den gemachten Beobachtungen kann man sich von der Jagd des Luchses ein ziemlich richtiges Bild machen. Möglichst gut sich deckend, jeden hierzu dienenden Gegenstand benutzend und alles Geräusch vermeidend, schleicht er, unter Umständen tief gebückt, an sein Wild heran, springt mit einem oder mit mehreren gewaltigen Sätzen auf dasselbe zu, faßt die Beute, sich einbeißend im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich so fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagader des Halses durch. Bis das Tier verendet, bleibt er auf ihm sitzen und beißt ihm dann wie mit einem Schnitt den Kopf ab.

Als Beutestück scheint dem Luchs jedes Tier zu gelten, das er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Vom kleinsten Säugetier an, bis zum Reh, Elch oder Auerhahn hinauf ist schwerlich kein lebendes Wesen vor ihm sicher. Größeres Wild zieht er kleinerem entschieden vor; mit Mäusefangen scheint er sich nicht zu befassen.

In dem an Hochwild armen, aber an Niederwild reichen Norden verursacht der Luchs verhältnismäßig wenig Schaden; in gemäßigteren Landstrichen dagegen macht er sich dem Jäger verhaßt, weil er nicht allein weit mehr erwürgt, als er zur Nahrung braucht, sondern auch von einer Beute nur das Blut aufleckt und aussaugt und die leckersten Bisse frißt, das übrige aber liegen läßt. Seine Leibspeise ist das Gehirn.

Der beste Rehbestand wird von einem Luchs, der dem rächenden Blei des Jägers geraume Zeit sich zu entziehen weiß, vernichtet.

Über die Fortpflanzung des Luchses fehlt noch genügend Kunde. Im Januar und Februar sollen die Geschlechter sich zusammenfinden. Mehrere Luchskater oft unter lautem Geschrei um die Luchskatze kämpfen und diese 10 Wochen nach der Paarung in einer tief verborgenen Höhle, einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau, unter einem überhängenden Felsen, einer passenden Baumwurzel und an ähnlichen versteckten Orten, zwei, höchstens drei Junge bringend, die eine zeitlang blind liegen, später mit Mäusen und kleinen Vögeln ernährt, sodann von der Alten im Fange unterrichtet und für ihr späteres Räuberleben gebührend vorbereitet werden.

In der Regel vermeidet der Luchs es ängstlich, mit dem Menschen sich näher einzulassen; verwundet oder in die Enge getrieben greift er denselben tapfer oder verzweiflungsvoll an und wird dann zu einem keinesfalls zu verachtenden Gegner. Der Balg des Luchses gehört zu dem schönsten und teuersten Pelzwerk, obwohl die Haare spröde sind und nach längerem Gebrauch springen.

Luchsfleisch galt und gilt überall als schmackhaftes Wildpret. Es ist zart und hellfarbig, dem besten Kalbfleisch ähnlich und hat keinen unangenehmen Wildbeigeschmack, läßt sich vielmehr etwa mit dem der Auerhühner vergleichen.

Straßberg an der Schmeie

Von Johann Adam Kraus

Das ehemalige Städtchen Straßberg mit heute etwa 1500 Einwohnern samt seinen früheren Herrschaftsorten Kaiseringen und Frohnstetten schaut auf eine lange Geschichte zurück, die im eben erschienenen Hohenzollerischen Jahresheft 1959 (Sigmaringen, Geschichtsverein) näher untersucht ist. Auch zu den benachbarten württembergischen Orten, besonders Ebingen, finden sich mehrfache Berührungen. Hoch über dem Tale thront die alte, ziemlich erhaltene Burg, die jetzt dem Fürsten von Hohenzollern gehört, einst aber nacheinander verschiedenen Adelsgeschlechtern als Wohnsitz diente. Merkwürdigerweise lautet der älteste Name der Siedlung, die wir seit dem Jahre 843 (nach neuerer Datierung 854) kennen, „B u r k", während der Name Straßberg erst 1253 festzustellen ist. Anton Lichtschlag hat 1871 diesen Sachverhalt schon erkannt und im Programm des Gymnasiums Hedingen-Sigmaringen beschrieben. Aber in weiteren Kreisen ist die Bezeichnung den Forschern ein Rätsel geblieben, bis neue-

stens Decker-Hauff 1955 es in der Zeitschr. f. württb. Landesgeschichte wieder löste. Aber auch er verfiel, wie schon andere, dem Irrtum, der Name Burk hänge mit der Höhenburg Straßberg gegen Winterlingen zusammen. Im genannten Jahresheft 1959 wird nun festgestellt, daß der Kern des Ortes Straßberg rechts der Schmeie mit der St. Verena-Pfarrkirche und dem ehemaligen Amtshaus oder jetzigen Schul- und Rathaus noch bis ins 16. Jahrhundert hinein in Urbarien oder Grundbüchern als „Uf Burg" bezeichnet ist. Das zweifellos mit Zurzach, dem Kultmittelpunkt der hl. Verena zusammenhängende Kirchenpatrozinium wird schon in der genannten Urkunde von 843/854 des Klosters St. Gallen genannt.

Nun erhebt sich die Frage nach der Herkunft sowohl des Namens Burk als auch des Namens Straßberg. Man darf mit Recht annehmen, daß Burk mit den alten Mauern zusammenhängt, die sich bei der Kirche und unter dem Amtshause fanden. Frühgeschichtliche, römische, fränkische und mittelalterliche Mauerwerke heißen nach unzähligen Beispielen in vielen Fällen noch Burg, Bürgle, Altenburg o. ä. Da man in Straßberg auch römische Funde machte, hat die Ansicht viel für sich, auch diese Mauerreste seien römisch gewesen. Aber genau untersucht sind sie noch nicht! Prof. Eugen Nägele-Tübingen hat daher schon 1903 in den Blättern des Schwäb. Albvereins S. 158 vermutet, es könne dort ein fränkischer Gutshof gestanden haben, der mit einem Mauerviereck eine militärische Station umschloß, wie man sie in verschiedenen Teilen Deutschlands aus der Zeit vor und nach Karl dem Großen gefunden hat. Der mit dem Königshaus nahe verwandte und daher wohl auch dem fränkischen Hochadel angehörende Adalhart (von Burk) von 843/854, der damals den Ort ans Kloster St. Gallen gab, dürfte wohl vorübergehend hier seinen Sitz gehabt haben, während die Höhenburg vermutlich erst im 12. Jahrhundert entstand. Vielleicht geschah letzteres zum Schutze oder zur Überwachung der oben bei Winterlingen vorüberführenden alten Straße, dem sog. Hochgesträß von Laiz nach Burladingen bzw. Ebingen. Aber sicher ist dies keineswegs! Vielmehr wäre möglich, daß die Burg Straßberg nach der vom Tal hinaufführenden „Kreuzstaig" oder von einem der schweizerischen Geschlechter „von Straßberg" benannt wäre, worauf auch der am Fuß des Berges entstandene Burgweiler links der Schmeie diesen Namen bekam. Die Frage ist bis heute nicht endgültig geklärt.

Ums Jahr 1005 finden wir unser Straßberg als „Purch" unter den Gütern, die König Heinrich II. der Heilige mit dem Benediktinerkloster Hohentwiel, das die bekannte Herzogin Hadwig mit ihrem Gatten Hzg. Burkart von Schwaben gegründet hatte, nach Stein am Rhein verlegte. Die Kirche zu Straßberg-Burk samt einem Bauernhof gehörte noch bis zum Jahre 1559 diesem Kloster und ging dann kaufweise an die damaligen Herren zu Straßberg, die Edlen von Westerstetten über. Es lief reizvoll, die Verwandtschaft obigen Adalharts mit Herzogin Hadwig (die 994, nicht 944 starb!) und dem König Heinrich II. nachzugehen, wie sie Decker-Hauff herausstellte.

Aus dem Jahre 1287 kennen wir einen interessanten Dingrodel, eine Rechtsbestimmung der Klosterhöfe zu Burg und dem nahen Schwenningen auf der Hart, die dem Kloster Stein gehörten. Auch hier wie in anderen Klöstern, spielte „die Genossame" der mit Bebauung der Güter betrauten Bauern eine Rolle. Durch sie mußten sie samt ihren Frauen und Kindern dem Kloster ergeben (leibeigen) sein, damit die Güter nicht hinterher entfremdet wurden. Doch war diese Leibeigenschaft eine sehr milde, denn im allgemeinen war „unterm Krummstab gut wohnen"! Im Jahre 1253 hatte das Kloster Beuron einige Güter samt Hörigen zu Straßberg, die im Urbar aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts genauer beschrieben sind. Dieser Besitz Beurons ging im Dreißigjährigen Krieg durch Kauf an das Damenstift Buchau im Federsee über. Auch Hedingen, Rheinau und einige Ebinger Pfründen und Bürger hatten hier Grundstücke. Von den verschiedenen Adeligen des Namens „von Straßberg" lassen sich mangels Urkunden keine mit absoluter Sicherheit nach unserem Ort lokalisieren, wenn auch wahrscheinlich die 1324 bis 1471 in Württemberg vorkommenden Familien „von Straßberg" hierher gehören. Ein Zusammenhang mit den Hochadligen und Grafen v. Str., die 1190 bsi 1340 in der Schweiz vorkommen, kann vielleicht vermutet werden, da ihr älteres Wappen mit dem der Herren von Schalksburg Ähnlichkeit hat.

Hier ist nun nicht die bekannte Schalksburg bei Burgfelden gemeint, sondern bei Straßberg, 900 m nördlich der Höhenburg, finden sich Ruinen einer Schalksburg, die dann nach 1300 Ödenburg hieß. Heute steht auf neueren Karten wieder Schalksburg. Da sie sehr klein war, ganz im Gegensatz zur Großen Schalksburg, die seit 1266 zollerisch nachgewiesen ist, war sie vielleicht die ältere Burg dieses Namens!

Im 14. Jahrhundert erscheint die Burg Straßberg mit dem Städtlein, aber ohne die Pfarrei und den Steiner Hof, im Besitz des Stifts Buchau am Federsee, ohne daß die Art und Weise des Erwerbs bekannt wäre. Über dem Archiv Buchaus der älteren Zeit muß ein gewisser Unstern gestanden haben: es sind so gut wie keine Urkunden mehr vorhanden! Vielleicht hat die Tochter Irmgard des Königs Ludwigs des Deutschen, für den jener Adalhart von Burk 843/854 eine Stiftung nach St. Gallen machte, diesen Teil dem Stift Buchau zugebracht, bevor sie im Jahre 857 als Äbtissin nach Frauenchiemsee kam. Irmgard und Adalhart wären nach Decker-Hauff Geschwisterkinder gewesen mit Ludwig dem Frommen als gemeinsamem Großvater.

In der Nähe der Straßberger Schalksburg ist schon um 1300 der Ort Oltringen untergegangen. Er dürfte eine der ersten Niederlassungen der Alemannen dargestellt haben, während die römischen Reste in Straßberg selbst wohl zunächst gemieden wurden. Vermutlich haben dann die Franken, spätestens nach dem Cannstatter Blutbad 746, Straßberg wieder besiedelt und wohl auch befestigt, wenn obige Vermutung Nägeles zutrifft. Doch ist zu beachten, daß der Name Burk schon 843 bestand! Decker-Hauffs Annahme einer Besiedlung des Schmeientals von Winterlingen aus ist daher nicht sehr wahrscheinlich, zumal auch nördlich des Ortsausgangs von Straßberg links der Schmeie neuestens Alemannengräber gefunden wurden.

Obigen Buchauer Besitz zu Straßberg hatten seit mindestens 1340, wahrscheinlich schon 1287 bzw. 1225 die Grafen von Hohenberg als Buchauer Lehen inne. Im Jahre 1345 gab Graf Heinrich v. H. die Burg mit der „Stadt Straßberg" dem Stift zurück, das alles sogleich an den Ritter Rudolf von Reischach verlieh. Sein Nachkomme vererbte den Besitz mit Zustimmung des Oberlehnsherrn 1420 an Hans von Stein, genannt der Schnellinger, der 1429 an Althans Schwelher zu Owen u.T. verkaufte. Ihm folgte sein Sohn Fritz 1441 und 1471 der Enkel Peter Schwelher, 1503 durch Vertrag Hans Gremlich von Menningen, 1508 dessen Tochtermann Wolf von Homburg, dem 1528 sein gleichnamiger Sohn folgte. Das Wappen seines Vaters und der Mutter Afra Gremlich sieht man heute noch an dem herrlichen Schnitzaltar der Filialkirche zu Kaiseringen: Mariä Krönung als Königin aller Heiligen, um 1510. Der junge Wolf von Homburg verkaufte 1532 die ganze Herrschaft, zu der in der Zwischenzeit im 14. Jahrhundert auch Frohnstetten und Kaiseringen gekommen waren, an Dietrich Dieteg von Westerstetten. Dessen Familie starb 1625 aus, worauf Buchau das Lehen unter starkem Protest der verwandten Schenken von Stauffenberg und anderer an sich zog. Ein Streit mit ihnen zog sich noch Jahrzehnte hin. Auch das Kloster Stein war in der Zwischenzeit durch die Glaubensumwälzung vom Rat von Zürich 1525 besetzt worden. Der Convent der Mönche floh und ließ sich schließlich in Petershausen bei Konstanz nieder. Im Jahre 1559 hat er von Radolfzell aus die Pfarrei Burg samt dem Hof zu Straßberg an die Herren von Westerstetten verkauft. Dabei war ausbedingen, daß immer ein katholischer Pfarrer dem Bischof vorzuschlagen sei. Bei Auflösung des Stifts Buchau durch die Staatsumwälzungen, die Napoleons Siege im Gefolge hatten, kam die Herrschaft Straßberg 1802 an Thurn und Taxis, 1835 durch Kauf an Langenstein, und 1836 ebenso an Hohenzollern-Sigmaringen um 80 000 fl. Die Souveränität über das Gebiet hatte letzteres schon seit 1805.

Das Hohz. Jahresheft 1959 bringt auch über die andern Orte der Herrschaft Frohnstetten und Kaiseringen und Umgebung eine Menge Nachrichten und Urkunden. Die beigefügten alten Rechtsordnungen sind geradezu eine Fundgrube für den, der die Geschichte und die vergangenen Zeiten liebt, oder lieben lernen möchte.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 30 Rosenfeld

Bräuche

Schon um die Jahrhundertwende berichtet Menge (Oberpräzeptor an der damaligen hiesigen Lateinschule): Am 5. Dezember hängen sich kleine Knaben Kuh- und Geißenschellen und Pferderollen um den Leib und rennen in größeren Trupps durch alle Gassen, um den Sante Klos einzuläuten. Dies ist heute noch in gewissem Maße üblich, jedoch sieht man keine größeren Gruppen, sondern nur einzelne, die höchstens von einigen kleineren begleitet sind.

Über den Pfeffertag gilt um 1900: „Neuerdings eine Art geduldeter Bettelei: Ärmere Knaben gehen in das Haus eines Beamten, auch wenn keine Mädchen sich dort befinden, stehen stumm da, ohne von der Pfefferrute Gebrauch zu machen, und warten, bis man ihnen das erhoffte Backwerk bringt. Diese Volkssitte scheint auf die ehemalige Schneiderzunft zurückzugehen. In älterer Zeit stellten ledige Burschen an diesem Tag das Schneiderhandwerk dar, begaben sich mit Elle, Bügeleisen, Schere, Nadel und Zwirn in Häuser, wo ledige Mädchen waren, und begannen in roher, lächerlicher Weise einen Lumpen zu einem Kleidungsstück zusammenzunähen. Die Mädchen mußten darauf Bier zahlen, sonst wurden sie gebügelt. Im Wirtshaus, wo der Trunk stattfand, wurde ins Bierfaß eine geschmückte Wachholderrute gesteckt."

Hierzu wird (heute) mündlich berichtet, daß solche Pfefferer (die heute nicht mehr herumgehen) früher meist Buben aus dem benachbarten kath. Geislingen waren, das damals wirtschaftlich schlechter gestellt war als Rosenfeld (weil sie kaum Grundstücke besaßen), während es später, als Geislingen schon Industrie hatte, Rosenfeld aber noch nicht (bis 1945), eher umgekehrt war. Pfeffern üblich bis ca. 1914.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 28. Mai 1960 | Nummer 5

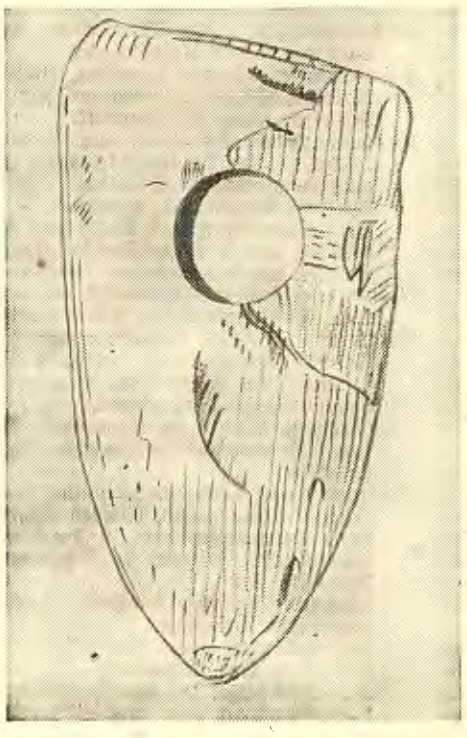
Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen mit Blick auf die Schwäbische Alb von der Eiszeit bis zum Einmarsch der Römer

Bearbeitet v. W. Wik nach Fundberichten des Architekten E. L. Beck, Ebingen

II. Die Jungsteinzeit (Neolithikum, ca. 2500—1800 v. Chr.)

Während die mittlere Steinzeit die ausklingende Jagdkultur darstellt, kommt in der jüngeren Steinzeit erstmals der Kulturmensch in unser Land in Gestalt eines seßhaften Ackerbauers, der Weizen, Gerste und Hirse anpflanzt, der Körner auf Mahlsteinen zerreibt, aus dem groben Mehl Brot backt und dieses zu seiner Ernährung wesentlich verwendet. Eine entscheidende Wandlung zu günstigeren Lebensbedingungen und höherer Kultur tritt aber nicht nur durch den Ackerbau ein, sondern wird auch durch die Viehzucht bedingt. An Haustieren hält der Mensch das Rind als Milchkuh, den Ochsen als Zugtier, das Schwein, die Ziege und das Schaf, vielleicht auch schon das Pferd. Zugleich waren diese indogermanischen Bauern Jäger auf Riesenhirsch, Wisent und Bär.

Die Werkzeuge und Jagdgeräte dieser Menschen bestehen immer noch aus Stein, aber an die Stelle des nur geschlagenen Steins tritt der geschliffene, und zwar in der Regel nicht mehr der Feuerstein, sondern ein zähes ortsfremdes Gestein, das aus dem Alpenvorland oder aus den deutschen Mittelgebirgen stammt (Serpentin, Nephrit, Hornblendeschiefer). Die Werkzeuge, vor allem die Beile, Hämmer, Schaber und Lanzenspitzen waren durchbohrt zur Aufnahme von Holzstielen, Holzschäften und Horngriffen. Bekannt sind die zur Bohrung verwendeten Bohrmaschinen. Der Boden wurde bearbeitet mit der Hacke aus Hirschgeweih, vielleicht auch schon mit der Pflugschar aus Stein geritzt. Die Frauen buken nicht nur Brot, sondern spannen wahrscheinlich schon Wollkleider, obgleich bei uns noch keine Spinnwirtel gefunden wurden.



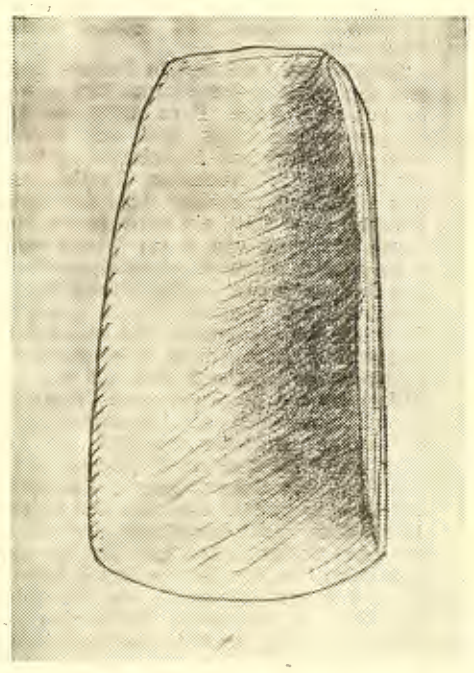
Steinhammer von Stockenhausen

Vom Anfang bis zum Schluß der Jungsteinzeit geben nun leicht zerbrechliche, tönerne Gefäße die besten Leitmaßstäbe ab für die Zeitabschnitte der Vorgeschichte, den Wechsel der Kulturgruppen, den Wechsel und das Herkommen der Völker und Stämme. Mit den Gefäßen ist es ähnlich wie mit den Leitfossilien in der Geologie. Es handelt sich um rundbauchige Vorratsgefäße, randlose Schalen, Kumpfe, Tonflaschen, Becher und Krüge, die mit geometrischen Figuren durch eingedrückte Linien, Bänder und Punkte verziert sind. hergestellt ohne Töpferscheibe.

Über die Wohnstätten der Spiralbandkeramiker schreibt O. Paret: „Die stolzen, etwa 25 m langen Häuser aus Holz und Lehm mit mehreren Räumen, Herden und Backöfen stehen mit ihren Giebeln und Eingängen meist gegen Südost. Sie waren zu Dörfern zusammengeschlossen, die von einem Zaun umgeben waren". Die Häuser waren mit Stroh gedeckt und waren ca. 1 m tief in ein Lehmlager eingelassen. Paret schreibt weiter: „Die Toten wurden mit hochgezogenen Knien, die Hände am Kopf, bestattet (liegende Hocker), und es wurden ihnen Steinbeile und Gefäße mit Speise mitgegeben, so beim Fund in Zuffenhausen: Geröstetes, gesäuertes Brot, Haselnüsse und Leinsamen.

Gesiedelt wurde meist auf der Albhochfläche und auf waldleeren Lößflächen in unserem Kreise, da der Jungsteinzeitmensch den Wald noch nicht roden konnte. Das Landschaftsbild ist gekennzeichnet durch den Eichenwald, in dem auch Ulmen, Linden, Ahorn, Erle, Esche und am Ende der Zeit auch Buchen vorkamen. Auf der Alb gab es vielleicht noch Steppe, lichten Buschwald oder Waldsteppe.

Nach Buttler („Der donauländische und der westliche Kulturkreis in der Jungsteinzeit") kamen die ersten Jungsteinzeitbauern, die sogenannten Spiralbandkeramiker, nach der Verzierung ihrer Gefäße so genannt, etwa um 2000 v. Chr. mit von Ochsen gezogenen mit Geräten vollbepackten Bauernwagen aus dem Osten in unser Land.Mittelpunkte des Siedlungsgebietes waren die Gegend um Heilbronn, Stuttgart, aber auch um Rottweil. Das Neckarland sah wohl einige Jahrhunderte lang eine erste Zeit blühenden, indogermanischen Bauerntums. Mit Ausnahme des Riedkessels wurde die Alb noch gemieden.



Steinbeil von Balingen.

Doch wurde auf dem Hartbühl bei Nusplingen von Schierz ein einziger, „anscheinend spiralkeramischer Scherben" gefunden. Dr. Stoll berichtet über steinzeitliche Siedlungsspuren in Flur Guben bei Ostdorf.

Um das Jahr 2000 trat eine große Dürrezeit ein. Die Getreidearten verdorrten. Den Bauern im Albvorland blieb nur die Flucht über die Alb nach den Seen des Voralpengebiets.

Eine kurze Regenperiode soll nach Paret die Bauern aus dem Elb-Saalegebiet, die „Rössenerleute" verleitet haben, am Neckar (typische Funde bei Großgartach!), im Albvorland und selbst auf der Alb zu siedeln. So ließen sich diese „Stichbandkeramiker" nach Rieth in Bodelshausen nieder. In der Truchtelfinger „Bernlochhöhle" hinterließen sie einige gute Scherben. Das anschließende Degenfeld, dieser feuchte Lößgrund mit der schwarzen Erde, dem „Degen", mag ihnen für Ackerbau oder als Weidegrund wert gewesen sein. Wieder kam eine noch schlimmere und längere Dürrezeit und vertrieb die Menschen wieder in das Alpenvorland.

In Mitteldeutschland trafen die Schnurkeramiker oder „Streitaxtleute" ein. Von dort wandte sich ein Teil dem Neckargebiet und der Alb zu. Sie waren in erster Linie Viehzüchter und besaßen schon das Pferd als Schlachttier. In der „Bernlochhöhle" wiederum fanden sich ihre schnurkeramischen Scherben. Eine ihrer eleganten Streitäxte wurde im nahen Hausen a. d. Lauchert gefunden. Ihre Totenstätten bestanden aus aufgeschichteten Grabhügeln.

Von Westen (Frankreich, Spanien) kamen die „Glockenbecherleute". Einen ihrer Toten begruben sie bei Dormettingen und gaben ihm einen Glockenbecher und eine steinerne Armschutzplatte, ein Gerät der

Bogenschützen, mit ins Grab. Das Bruchstück eines Beiles der Glockenbecherleute fand Dr. Stoll auf dem Plettenberg.

In der letzten Phase der Ackerbaukultur der Jungsteinzeit wurde der Lochenstein besiedelt. Im Jahre 1923 haben die Professoren Bersu und Gößler auf dem Lochenstein gegraben und eine spätsteinzeitliche Dorfsiedlung mit Holzhäusern festgestellt. Die damaligen Ackerbauern und Viehzüchter gehörten der „Schussenrieder" Kulturgruppe an. Es kamen typisch Schussenrieder Scherben zum Vorschein, darunter die durchlochte Aufhängevorrichtung eines Gefäßes. An geschliffenen Steinwerkzeugen ergab die Grabung Beile aus dem alpinen Sandstein und Spitzen aus dem Feuerstein.

Neben dem Lochenstein lieferte Leidringen die meisten jungsteinzeitlichen Funde, so aus Flur Buch (Parz. 2532) ein 5,9 cm langes spitznackiges Beil aus Serpentin, eine dunkelbraune Steinkeule, einen 22,5 cm langen durchbohrten Schuhleistenkeil aus Hornblendeschiefer (an der Erzinger Straße, O. v. Ort), ein schwarzes spitznakkiges Steinbeil von 9 cm Länge und ein 8 cm großes, braunes, ebenfalls spitznackiges Beil aus junger Aufschüttung. Im Steinbruch auf dem Balinger Heuberg wurde ein Steinbeil aus Grünstein (10,5 cm) gefunden, Sammlung Balingen, in Heselwangen eine spitznackige Steinaxt von 8,5 cm Länge. Mitten im Ort Stockenhausen (Neubau Chr. Konz) fand sich ein Steinhammer aus schwarzem Schiefer von 13,5 cm Länge, während Weilheim ein niedliches, nur 4 cm langes Steinbeilchen, lieferte. Die Meßstetter Erde barg eine Steinaxt aus Serpentin, 16 cm lang, nicht durchlocht, und ein spitznackiges Steinbeil (8,5 cm). In Bitz fanden sich beim Bau des Hauses David Letsch ein 6,9 cm langes Steinbeil aus Hornblendeschiefer, bei der neuen Hülbe eine Feuersteinpfeilspitze. Aus Winterlingen stammt das Bruchstück eines Steinbeiles aus lichträunlichem Quarz. An Hand der Funde ist demnach festzustellen, daß der Jungsteinzeitmensch in unserem Kreis in erster Linie die Albhochfläche und die waldleeren Lößflächen bewohnte. Die Talsohlen der Flüßchen dürften auf Grund der Sümpfe und Altwasser kaum besiedelt gewesen sein.

III. Die Bronzezeit (1800—800 v. Chr.)

Am Ende der Steinzeit lernt der Mensch einen neuen Werkstoff, das Kupfer, kennen. Im Kreis Balingen wurden bis jetzt aus dieser Zeit keine Funde gemacht. Eine zweischneidige Kupferaxt mit enger Durchlochung fand sich bei Zimmern ob Rottweil. Offenbar hatte die Bevölkerung sehr abgenommen. Spärlich sind daher die Funde, auch die der frühen Bronzezeit. Kupfer war für die Geräte- und Waffenherstellung auf die Dauer zu weich, weshalb in der Zeit um 1800 v. Chr. oder später eine Mischung von 9 Teilen Kupfer und einem Teil Zinn, das Bronze, Eingang fand. Die Roherze kamen durch Handel in unsere Gegend, Kupfer aus den Bergwerken bei Mitterberg im Salzburgischen, aus der Westschweiz und Spanien, Zinn wohl aus den Sudeten. Die Werkzeuge und Waffen wurden durch Guß in zweiteiligen, zusammenklappbaren Steinformen hergestellt, so Schwerter, Speerspitzen, Dolche, Beile, Lappenäxte, Sägen, Messer, Hacken, Sicheln, Nadeln, Arm-, Fuß-, Hals- und Fingerringe, teils mit Drahtspiralen, Gewand- und Gürtelhaften. Im Kreis Balingen sind bisher keine Gußformen gefunden worden.

1. Die Hügelgräberbroncezeit (1500—1200 v. Chr.)

Klima und Wirtschaftsleben. Das Klima der Broncezeit war trockenwarm mit genügendem Regen, so daß die Weiden wieder grünten. Das Jahresmittel lag über dem heutigen. Es war auch eine ruhige Zeit, was die Reste der Schnurkeramiker veranlaßte, wieder Vieh zu züchten. Die Hochbroncezeit (Hügelgräberbroncezeit) ist gekennzeichnet durch die Viehzucht. Der Waldbestand mag infolge der Trockenheit noch nicht den heutigen Stand erreicht haben. Es setzte sich die Buche bis auf den heutigen Tag durch. Mit dem aufkommenden Handel wurde die beherrschende Wirtschaftsgrundlage der Viehzucht vorteilhaft durchzogen. Auf langen Handelswegen kam von der Nordsee (Jütland) oder der Ostsee der Bernstein, der hauptsächlich zu Halsketten verarbeitet wurde. Gold kam wohl von den Alpenflüssen, vom Rhein und von Siebenbürgen. Es wurde zu Schmuck benützt.

Die Hügelgräberbroncezeit mit ihrem fraulichen Einschlag muß eine goldene Friedenszeit gewesen sein. Die Spindeln in den Händen der Schäferinnen drehten sich hurtig und schufen das Garn aus echter Schafwolle. Was sie daraus woben, können wir nur ahnen. Die tönernen Spinnwirtel wurden vor allem auf dem Lochenstein zahlreich gefunden. Zusammen mit den noch dort liegenden sind sie wohl zahlreicher als alle Maschinenspindeln im Kreis Balingen. Es wurden wohl Wollkleider, im Winter auch Pelze und Felle getragen. Der frauliche Einschlag zeigt sich in der ebenbürtigen Bestattungsweise, im Tragen des Dolches, in dem reichen Schmuck und deutet mindestens auf Gleichberechtigung mit dem Manne hin. Die ausgesprochene Religion des Mütterlichen, der Weihegedanken der Fruchtbarkeit, nach der die Urnen geformt wurden, könnten auf die Erbfolge des Mütterrechts hinweisen (Amazonen!). Die vielen Radnadeln, Radscheiben weisen wahrscheinlich auf die Verehrung der Sonne hin.

Die Funde in den Grabhügeln bestehen neben dem Frauenschmuck hauptsächlich aus Acker- und Jagdgeräten. In der Hügelgräberbroncezeit treten die Waffen in den Hintergrund. Im Kreis Balingen wurde kein einziges Schwert gefunden. Das friedliche Hirtendasein wurde für Jahrhunderte von niemand gestört. An waffenähnlichen Funden wurden im Kreise geborgen: 3 Lanzenspitzen von den Harthöfen und von Onstmettingen, 8 Dolche, 1 Messer, 1 Lappenaxt (Dotternhausen) und der Rest einer kleinen Axt vom Lochenstein, lauter Dinge, die im Haushalt und auf der Jagd sowieso gebraucht wurden.

Die Totenbestattung, Hügelgräber im Kreis

Die Broncezeitmenschen setzten in der ersten Zeit die Sitte fort, die Toten mit angezogenen Armen und Beinen in Flachgräbern zu bestatten, wie man sie in der Jungsteinzeit gepflegt hatte, obwohl die Hügelbestattung bis in die Jungsteinzeit zurückreicht. In der Hochbroncezeit, nach der Grabform auch Hügelgräberbroncezeit genannt, werden die Toten im allgemeinen in flachen Hügeln bestattet, die kaum mehr als 1 m Höhe erreichen. Sie liegen in Gruppen von höchstens einem Dutzend gewöhnlich auf Höhen mit weitem Ausblick. Man hat den toten Körper wie heute in einen Holzsarg, meist in einen ausgehöhlten Baumabschnitt, gebettet. Dem Mann gab man seine Waffen — Schwert, Dolch und Streitbeil — der Frau ihren persönlichen Schmuck mit in den Sarg, so Arm- und Fußringe, Schmuckscheiben, Nadeln, ja selbst Gold und Bernstein. Schließlich hat man mit Speise und Trank reichlich gefüllte Tongefäße daneben gestellt. Der Sarg wurde auf einem sicher durch lange kultische Handlungen geweihten Platz aufgebahrt und nach Abschluß der Totenfeier sorgfältig mit einem dicken Steinmantel zum Schutz gegen Grabräuber und Tiere umhüllt und darüber der Hügel geschüttet.

Selten sind broncezeitliche Albhügel nur mit einem Toten belegt worden. Meist bildet die zentral gebettete erste Bestattung nur den Kern, um den dann weitere Tote beigesetzt wurden. Es sind also Sippenhügel, Erbbegräbnisse einzelner Familien. Der Hügel wuchs daher allmählich in die Breite und Höhe, Jede Beisetzung wurde wieder mit einem Steinmantel umhüllt. Der größte Grabhügel im Kreis Balingen aus der Broncezeit auf dem Onstmettinger Gokkeler mißt 30 m im Durchmesser bei 1 m Höhe. Er bildet das Grab für 25 Tote. In Hundersingen bei Münsingen barg ein Hügel 30 bis 40 Skelette. Onstmettingen hat noch eine Reihe geöffneter Grabhügel, je ein Stück: 1 km im Norden vom Agdebrunnen, 1,7 km im Südosten von der Fräulesbuche, 2 km im Südosten vom Linkenboldswald. Dazu kommen noch mehrere Hügel mit Doppelbestattungen bei der Linkenboldshöhle. Zwei ungeöffnete Grabhügel liegen auf Punkt 893,7 m. Tailfingen hat ebenfalls eine Reihe von Grabhügeln: 2,4 km im Nordosten eine Hügelgruppe und eine Doppelbestattung bei Neuweiler.

Die meisten Funde weist die Markung Truchtelfingen auf dem Degenfeld auf: 2,3 km im Nordosten von Truchtelfingen auf dem Niemandsbohl liegt ein Sippengrabhügel mit 12 Skeletten, im Braunhardtstal (3 km im Osten) ein Hügel (Brandgrab) von 1/18 m, beim Schafhaus (1 km im Osten) ein Hügel, auf Böllen (1,3 km im Osten) eine Grabhügelgruppe, im Steinenlöchle (2,5 km im Südosten) 1 Hügel.

Die Markung Ebingen weist auf: 3 km NO am Nordhang vom Stählernen Männle ein Grabhügel mit 4 Skeletten, südlich davon auf dem Hügel 2 ungeöffnete Hügel, im Norden vom Galthaus Hinter Hainloch fünf Hügel. Zwei Hügel finden sich bei Bitz im Gabelhau und Lauen, einer bei Winterlingen. Dazu kommen je ein Hügel bei Dotternhausen, Hossingen und bei den Harthöfen auf „Huckles Land".

Insgesamt sind im Kreis Balingen 26 broncezeitliche Grabhügel mit über 60 Skelettbestattungen geöffnet worden. Sie liegen fast durchweg auf den Höhen östlich des Schmiechatales (Degenfeld). Die Zahl der vorhandenen Grabhügel weist für die lange Zeit auf eine sehr geringe Besiedlung hin.

Außer dem Dorf auf dem Lochenstein sind bisher im Kreisgebiet keine Siedlungsreste entdeckt worden. Sie müssen für die Hügelgräberbroncezeit noch aufgespürt werden.

Einzelfunde:

Dotternhausen: Radnadel, Lappenbeil.

Lochenstein: Auf der Südterrasse Höhendorf aus reinen Holzhäusern.

Broncefunde: Offener Armring, Nadel mit Halsdurchbohrung, vierkantiger Stift, Schneide einer Miniaturaxt.

Keramik: Viele Scherben von Vorratsgefäßen, großen Töpfen, kleineren Urnen, amphorenartigen Gefäßen und von Schalen, ferner viele Spinnwirtel, Tonpyramidenstümpfe, 3 Reste von Mondbildern aus Ton, zahlreiche Getreidemühlen aus ortsfremdem Gestein.

Hossingen: Skelett, Kopfnadel, braune Gefäße, Henkelamphore, Brandplatte.

Harthöfe, „Huckles Land": Menschliches Gebein, Speerspitze, Dolch, 2 Dolchbruchstücke, 3 Nadeln, Fingerring, 2 Spiralröhrchen, Armband.

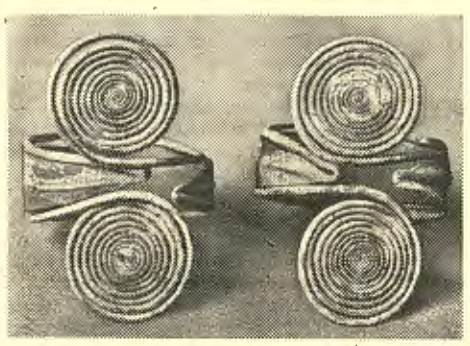
Schalksburg, Mulde im Burgraum: Scherben, 3 Broncenadeln, Messerspitze, Kettenstück.

Onstmettingen, Linkenboldshöhle: Mehrere Doppelbestattungen, Kinder auf Scherben, Dornpfeilspitzen, 2 Feuerstellen, Buckelurne, Urnen, 2 Henkelgefäße, Spiralbänder.

Linkenboldswald: Armreife, Lochhalsnadel mit Tellerkopf.

Fräulesbuche aus Grabhügel: Viele Scherben, Goldfingerring.

Aus Grabhügel bei Agdebrunnen: Zwei Lanzenspitzen. Aus großem Grabhügel auf dem Gockeler: 25 Skelette, 3 Stachelscheiben, Lochhalsnadel (24 cm),



Wadenringe der Hügelgräber, Broncezeit von Truchtelfingen

Messer und Pfeilspitze aus Feuerstein, 3 Broncestifte (1 Stück 4kantig), Dolch, Fingerring, Nadel, Armreife, Spiralreif, Brillenspirale, Radscheibe, Randleistenbeil, Rasiermesser mit Ringgriff, 2 Schleifsteine, Tonnenarmband mit 2 Spiralen, 1 Sägeblatt.

Tailfingen-Neuweiler: Spinnwirtel (4 cm Durchmesser), braun und schwarz.

Tailfingen-Truchtelfingen, Auf Niemandsbohl: 12 Skelette, 2 Armreife, 1 offener Armreif (6 cm Durchmesser), Nadel (Kind), 8 Gewandnadeln, Nadel und Spiralrolle von Fibel, 9 Reife, Dolch, Henkelgefäß, zusammen 23 Objekte. Nördlich vom Böllen: Nadel (34 cm), Pinzette, Scherben, 2 Nadeln, Sandstein, Messer, Reibstein. Steinlöchle: 2 Nadeln, Armreif, Pinzette.

Ebingen, Hinter Hainloch (Galthaus): Hügel I: Schwarze Schälchen (13,5 cm), Stachelscheibe; Hügel II: Scherben von 15 Gefäßen mit Kerbschnitt und Buckel; Hügel III: Große Buckelurne, glatter Goldfingerring, Warzentasse mit Zierleiste, Pfeilspitze aus Feuerstein, Henkeltasse, Broneeblechstück; Hügel IV: Feuersteinmesser, Scherben; Hügel V und VI: Scherben, 7 Bernsteinperlen, Niete, Broncereste. Grabhügel, Stählernes Männle: 1 Skelett (Frau), Radnadel, Gürtelschließe, Dolch, Fingerring, Meißel, Becherteile, Schleifstein? Skelett 2 (5jähriges Kind): Bernsteinkette mit 165 Perlen, Nadel mit Rollenkopf (18,5 cm), Spiralröhre; Skelett 3 (13- bis 15jährig): Stachelscheibe (5 cm), Armreif (5 cm Durchmesser), Becher, 2 Spiralröhrchen, herzförmige Schließen; Skelett 4 (13- bis 15jährig): Geschlossener Reif (9 cm), offener Reif, Radnadel (23,5 cm), 12 Broncenägel, 4 Bernsteinperlen, 2 Radscheiben, herzf. Schließe (5 cm), Dolch (11,5 cm) mit 2 Nieten, 2 Henkelkrügchen, 4 Henkelgefäße mit Trichterhals, 1 Gefäß ohne Hals.

Bitz, Kitzbühl: Nadelbruchstück (15 cm); Gabelhau: Scherben in Grabhügel; Lauen: Grabhügel mit Scherben, zwei Schleifsteine, Eber- und Pferdezahn?, Nadelbruchstück, 2 offene Armringe, 2 Broncebleche, 3 Spiralen, 2 Ringbruchstücke, Scherben, Nadel (19,5 cm), zwei Kindertassen.

Winterlingen, Grabhügelfund: Fingerring, Spiralscheibe, Bernstein.

Einzelfund: Gürtelhaken.

Unter der Keramik der Hügelgräber-Broncezeit stehen an erster Stelle die großen, schwarzen Urnen und die Trichterhalsgefäße mit kleinem Henkel und Kerbschnitt- oder Rillenornamentik. Drei Henkelurnen von ähnlicher ausladender Form mit enger Halseinschnürung stammen von Hossingen, vom Onstmettinger Linkenboldswald und vom Niemandsbohl auf dem Degenfeld. Die Ebinger Buckelurne vom Grabhügel Hinter Hainloch beim Galthaus ist henkellos und hat tieferliegende Bauchausweitung.

Als Bildbeilagen: Buckelurne aus Grabhügel III „Hinter Hainloch". Wadenringe von Truchtelfingen, Radnadeln vom „Stählernen Männle."

2. Die Spätbroncezeit (Urnenfelderkultur) 1200 — 800 v. Chr.

Totenbestattung. Gegen Ende der Hügelgräberbroncezeit beginnt die Brandbestattung mehr und mehr an Einfluß zu gewinnen. Doch fehlt zunächst die Urne. Der ausgelesene Leichenbrand wird, ursprünglich wohl in einem Leinenbeutel oder in einem Ledersäckchen geborgen, unmittelbar dem Boden anvertraut. Den Vorgang einer Brandbestattung erfahren wir bei Homer, wo uns die Verbrennung von Patroklos und Hektor in allen Einzelheiten geschildert wird (Trojanischer Krieg 12./13. Jahrh.).

In der Spätbroncezeit werden die Gebeine samt den Beigaben in einer Urne geborgen und diese selbst in den Boden eingegraben. Viele solcher Urnen bilden einen Urnenfriedhof oder ein sogenanntes Urnenfeld, weshalb man auch von einer Urnenfelderkultur und von Urnenfelderleuten spricht. Auf unserer Alb hat diese Kulturgruppe den altüberlieferten Grabhügel teilweise übernommen und über den Urnen den Hügel geschüttet, teilweise die Urnen aber auch in Flachgräbern beigesetzt.

Auswanderung und Neubesiedlung des Kreises

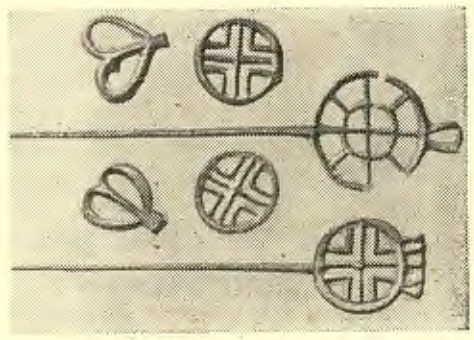
Um 1250 traf das Verhängnis katastrophaler Dürrejahre ein. In Südrußland, an der Theis und auf der Alb erfolgte ein allgemeiner Aufbruch aus dem versengten Land. „Aus den ost- und südeuropäischen Tiefebenen drangen fremde Völkerschaften — wir dürfen sie allgemein Illyrier nennen — nach Kleinasien (Untergang Trojas und des Hethiterreiches) nach Syrien (Philister) und Ägypten. Andere Züge gingen nach Griechenland (Dorier, Untergang der mykenischen Kultur), nach Italien, nach Mittel- und Nordeuropa, ja schließlich bis England. Die nun zu trockene Albhochfläche verödete und wohl nur noch in den Tälern konnten sich Reste der alten Bevölkerung erhalten." (Nach Paret.)

Von der Donau her in die Seitentäler eindringend kamen tüchtige Ackerbauern illyrischer Herkunft an. Um die Hochfläche kümmerten sie sich kaum, sie suchten die schwarzen, moorigen Talgründe. Das Schmiechatal von Kaiseringen bis Onstmettingen samt dem Riedbachtal bei Ebingen kam erstmals unter den Pflug. Auch drüben im Beeratal, wohl auch im Schlichemtal und oben im Lochengrund wurde ersprießlicher Ackerbau getrieben. Dasselbe geschah am Fuße des Lochenhörnle bei Weilheim (Siedlungsreste). Gerste und Dinkel wurde gepflanzt und mit der Broncesichel geschnitten. Das Eyachtal und merkwürdigerweise das Albvorland wurden nicht beachtet. Nur aus Dautmergen sind Funde bekannt.

Funde der Spätbroncezeit

1. **Versteckfunde:** Am alten Weg von **Pfeffingen** nach der Schalksburg unter einer alten Eiche fanden sich 105 Broncegegenstände, darunter viel Sicheln, bei **Winterlingen** 33 Lappenbeile, Sicheln u. a., bei **Onstmettingen** Sichel, Sichelmesser und Dolch.

Buckel-Urne aus einem Grabhügel, „Hinter Hainloch" nahe dem Galthaus in Ebingen



Radnadeln und Zierstücke aus der Hügel-Broncezeit, „Stählernes Männle" in Ebingen

2. **Siedlungsreste:** Bei Dautmergen, Weilheim, auf dem Plettenberg, dem Lochenstein (reichliche Kulturschicht), bei Nusplingen im Beeratal, bei Meßstetten am Talrand, das ganze Ebinger Riedbachtal (4 Fundstellen), das ganze obere Schmiechatal (Onstmettinger Killwiese, Truchtelfingen beim Bahnhof und Postamt, Ebingen Zentrum und südöstlich bis zur Spinnmühle und weiter bei Straßberg und Kaiseringen. Auf Truchtelfinger Markung sind auch oben beim Schafhaus am Talrand nach Bitz, am Osthang des „Härtle" und in der Bernlochhöhle Siedlungsspuren, d. h. Scherben, gefunden worden.

3. **Brandgräber mit Grabhügeln.** Ebenfalls oben auf dem Degenfeld wurden 3 Brandgräber geöffnet, und zwar ein Grabhügel mit eingetiefter Urne und 14 kleineren Gefäßen, ein zweiter Hügel im Braunhardtstal mit 4 Gefäßen und der dritte Hügel auf der „Steig" mit 2 Zylinderurnen.

4. **Flache Urnenfeldergräber:** In Ebingen, Sigmaringer Straße 105, in der Nähe des Hauptquellgebiets bei Ehestetten mit 2 Urnen und anderer Keramik.

5. **Einzelfunde: Balingen:** Zwei Broncering im „Tal" als Oberarmschmuck.

Plettenberg, äußerste Nordwest-Ecke und am Ostrand: Siedlungen und Scherben. Lochensiedlung: Nadeln mit Kugelkopf; offener, dicker Armring; gebogener Draht; Messerrest; Gefäßreste; Broncedraht mit gerolltem Ende; Blechrest mit getriebener Verzierung; viel Scherben von Vorratsgefäßen, große Töpfe, kleinere Urnen, Schalen; viel Spinnwirtel, zahlreiche Getreidemühlen aus ortsfremdem Gestein.

Weilheim: Baugrube Schneidermeister Dehner: Siedlungsspuren mit Scherben und Tierknochen. **Nusplingen** NW der Kirche: Broncegefäßreste in alemannischem Grab. **Meßstetten** hinter „Schwanen": Scherben. **Pfeffingen** (Depotfund s. oben!): 2 Lappenbeile, 6 Lochsicheln, 30 Sichelreste, 2 Messer, Scheibe mit Öse, 4 Armringe, Kugelkopfnadel, Rollennadeln, Rasiermesser, Gußbrocken. **Onstmettingen** (Depotfund): Sichel, Sichelmesser, Dolch. Killwiese: Scherben; Nadel, abgebrochen 15 cm; Spinnwirtel, 2 Spielsteine. Linkenboldswald: Armreif, offen, verziert; Armreif mit 4 Längsrillen, offen; Lochhalsnadel mit Tellerkopf. Punkt 893,7 - 0,9 km NO: 2 Grabhügel. **Tailfingen-Degenfeld:** 1 Grabhügel, Brandgrab, 14 kleinere Gefäße Urne eingetieft. **Tailfingen-Truchtelfingen:** 3 km O im Braunhardtstal: Grabhügel mit Brandgrab, 18 m Durchmesser, 1 m Höhe, 4 Gefäße. Auf der „Steig", 1,5 km O: Grabhügel mit Leichenbrand, 8 m Durchmesser, 2 Zylinderurnen, eine eingetiefte Grabkammer. Am Talrand — Bitzer Straße: Grabhügel: 1. Grab: 2 Anhänger, 4 Fingerringe, Bernstein, Stachelscheibe; 2. und 3. Grab: Dolch, Anhänger, 2 Nadeln (41,5 cm), 3 Reife, Scherben von Henkelgefäß. Beim Schafhaus: Siedlungsreste, Scher-

ben. Beim Postamt: Scherben, Knochen, himmelblaue Glasperle, Feuerbockreste. Bernlochhöhle: Scherben.

Ebingen: Munast: Handmühle, Scherben. Postschutzschule, 300 m W vom Friedhof: Siedlungsreste. Mehlbaumstraße, östliche Verlängerung: Scherben mit Kulturschicht. Zwischen Kirchgraben und Gartenstraße: Scherben, Näpfchen mit Henkelöse. Sigmaringer Straße 105: Urnenfeld, große Urne mit Leichenbrand, kleine Urne, Schüssel, Henkeltasse, Teller. Zwischen Wasserwerk und Spinnmühle: Siedlungsreste, Scherben, Mahlstein, Knochen.

Winterlingen (Depotfund): 3 Lappenbeile, 5 Lochsicheln, 1 Sichelmesser, 24 Sicheln.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 30 Rosenfeld

Bräuche

Die Geislinger kamen früher auch gerne zum Neujahransingen herüber. Volkstümliches Gebäck an Weihnachten: große Butterbrezeln und Hutzelbrot. „Noch größere Brezeln (im Wert von 20 Pf. bis 1 Mark) werden am Silvester- und Stephanstag mittels Karten herausgespielt" (Menge). Heute noch werden Brezeln an Silvester in den Wirtschaften herausgewürfelt.

Das Stupfen (Betteln bei Metzelsuppe) ist hier auch bekannt, doch wird es schon deswegen weniger geübt als früher, weil die Schweinezucht zurückgegangen ist. Ein Bettelsprüchlein ist:

I bitt om da kleina Maga,
Da graoßa ka'n e auh vertraga,
I bitt om a Stuck Speck
Vo' dr Sau Seita weg!

Am Fackelsonntag werden hier keine Funken mehr angezündet.

Am Karfreitag hängten die ledigen Burschen den Mädchen Brezeln ans Haus oder malten sie ans Haus. Die Mädchen schenkten den Burschen dafür Ostereier. Dies ist heute nicht mehr üblich.

Üblich ist noch das Maienstecken. Kleine Tännchen, mit farbigen Papierstreifen geschmückt, werden am Haus, möglichst hoch oben, etwa in der Dachrinne, angebracht.

Aberglaube

Ein ganz kleines Hühnerei ist ein Unglücksei. Man wirft es über irgend ein Haus (oder: man wirft es rückwärts), damit das Haus, in dem es gelegt wurde, kein Unglück treffe. „An einem Mittwoch oder Freitag soll man den Stall nicht misten. Wer am Christfestmorgen zuerst mit dem Vieh an den Brunnen kommt, soll das ganze Jahr das schönste Vieh haben. Bei einem ungetauften Kind soll die ganze Nacht ein Licht brennen. Wenn ein neugeborenes Kind zum erstenmal in ein Haus gebracht wird, schenkt man ihm ein Ei, damit es leichter zahne. Ein am Karfreitag gelegtes Ei vergräbt man unter dem Herd, damit das kleine Kind des Hauses keinen Leibschaden (Bruch) bekomme." (Menge, heute kaum mehr bekannt.) Um 1900.

An Sagen ist in Rosenfeld nicht viel bekannt. Die hier ganz bekannte Sage vom Neunuhrglöcklein findet sich in einer Stoffsammlung „Heimatkundliches von Rosenfeld" von Gottlob Mayer (Oberlehrer in Rosenfeld, † 1945) in folgender Form:

„Zur Zeit Eberhards III., des Milden (1392 bis 1417), soll ein Edelfräulein aus Stuttgart, das ihm sehr nahe stand, anläßlich eines Besuches in Rosenfeld sich in den Wäldern um Rosenfeld verirrt haben. Erst der Glokkenton der Stadtkirche habe sie in später Abendstunde wieder auf den rechten Weg gewiesen. Das war damals, etwas ganz Besonderes. Dieser „rechtzeitige Glockenschlag" hat sich für die Stadt Rosenfeld damals bezahlt gemacht. Die Freude des Grafen über die Errettung des Edelfräuleins war so groß, daß er der Stadt den prächtigen Kirnberg-wald, der ja auf Markung Vöhringen liegt, als Lehenswald überließ. Rosenfeld hat dann die Erinnerung an dieses Ereignis damit äußerlich zu schätzen gezeigt, daß es bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges das sogenannte „Neunuhrglöcklein" geläutet hat. Den Waldverlust hat Vöhringen bis heute noch nicht verschmerzt. Es kam sogar im 18. Jahrhundert zu einem jahrzehntelang währenden Prozeß, der zugunsten Rosenfelds entschieden wurde und Vöhringen mit Heiligenzimmern etliche tausend Gulden Gerichtskosten verursachte.

Mayer schreibt weiter: „Daß wir auf unserem Heuberg von Geister- und sonstigen Spukgeschichten nichts zu berichten wissen, ist ein Beweis für die gesunde Lebenseinstellung und Auffassung unserer biederen Bauern."

Von Rosenfeld ist allerdings vom sogenannten „Kastengeist" zu berichten, einem Geist, der früher im oder beim Fruchtkasten umgegangen sein soll. Der heutigen Volksmeinung nach ist dieser „Kastengeist" nur geschaffen worden, damit Fruchtdiebe umso ungestörter im Kasten ihrem bösen Handwerk nachgehen konnten.

Nr. 31 Roßwangen

Brauchtum

Heute noch „springen" die „Sante Klosa" am 5. Dezember abends im Dorf herum. Den Kindern geben sie Nüsse, Äpfel, dürre Zwetschgen usw. An der Fasnacht waren früher keine besonderen Bräuche üblich. Ein Umzug wird erst seit einigen Jahren durchgeführt. Am Fackelsonntag wird am Roßberg ein Höhenfeuer abgebrannt. Das dazu benötigte Holz wird von der schulpflichtigen Jugend in der vorhergehenden Woche zusammengetragen. Ein Fackelzug zieht bei einbrechender Dämmerung den Berg hinan. Dabei sind Papierlampions, aber auch selbstgefertigte Harzfackeln zu sehen. Früher ging auch der Pfarrer mit.

Die Morgensuppe bei Hochzeiten wurden bis zum ersten Weltkrieg gehalten. Dabei erhielten die Frauen Kaffee, die Männer Schnaps und Bier. Beim „Ausstand" am Sonntag vor der Hochzeit hat der Hochzeiter seinen Kameraden ein oder zwei Fäßle Bier zu zahlen. Bei Taufen ist das „Fürspannen" mit einem Sei noch üblich.

Ein vor etwa zwei Jahren weggezogener Pfarrer führte in der Anordnung des Leichenzugs und der hier wie in anderen katholischen Gemeinden üblichen Eschprozessionen (am Markustag und an den drei Tagen vor der Himmelfahrt) Änderungen ein.

Beim Leichenzug war die Reihenfolge früher: Schüler, Kirchenchor, Leichenwagen, Pfarrer, Männer (wenn ein Mann beerdigt wurde), sonst die Frauen vor den Männern. Nach der Neuerung folgen dem Sarg zunächst die Verwandten (Männer und Frauen), dann die Männer allgemein bzw. Frauen.

Die Ordnung in der Eschprozession war früher: Kinder, ledige Buben, Kirchenchor, Pfarrer, Männer, Jungfrauen, Frauen; nach der Änderung: Kinder, Schüler, Jungfrauen, Kirchenchor, Pfarrer, Jungmänner, alte Männer, Frauen.

Bei der Fronleichnamsprozession gilt die gleiche Anordnung. Der Pfarrer geht unter dem „Himmel" (Baldachin).

Nr. 32 Streichen

1. Osterbräuche

Bis ums Jahr 1895 fand an Ostern oder auch am Ostermontag „Auf Büttenwiesen" das Eierlesen statt. Eine Anzahl Eier, die vorher im Dorf eingesammelt worden waren, legte man in einer langen Reihe hintereinander in gleichmäßigen Abständen auf die Wiesen. Zwei Burschen (schon etwas älter, etwa 20jährig) liefen nun um die Wette. Der eine lief querfeldein nach Zillhausen zum Kirchtor und zurück, an das er seinen Namen zu schreiben hatte — zum Nachweis, daß er tatsächlich dort war. Der andere mußte die ausgelegten Eier eins ums andere einsammeln. Er hatte mit dem am weitesten entfernten zu beginnen. Am einen Ende der Reihe stand ein Mädchen mit aufgehobener Schürze, in der sich Spreuer befand und in die der Bursche das herangeholte Ei jeweils zu werfen hatte. Dieses wurde von einem Danebenstehenden sofort in einen Korb gelegt. Wer zuerst seine Aufgabe erfüllt hatte, dem gehörten die Eier, die dann nachher in einer Wirtschaft von der ledigen Jugend gemeinsam verzehrt wurden, wobei es natürlich auch an einem Trunk nicht fehlte.

2. Pfingstbräuche

Früher war das sogenannte „Pfingstknellen" (Knallen) Brauch. Am Pfingstsamstag, abends nach dem Vesperläuten, etwa zwischen 5 und 6 Uhr, gingen die schulpflichtigen Buben an „die Linde" hinauf (ob der Kirche), beim Friedhof), jeder mit einer Peitsche bewaffnet. Und nun knallten sie, so laut sie konnten, über das Dorf herab.

Heute noch üblich ist der „Pfingstbutz". Schon am Samstag vor Pfingsten holen Schüler des 5. bis 8. Schuljahrs Buchenreisig im Wald. Drei Faßreifen — von verschiedener Größe, so daß der Pfingstbutz spitz zulärft — werden durch das Reisig miteinander verbunden. Die Spitze erhält noch einen hintenüber hängenden buschartigen „Schwanz". Am Sonntagnachmittag gehen die Buben nochmals in den Wald, um frischbelaubtes Reisig zu holen, womit der Pfingstbutz verkleidet wird. Er wird auch mit buntem Papier und „Glocken" (glockenförmig gerollten Papierstreifen) geschmückt. An einer unten quer durchgesteckten Tragestange wird der Pfingstbutz getragen, in den ein möglichst leichter Bub hineinschlüpft. Am Pfingstmontag geht man schon frühmorgens, zwischen 7 und 8 Uhr, im Dorf herum. Damit der Pfingstbutz nicht umkippt, wird er von hinten mit drei Heugabeln gestützt. Zwei Buben sammeln Gaben in einen Korb, während der im Pfingstbutz sitzende ein Sprüchlein sagt: „Pfingstbutz bin ich genannt, Eier und Schmalz ist mir wohl bekannt. Weißmehl schlag ich auch nicht aus: Meine Kameraden und ich backen Dötsche draus".

3. Weihnachtsbrauch

Am Heiligen Abend gehen heute noch „Christkendle" herum. Alle Buben, die im darauffolgenden Frühjahr aus der Schule kommen, verkleiden sich mit weißem Hemd und setzen sich einen zuckerhutförmigen „Christkendleshuat" auf den Kopf, der aus starkem Karton hergestellt ist und vorne sich in eine Gesichtsmaske verlängert. Der Hut ist mit bunten, mehrere Zentimeter breiten Papierstreif enbeklebt, auf denen noch kleine Watteflocken sitzen, die den Schnee darstellen sollen. Die Buben tragen auch Pferdeschellen und andere Glocken, sowie Säckle und birkene Ruten mit sich und gehen gemeinsam von Haus zu Haus, besonders dahin, wo Kinder sind — wenn man sie einläßt. Die Frage an die Eltern lautet meist: „Send se brav gsei?" — Die kleinen Kinder beten folgendes Verschen: „Christkendle zart, i hao' schao' lang uf dr gwaart. Wa wust auh brenga? Äpfel ond Nussa ond ällerhand Sacha. Do wut dia Monika lacha! (Wenn das Kind Monika heißt.)

Wenn die Kinder ihr Verschen gesagt haben, erhalten sie Backwerk und anderes. Gelegentlich sagen die Eltern: „Da' muaßt a Ruat do lao'!"

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Donnerstag, 30. Juni 1960 | Nummer 6

Alter und Geschichte der Schalksburg

Ansprache von Prof. Dr. Reinhold Rau am 22. Mai 1960

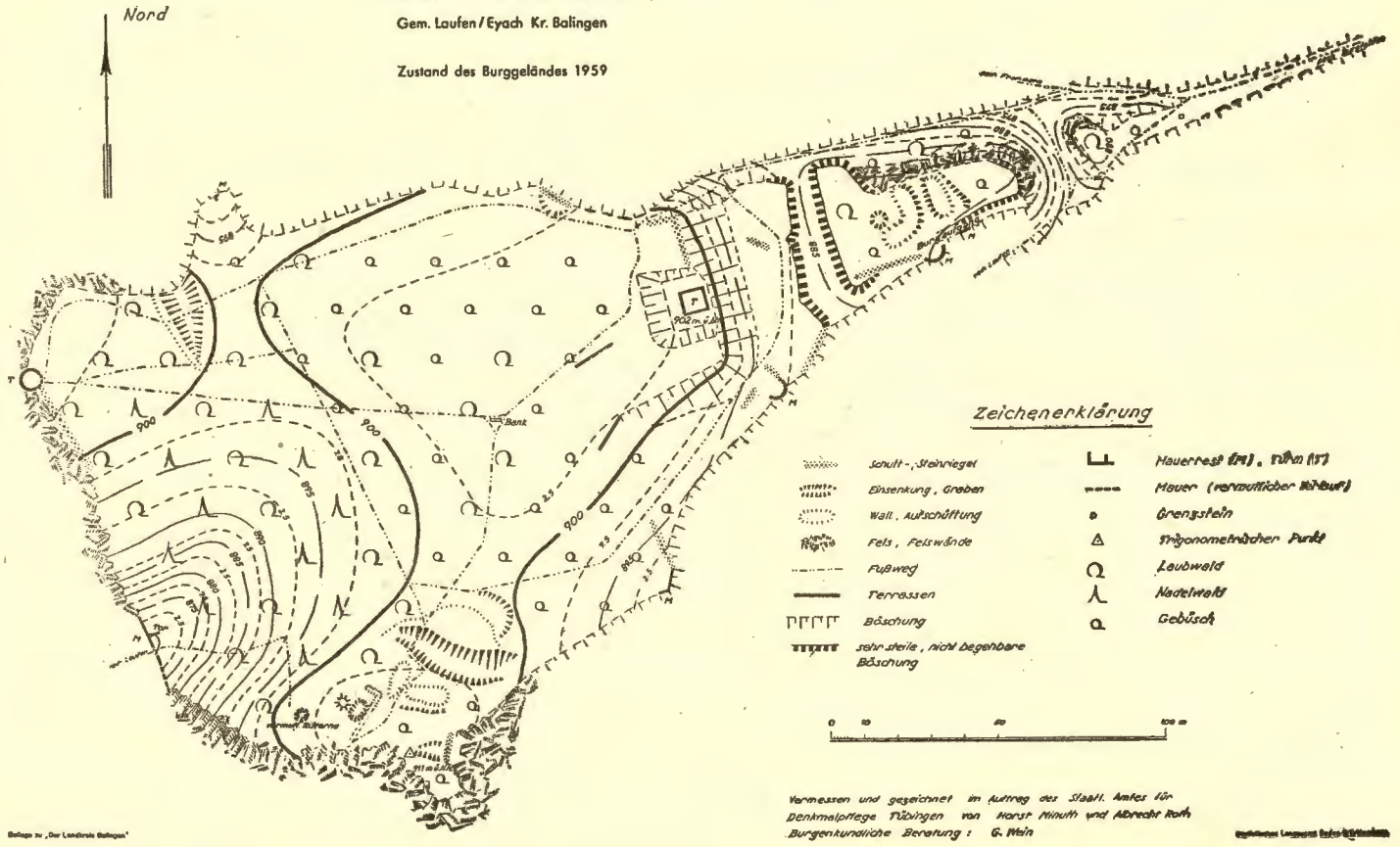
Die Frage nach dem Alter und der Geschichte einer Burg wird gewiß oft gestellt in einem Gebiet wie der Schwäbischen Alb, deren Kuppen und Steilränder ganz besonders zur Anlage von Burgen einladen. Leider ist die Antwort, welche die Wissenschaft darauf zu geben vermag, vielfach recht unbefriedigend und gerade auch von der Schalksburg läßt sich nicht viel sagen. Natürlich möchte man auch dafür den Grund wissen, und so will ich versuchen, auf beide Fragen zugleich zu antworten.

Vor mehr als 1 000 Jahren, als hier noch keine mittelalterliche Burg stand, gab es eine hochadelige Herrschaft mit dem Herrenhof in Burgfelden in nächster Nähe der Kirche. Burgfelden selbst war damals noch kein Dorf, sondern bestand aus dem Herrenhof, dem Pfarrgut und dem Heiligenhof — alle drei gehörten ursprünglich zusammen — und es hatte seinen Namen nach der vorgeschichtlichen Burg, innerhalb der wir hier stehen. Sie hat ihr Gegenstück auf der andern Talseite auf dem Gräbelesberg. Welcher Art ihre gegenseitigen Beziehungen waren, darüber läßt sich nichts sagen. Während aber auf dem Gräbelesberg noch heute nach mehr als dreitausend Jahren die vorgeschichtliche Anlage verhältnismäßig gut zu erkennen ist, wurde bei dieser Burg, wenn man von einem kleinen Rest des Abschnittswalls absieht, im Mittelalter, als man die erste Steinburg hier errichtete, alles vorgeschichtliche Bauwerk zerstört und, was an Kulturresten noch vorhanden war, teils absichtlich, teils durch Abschwemmung auf die Hänge im Norden weggetragen. Bis dahin hatte die vorgeschichtliche Anlage den Bewohnern des Herrenhofes und den Angehörigen des Pfarrsprengels im Falle der Gefahr als Fluchtburg gedient.

Der Name des hochadeligen Geschlechts, das hier seinen Sitz hatte, ist unbekannt. Von ihm ist aber schon vor 700 die älteste Kirche von Burgfelden erbaut worden zu Ehren des hl. Michael, der vielleicht an die Stelle eines germanischen Gottes getreten ist, und Angehörige dieses Geschlechtes, darunter vielleicht das Stifterehepaar selbst, sind hier in der Kirche beigesetzt worden in einem Grab, das leider 1848 von unberufener Seite geöffnet und ausgeraubt worden ist. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts macht nun ein Graf Rudolf mit seiner Gemahlin Kunigunde dem oberelsässischen Kloster Ottmarsheim eine Reihe von Gütern zum Geschenk, darunter die Höfe, den Zehnten und den Kirchensatz von Burgfelden. Von diesem Rudolf konnte nun nachgewiesen werden, daß er dem Hause der Habsburger angehörte, was sehr gut zu der Tatsache paßt, daß Ottmarsheim ein habsburgisches Hauskloster war. Wann und auf welchem Wege die Habsburger zu dem Besitz der Herrschaft Burgfelden gekommen sind, ist unbekannt: es muß aber noch vor dem Jahre 1000 geschehen sein.

Es hat aber nie ein Graf von Habsburg in Burgfelden gewohnt, sondern der Außenbesitz wurde durch Dienstmannen verwaltet, die sich Herren von Burgfelden nannten. Kloster Ottmarsheim hat dann nicht bloß der Michaelskirche ihren Turm gegeben, sondern auch den Neubau des Langhauses und dessen Ausmalung durch Kloster Reichenau veranlaßt.

Bei all diesen Veränderungen ist die Schalksburg nicht beteiligt. Sie wird erstmals im 13. Jahrhundert erwähnt, richtiger gesagt: das Dienstmannengeschlecht, das nach ihr benannt ist. Dabei ist aber zu sagen, daß es drüben bei Straßberg an der Schmiecha ebenfalls eine Schalksburg gibt, ebenfalls Sitz eines Dienstmannengeschlechts, und wir sind anfangs nicht sicher, welche Burg gemeint ist. Die Zeit der Erbauung ist für keine von beiden überliefert. Die Herren von Schalksburg erscheinen zuerst als Dienstmannen der Grafen von Hohenberg, dann als solche der Grafen von Veringen und erstmals 1266 als solche der



Grafen von Zollern. In diesem Jahr wird auch unsere Schalksburg ausdrücklich als Besitz der Grafen von Zollern bezeichnet. Ein Zweig dieser Grafen nahm sogar noch vor 1300 neben der Dienstmannenburg, also der Schalksburg im eigentlichen Sinne, ebenfalls seinen Wohnsitz innerhalb der alten Fluchtburg, nur an einer andern Stelle, und so wird es verständlich, daß diese mittelalterliche Burg eine Doppelburg war. Die beiden Burgen decken übrigens zusammen nur eine Grundfläche von etwa drei Hektar, während die alte Fluchtburg etwa 20 Hektar umfaßt. Der Zugang zur mittelalterlichen Schalksburg war durch drei Gräben, Mauer und Bergfried gesichert.

Zu dieser zollerischen Herrschaft Schalksburg gehörten die Dörfer Lauffen, Pfeffingen, Streichen, Zillhausen und einige andere heute abgegangene Orte. Die Bewohner dieser Orte waren zur Fronarbeit verpflichtet und zahlten noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Schalksburgfrongeld. Andere und jüngere Fronen leisteten die Dörfer Oberdigisheim, Tieringen, Hossingen, Meßstetten, sowie Winterlingen, Truchtelfingen, Tailfingen und Onstmettingen: Sie sind offenbar bei Auflösung anderer Herrschaften zur Herrschaft Schalksburg hinzugeschlagen worden. Die ältere Herrschaft Burgfelden hatte eine andere Ausdehnung, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß von der Urpfarrei Burgfelden die Pfarrei Dürrwangen von dieser später die Pfarreien Frommern und Weilheim abgetrennt worden sind. Die zollerische Herrschaft Schalksburg deckt sich also nur zum Teil mit der frühmittelalterlichen Herrschaft Burgfelden.

Der nach der Schalksburg genannte Zweig der Grafen von Zollern starb 1408 aus, doch wohnten diese Grafen schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in der Stadt Balingen. Das Dienstmannengeschlecht ist bis 1385 nachweisbar, aber auch diese wohnten zuletzt in einem festen Haus in Streichen, und setzen sich dann noch eine kurze Zeit als Herren von Rosenfeld fort.

Im Jahr 1403 geht Burg und Herrschaft Schalksburg durch Kauf in die Hände der Grafen von Württemberg über. Im Jahre 1458 wird die Burg dem Ulrich von Rechberg verpfändet und in einem Streit zwischen dessen Bruder Hans von Rechberg und dem Grafen am 13. Dezember 1464 eingenommen und geschleift, doch in der Folgezeit wieder bewohnbar gemacht unter dem Burggrafen Ludwig von Stadion. Die Herren von Bubenhofen, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Besitz des Klosters Ottmarsheim erworben hatten, erlangten auch den teilweisen Pfandbesitz an der Schalksburg, doch verkauften sie ihren Anteil dem Grafen Eitelfriedrich II. von Zollern, bekannt als Hauptmann und zeitweise Pfandherr der Grafschaft Hohenberg, sowie als erster Kammerrichter im Reichskammergericht, weil dieser auf der Schalksburg für einen Sohn eine Hofhaltung einrichten wollte. Doch diese zweite zollerische Periode in der Geschichte der Schalksburg dauerte nicht lange. Nach langen Bemühungen löste Herzog Christoph 1554 das Pfand ein und ließ drei Jahre später die Gebäude niederreißen und das wertvolle Baumaterial verkaufen. Darnach wurde die Burg zum bequemen Steinbruch für die ganze Umgegend und der Wald eroberte bald widerstandslos das ganze Burggelände. So endet die Geschichte der Schalksburg.

Die beiden Schalksburgen

Von Joh. Adam Kraus

Die Überschrift stellt keinen Irrtum dar! Es gab tatsächlich wie schon neulich gesagt wurde zwei Burgen des Namens Schalksburg. Die eine ist als einstiger Mittelpunkt der gleichnamigen Herrschaft um Burgfelden weit bekannt, die andere stand nicht allzuweit von ihr entfernt auf der Markung des hohenzollerischen Straßberg, unweit der Ebinger Grenze auf einem Felsen des linken Schmeientales. Beide waren mittelalterliche Ritterburgen, freilich von verschiedener Größe und Bedeutung

Die Burgfelder Schalksburg hat jedoch eine Besonderheit: Sie ist als Doppelburg innerhalb einer gewaltigen, 20 Morgen umfassenden frühgeschichtlichen Fliehburg angelegt, von der das Dörflein Burgfelden seinen Namen hat. Merkwürdigerweise sind diese beiden Teilburgen nicht unmittelbar am schmalen Felsgrat errichtet gewesen, der die Berginsel vom Albmassiv trennt, sondern in der südlichen, bezw. westlichen Ecke, während das Burggelände selbst gegen den Berggrat durch drei Gräben und eine lange, in der Mitte mit einem Bergfried verstärkte Mauer abgeschlossen war. Dieser Bergfried wurde neuestens teils wieder aufgebaut, wobei amerikanische Hubschrauber das Material von Burgfelden herschafften. Schon die merkwürdig große Anlage scheint darauf hinzudeuten, daß der Erbauer nicht schwerlich nur ein kleiner unbedeutender Ritter gewesen sein kann, vielmehr im Schatten eines größeren hochadligen Herrn gestanden haben wird. der dann die Burg selber weiter ausbaute. So wundern wir uns nicht, wenn seit 1266 bis 1403 als Herren der Burg die Grafen von Zollern erscheinen, neben einem ritterlichen Geschlecht von Edelknechten, die sich ebenfalls „von Schalksburg“ nannten. Ähnlich war dies auch bei andern Grafenburgen der Fall: Grafen neben Niederadel von Urach, von Haigerloch, von Hohenberg u. s. f.

Es sind lediglich folgende Edelknechte des Namens „von Schalksburg“ bekannt: 1226 17. August H(einrich) de Shalchispurch bei dem Grafen Albert von Rotemburg-Hohenberg zu Ulm (WUB 3,198). 1252 Herr H(einrich) Ritter von Salkesburch ist Zeuge der Grafen von Veringen (WUB 4,282). 1264 4. Januar: Heinrich von Shalkesburk erscheint bei Rechtsgeschäften in Veringendorf (Cod. dipl. Salem I,403). 1266 derselbe Ritter H.(einrich) v. S. mit seinem Sohn N. ist auf der Schalkburg Zeuge für den Grafen von Zollern (Mon. Zoll. I,85 f). 1306 9. Febr.: Walter von Schalksburg ist Zeuge für die Zollern MZ I,121). 1317 26. Juni: kauft derselbe von den Schenken von Stauffenberg Güter. Zeuge ist Gr. Albrecht d. j. von Zollern (MZ I.). 1319 Walter von S. (MZ I,133). 1320 Heinrich und Walter von Schalksburg mit Leutpriester Johannes von Burgfeld aus Wolfach (MZ I,136). 1333 derselbe von Wissmann erwähnt. 1347 27. April: Burkart und Heinrich von Schalksburg verkaufen Güter zu Streichen (MZ I,169) 1363 1. Mai Burkart und Heinrich v. S. mit Gütern zu Engstlatt (MZ I, 201). 1372 26. Dezember: Burkart v. S. mit Gütern zu Streichen (MZ I, 224). 1383 24. Mai: Werner von Rosenfeld nennt seinen Vater Burkart von Schalksburg (Wissmann 110). Ihr Wappen zeigte in Rot ein weißes Tor zwischen zwei bezinnten weißen Türmen. Einige Frauen von Schalksburg finden sich im Urkundenbuch des Klosters Stetten (Hohenz. Jahreshefte 1955 — 1957).

Im Gegensatz zur großen Schalksburg stellte die kleinere, die 900 m nördlich der Burg Straßberg lag, nur einen bescheidenen Rittersitz mit Turm Haus und vielleicht Nebengebäuden dar. Dies mag einen Fingerzeig dafür geben, daß sie die ältere Burg dieses Namens war, deren Besitzer um 1226 als Vasall der Grafen von Hohenberg erscheinen, der Herren des Scherragaus, aber dann seit 1266 mit dem stammverwandten Grafen von Zollern in der Burgfelder Gegend genannt werden, ihren Namen somit auf den neuen Sitz mitgenommen haben dürften! Vermutlich haben dann diese letztgenannten Grafen die große Schalksburg ausgebaut. Vorher kennen wir einen Ritter Cunrat von Burcvelt, der 1244 — 1254 als Bürger zu Villingen genannt ist (Wissmann, An der Eyachquelle, 1959, S. 68), der vermutlich seinen ursprünglichen Sitz auf der späteren großen Schalksburg hatte, denn im Dörflein Burgfelden ist sonst keinerlei Burgstelle bekannt! Das Dorf selbst war vor 1064 durch einen Grafen Rudolf (wohl von Habsburg) an das Kloster Ottmarsheim im Elsaß geschenkt worden, das dann die berühmte Kirche anstelle einer älteren umbaute und von Reichenauer Künstlern ausschmücken ließ.

Schon bald nach 1300 wird denn auch die Straßberger Schalksburg als Ödenburg (später Edenburg) bezeichnet, muß also in Trümmern gelegen haben! (Hohz. Jahresheft 1959) Die große Schalksburg dagegen spielte bekanntlich noch bis ins 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle, wie Wissmann im genannten Werk (S. 110) ausführlich dartut.

Über den Namen Schalksburg ist viel gerätselt worden. Ein Schalk im heutigen Sinne darf ausscheiden. Das mittelhochdeutsche Wort bedeutet in Marschalk oder Seneschalk soviel wie „Diener, Hofbeamter, Knecht“ eines Hochadeligen. Da die große Schalksburg, seit man von ihr weiß (1266), in Hand des Hochadels war, wollte der Name Diener- oder Vasallenburg nie recht passen. Jänichen vermutet daher darin die Bedeutung „sehr alte Burg“, ohne dies näher zu begründen (Zeitschr. 9 württ. Landesgeschichte 1952, S. 43—44).

In Straßberg dagegen bestand die Höhenburg gegen Winterlingen wohl schon seit dem 12. Jahrhundert als Eigentum des hochadligen Stifts Buchau, das hier vermutlich schon durch Irmgard, die Tochter Ludwigs des Deutschen vor 857 Besitz bekam und bis 1802 behielt (Hohenzollerisches Jahresheft 1959, 1-182). Leider wird dieser Buchauer Besitz (ohne die Pfarrei und einem Hof) urkundlich erst um 1340 als Lehen in Hand der Grafen von Hohenberg greifbar, die jedoch schon 1287 (und wohl auch 1225) als Herren daselbst nachzuweisen sind. Da der Ortskern von Straßberg unter dem Namen „Uf Burg“ 1005 bis 1559 im Besitz des Klosters Stein am Rhein erscheint, nehmen manche an, der Name Straßberg für die Burg links der Schmeie samt dem Burgweiler darunter sei durch die Schweizerischen Grafen von Straßberg = Neuenburg (Neufchatel) aufgekommen, die vor 1226 dieses Buchauer Lehen besessen haben müßten wovon man jedoch urkundlich nichts weiß! Nach Buchauer Überlieferung von 1470 sollen die Straßberger Edelleute einst Schenken des Stifts gewesen sein. Eine Vasallenburg bei Straßberg wäre somit nicht ausgeschlossen. Wie gesagt ist die älteste Schreibweise 1226 „Shalchisburch“ und noch im Jahre 1535 erhielt ein Johannes Salch aus Ebingen die Pfarrei Burg-Straßberg verliehen! Man meinte irrig, es könnte ein Personenname zugrunde liegen, der sicher das Schloß eindeutiger bezeichnen würde als das allgemein klingende „Schalk“. Man hat auch schon an Salweide gedacht (ahd. salhe) was in der Grundbedeutung „grau“ anzeigen soll, wozu Weißenburg, Liechtenstein und ähnliche Burgnamen zu vergleichen wären. Aber beide Ansichten sind zu wenig begründet.

Eine Merkwürdigkeit muß hier noch angeführt werden: Die älteren Siegel der

freien Herren und Grafen von Straßberg-Neuenburg in der Schweiz zeigen das gleiche Siegelbild, wie es die späteren niederadligen Edelknechte von Schalksburg bei Burgfelden führten: Zwischen zwei bezinnten Türmen ein Tor, meist noch mit einem Hausgiebel dahinter. Man deutet dieses Siegelbild als „Burg", im speziellen Falle also als Neuenburg (Neufchatel). Ob dabei die alte Burg die von Straßberg war? Das spätere Wappen (nach 1230) der Grafen von Straßberg-Neuenburg in der Schweiz zeigte dann einen (oder mehrere) mit drei Firsten belegten Pfahl, der nach dem Aussterben des Geschlechts im 14. Jahrhundert in den Wappenschild der Markgrafen von Baden-Hachberg überging.

Ist angesichts dieser Tatsachen der Gedanke zu kühn, die Herren von Shalchisburg-Schalksburg seien Vasallen der Grafen von Straßberg gewesen, die mit Rückgabe ihrer älteren Burg in die Hand der Äbtissin von Buchau um 1230 auch das alte Wappenschild aufgaben, das dann wie anderwärts ihre vermutlichen Vasallen weiter benützt haben? Krs.

Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen

Randbemerkungen zur jungstein- und bronzezeitlichen Besiedlung / Von Fritz Scheerer

In Nr. 5/1960 der Heimatkundlichen Blätter sind die Funde der Jungsteinzeit und der Bronzezeit zusammengestellt. Die hier verzeichneten Grabhügel fallen jedem aufmerksamen Albwanderer auf. Sie erinnern ihn an die bewegte Geschichte längst vergangener Jahrtausende und legen Zeugnis ab vom Kampf, aber auch der Liebe des Menschen um diese herbe Landschaft. Es handelt sich bei ihnen um künstlich errichtete Monumente, die uns unmittelbaren Einblick in den Totenkult des früheren menschlichen Daseins gewähren lassen, wenn auch vieles unseren neugierigen Blikken entzogen bleibt.

Östlich des Schmiechatales sind die Grabstätten der Hügelgräberzeit ziemlich häufig, und auch aus der Urnenfelderzeit fehlen die Beweise für die Besiedlung nicht. In der Nähe der Grabhügel müssen die Wohnstätten gelegen sein. Diese große Zahl von Grabhügeln der Bronzezeit in der offenen Höhenlandschaft, namentlich des parkartigen Grenzgürtels zwischen Wald und Steppe, in dem Gelegenheit zur Waldweide und Eckerichnutzung bestand und schließlich sicher auch einen größeren Wildreichtum aufzuweisen hatte, beweist uns eine dichtere Besiedlung zwischen Onstmettingen und Ebingen (Degerfeld usw.). Aus den gemachten Scherbenfunden kann auf entsprechende Hüttendörfer der Urnenfelderzeit geschlossen werden, wie am Weg ins „Tennental" beiderseits der heutigen Bahnlinie beim Postamt in Truchtelfingen. Allerdings ist von den Hütten selbst bis heute in dem dunkelgefärbten Boden nichts entdeckt worden. Vielleicht schenkt aber einmal ein Zufall die genaue Bestimmung der Lage des Dorfes.

Wie verhält es sich nun im Gebiet des Beeratales? Die Mittelsteinzeit erweckt in unserer Heimat den Anschein, als ob die damaligen Völkerschaften unsere Gegend gemieden hätten. Funde aus der Jungsteinzeit beweisen uns aber auch die Anwesenheit des Menschen am Albtrauf. Die Besiedlung mag im Vergleich zum stark bevölkerten Neckarland noch dünn gewesen sein. Die Einzelfunde der geschliffenen und manchmal durchbohrten Steinbeile sowie die Höhensiedlung auf dem Lochenstein zeigen den Jungsteinzeitmenschen auf unseren Bergen. Dazu sollen weitere Beweise erbracht und damit die Fundliste ergänzt werden

In der Mulde unmittelbar südlich der Nordspitze des Plettenbergs vor dem Abschnittswall fand ich 1939 bei Wanderungen mit dem viel zu früh verstorbenen bekannten Vorgeschichtler des Frankenlandes, Dr. Emil Kost, Schw. Hall, mehrere Feuersteingeräte der jüngeren Steinzeit, darunter eine gut gearbeitete Pfeilspitze aus dunklem Feuerstein und am Südostrand des Plettenbergs vorzüglich gearbeitetes Großwerkzeug (Handspitzen, Bogenschaber aus Feuerstein). Beim Geierbad in der Akkerflur „Rübenhaib" über dem Ursprungstal des Kohlstattbrunnens, 1 km WNW Geierbad, fanden wir einen flachgearbeiteten Rundschaber und eine schöne jungsteinzeitliche Pfeilspitze mit Dorn und Widerhaken aus dunkelrotbraunem Feuerstein, 500 m SSO des südlichen Heidenhofes einen schön bearbeiteten Rundschaber aus Karneol. Auch auf dem Hochflächenrand am „Tannsteig" über dem Abstieg des Sträßchens von Obernheim nach Hausen a. Tann konnten auf den Äckern über dem „Süßen Brünnele" 100 m südlich von dessen Quelltopf am Höhenrand, 2,1 km NNW Obernheim, Werkzeuge der jüngeren Steinzeit sichergestellt werden, darunter wieder eine schöne Pfeilspitze aus weißem Jaspis mit Widerhaken und Dorn. An derselben Stelle wurden auch bronzezeitliche Scherben mit erbsengroßen Dällen auf der Topfaußenwand entdeckt.

Diese Funde beweisen uns, daß in der Jungsteinzeit Menschen auf der Hochfläche um Obernheim gesiedelt hatten. Mag es auch zu keiner Dauersiedlung gekommen sein, so müssen sie mindestens auf dem Durchzug oder zu kurzem Aufenthalt auf unseren Bergen gewesen sein.

Auf dem Gräbelesberg konnten auf der Südwestseite, unmittelbar des inneren Abschnittswalles, Kulturboden mit Holzkohle festgestellt und vorgeschichtliche Scherben der Bronzezeit und der früheren Hallstattzeit entdeckt werden, die uns zeigen, daß nicht erst in der Hallstattzeit Menschen auf den Berg kamen. Die Funde um Hossingen aus der Bronzezeit passen damit gut in diesen Zusammenhang. Auf dem „Burgbühl" 1,6 km WNW von Obernheim, der eine bedeutende Ausschau bietet, konnten zahlreiche spätbronzezeitliche Scherben an der Ostnordostkante des Berges aufgelesen werden. In der Nähe sind bei den großen Buchen zwei Quellplätze, die zwar zeitweise spärlich fließen. Wenige Meter unter der Höhenkante fanden sich an derselben Stelle in Maulwurfshaufen Feuersteinwerkzeuge der jüngeren Steinzeit von nicht ortsständigem Werkstoff. Auch in der Hallstattzeit muß der Berg besiedelt gewesen sein, wie der heute noch sichtbare Ringwall mit deutlicher Toröffnung beweist. Mittelalterliche spuren wurden nirgends festgestellt. Der Name des „Burgbühls" kommt so vermutlich von der vorgeschichtlichen Befestigungsanlage.

Der Klimasturz ums Jahr 1 000 zu einem kühleren und regenreicheren Klima bedeutete für unsere Höhen keine Verschlechterung in Bezug auf Anbau- und Ertragsfähigkeit. Der durchlässige Boden gab trotzdem die Lebensmöglichkeit für eine größere Volkszahl ab. So erreichte dann in der folgenden frühen Eisenzeit die Besiedlung unserer Heimat während der Vorzeit ihre größte Dichte, wie die großen Gräberfelder ausweisen.

Noch kurz soll der Unterschied zwischen bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Grabhügeln gezeichnet werden. Die bronzezeitlichen Hügel sind im allgemeinen flach, erreichen Höhen von kaum mehr als einem Meter und liegen auf Höhen mit weitem Ausblick. Demgegenüber sind die Hallstatthügel fast immer von bedeutender Größe, Höhen zwischen 1 bis 2 Meter sind die Regel, 2 bis 4 Meter keine Seltenheit. Sie liegen oft in Mulden. Weiterhin sind die bronzezeitlichen Albhügel selten nur mit einem Toten belegt. Meist sind sie Sippenhügel, Erbbegräbnisse einzelner Familien, oft für mehrere Generationen. Die Toten sind noch weitgehend sozial nivelliert, denn schroffe Gegensätze zwischen arm und reich sind nur in Ausnahmefällen zu beobachten. Eine neue Gesellschaftsordnung konsolidiert sich während der Hallstattzeit, jetzt erst werden die Grabhügel der Vornehmen zahlreicher. Es bildet sich etwas wie eine ritterliche Schicht heraus, die mit Wagen und Pferden umzugehen versteht und durch reich ausgestattete Waffengräber deutlich als führende Gruppe sichtbar wird.

Der Engstlatter Selhof des Kloster Alpirsbach

Von Dr. Wilhelm Foth

Die 1095/99 gegründete Benediktinerabtei Alpirsbach, zu deren Erstausstattung besonders auch Graf Adalbert von Zollern viele Güter schenkte, hatte auch im Gebiet von Balingen umfangreichen Besitz, zu dessen Verwaltung zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Balingen eine eigene Pflege des Klosters eingerichtet wurde, während sie vorher von Haigerloch aus verwaltet worden waren. Über die meisten Güter des Klosters Alpirsbach ist nicht allzu viel bekannt, nur über den Selhof in Engstlatt liegen einige interessante Nachrichten vor, die zugleich auf die mittelalterlichen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse einen Blick erlauben, so daß sich eine Beschäftigung mit ihnen wohl lohnt.

In Engstlatt waren die Grafen von Zollern schon früh begütert, schenkte doch bereits um 1100 die Gräfin Udilhilde von Zollern dem Kloster Zwiefalten eine Hube in „Ingislatt". So wird man auch annehmen dürfen, daß das Kloster Alpirsbach den Engstlatter Selhof, der schon seinem Namen nach (terra salica=Herrenhof), der größte Hof und eigentliche Mittelpunkt des Dorfes war, schon bei seiner Gründung von den Zollern geschenkt erhalten hatte. Aber erst am 23. Oktober 1390 wird er genannt, als der Abt des Klosters Alpirsbach und seine Lehensleute auf diesem Hof vor dem Klostergericht in Wittershausen zusammenkamen, um die Lehensbedingungen, nachdem es zahlreiche Streitigkeiten gegeben hatte, neu festzusetzen. So wurde bestimmt:

1. Das Kloster soll den Hof nach seinem Willen an einen seiner Leibeigenen jeweils auf 12 Jahre verleihen; wenn dieser jedoch den Hof nicht in Ordnung hält, so soll er ihm entzogen werden.

2. Der Lehensmann soll das Holz, das im Walde des Hofes wächst, als Brennholz und zum Häuserbau verwenden; ferner darf er soviel Holz wie er will um Salz verkaufen; außerdem war es ihm erlaubt, 3 Fuder Holz dem Schuhmacher gegen Schuhe zu geben, mehr durfte er aber nicht verkaufen.

3. Das Stroh, das auf den Gütern wächst, soll der Inhaber des Hofes, alle Jahre zu Mist machen und wieder auf die Äcker führen.

Schließlich wurde der Zins festgesetzt, der jährlich dem Kloster von diesem Hof zu reichen war, nämlich 14 Malter Vesen (Weizen), 4 Malter Haber und 2 Malter Bohnen, alles nach Haigerlocher Maß, ferner 4 Viertel Salz nach Haigerlocher Salzmaß, 3 Pfund 12 Schilling Heller Heu- oder Wiesenzins, 4 Schultern (vom Schwein) und schließlich 2 Herbergen mit Futter und Mahl für den Verwalter des Klosters, wenn dieser nach Engstlatt käme. Alle diese Abgaben mußten nach Haigerloch, später nach Balingen, gebracht werden.

Schon aus der Höhe dieser Abgaben, die übrigens unverändert, wenn auch in anderem Maß durch die Jahrhunderte fortbestanden, d. h. wegen der steigenden Erträge relativ immer geringer wurden, ist ersichtlich, daß der Hof eine ganz außerordentliche Größe besaß. Zu ihm gehörten 1460 170 Juchart Äcker und 38 Mannweid Wiesen, was etwa der gleichen Anzahl Hektar entspricht, ferner 1 großer und 2 kleinere Wälder. Bei dieser Größe ist es nicht verwunderlich, daß der Selhof schon bald der Teilung anheimfiel, saßen doch schon 1390 9 Lehenleute auf ihm, lauter Brüder und Söhne der Familie Götz. Aus diesem Grund gehörten zu ihm auch schon 1460 Haus, Hof, Garten und Hofraite je dreimal.

Der Hof unterstand in Niedergerichtssachen nicht dem Engstlatter Dorfgericht, sondern dem Gericht des Klosters in Sittershausen, vor dem ja auch 1390 die Inhaber belehnt worden waren. So mußte sich auch 1467 der Hauptinhaber, auch Maier genannt, namens Heinrich Götz vor diesem Gericht verantworten. Er hatte ein in diesen Hof gehöriges Hölzlein verkauft und es aushauen lassen; außerdem hatte er einen Teil aus dem Heldzehnten zu Ostdorf, der ebenfalls in den Engstlatter Hof gehörte, versetzt, beides ohne Erlaubnis des Klosters und entgegen dem von ihm beschworenen Hofrecht. Götz wurde vor das Gericht geladen, aber er erschien nicht, und so wurde am 21. Oktober 1467 die Belehnung rückgängig gemacht, so daß der Selhof dem Kloster Alpirsbach heimfiel, das ihn jetzt nach seinem Gutdünken einem anderen verleihen durfte.

Da das Kloster aber offenbar keinen anderen Mann fand, dem es den Hof verleihen konnte, und da sich für Heinrich Götz namentlich auch der Balinger Vogt Conrat Brendli verwendete, belehnte Abt Andreas von Alpirsbach im März 1468, als die Frühjahrsbestellung drängte, den Hof wieder zu den alten Bedingungen an Heinrich Götz. Von nun an scheinen keine solchen Streitigkeiten mehr vorgekommen zu sein, wenigstens liegen keine Nachrichten mehr darüber vor.

In der Reformation wurde das Kloster Alpirsbach säkularisiert, seine Güter aber auch weiterhin von einem besonderen Verwalter, der der Stuttgarter Regierung unterstand, verwaltet. Als 1806 das Kirchengut vom Staat eingezogen wurde, fiel die Verwaltung des Klosterguts im Balinger Raum an das Kameralamt. Der Engstlatter Selhof war inzwischen immer wieder geteilt worden; er wurde nach Aufhebung des Klostergerichts in Wittershausen dem Engstlatter bzw. Balinger Gericht unterstellt. So verloren sich immer mehr die Besonderheiten dieses Engstlatter Hofes, und es ist kein Wunder, daß, nachdem in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch noch die Lehenszinse abgelöst worden waren, sich die Erinnerung an den Engstlatter Selhof, der früher im Dorf eine so bedeutende Stellung eingenommen hatte, völlig verloren hat.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 33 Täbingen

1. Bräuche

Die bäuerliche Gemeinde ist der Ausbildung und Erhaltung volkstümlichen Brauchtums günstig. Einige alte Bräuche sind erst in neuerer Zeit abgegangen oder sind noch im Schwange.

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken: Der Weihnachtsmann heißt hier „Pelzer". Das „Pfeffern" hat etwa vor 30 Jahren aufgehört. Die alten Leute pflegten zu sagen: „Jo, ond wenn dr Pfefferer fällt, no stoht dr Bettler uf".

Richtige Lichtstuben wurden noch nach dem ersten Weltkrieg gehalten. Der „Eintritt", der „Dursitz" und der „Nodursitz" wurden besonders gefeiert. Die Buben hatten noch in den zwanziger Jahren ihren „Außelauf". Der „Facklasonnteg" wurde noch einige Male nach dem zweiten Weltkrieg gehalten. Wegen des dadurch verursachten Flurschadens auf dem „Scheibenbühl" (Privateigentum) kam er in den letzten Jahren in Abgang. — Das „Stupfen" ist vereinzelt bei ärmeren Kindern, auch Flüchtlingskindern, noch üblich. Früher wurde dabei auch Kraut gegeben. Heute rufen die Kinder gewöhnlich nur: „Wüürstle. Wüürstle!"

Nach dem Heuet wird am folgenden Sonntag heute noch die Heukatz, nach der Ernte die Sichelhenke gefeiert, wobei die Ehalten (Aehalta) und große und kleine Helfer das „Heukatzengeld" bzw. das „Sichelhenkegeld" erhalten.

Ein für Täbingen eigentümlicher Brauch, ist das „Schmonka" an Pfingsten. Kleinere Kindergruppen ziehen am Nachmittag in den Wald oder vor das Dorf an einen sonnigen Rain, auf den Zimmerplatz oder auf die „Bruck" hinab. Die Kinder zeigen sich und verzehren den mitgebrachten Schmaus: Weißbrot, Hutzeln, Wurst, „Bombole", Limonade und dergleichen. Sie „schmonken" drauf los, bis alles gar ist. Heute machen nur noch ganz kleine Kinder mit.

2. Tracht

Ältere Frauen tragen noch die altererbte Tracht, doch nicht mehr alle. Spitzenhäubchen werden nur noch ganz vereinzelt und nur zur kirchlichen Abendmahlsfeier getragen. Schon um 1900 bemerkt Lehrer Mienhardt: „Die Weibsleut sind dem Bauernhäß noch treuer geblieben als die Mannsleut." Die letzten Männer, die die bunte Bauerntracht getragen haben, waren „dr Metzger-Maarte", „dr Schual-Hansjerg" und „s Büables Jakoble", die zum Geschlecht alle drei Huonker hießen (jedoch ohne nahe verwandt zu sein) und in den letzten Jahrzehnten gestorben sind.

Nr. 34 Tieringen

Brauchtum

An der Fasnacht pflegten früher einige Buben von Hausen am Tann hierher zu kommen, die „Larven" über dem Gesicht trugen. Die Kinder sprangen ihnen nach. Vom „Pfeffern" ist hier nichts bekannt.

Die Hochzeitsmorgensuppe („Margasup"), bei der Bier und Branntwein mit Brot gereicht wurde, war hier bis kurz vor dem 2. Weltkrieg üblich.

Ein alter Brauch ist in Tieringen das Wachen bei einem verstorbenen Gemeindemitglied. Die männlichen Verwandten und Bekannten begeben sich, solange der Verstorbene aufgebahrt ist, in das Sterbehaus, um bis zur Mitternacht zu wachen, doch wird hierbei weniger über den Verstorbenen als über Tagesereignisse gesprochen. Auch ist es noch ein alter Brauch, daß alt und jung am Karfreitag auf den Lochenstein, einer altheidnischen Opferstätte wandern. An den langen Winterabenden werden die Lichtstuben noch stark besucht.

Sagen

In Tieringen sind durch die alte OAB, die Gedichte Matthias Kochs und die mündliche Überlieferung noch eine Reihe Sagen bekannt.

OAB S. 128: „Durch Thieringen kam sonst alljährlich das Mutesheer mit Saus und Braus und zog durch ein bestimmtes Haus, in welchem man deshalb immer Thüren und Fenster aufmachen mußte, sobald man es kommen hörte. Doch dachte einstmals der Hausherr: er wolle doch einmal aufbleiben und zusehen, was es mit dem Mutesheer auf sich habe, und blieb deshalb, als es eben durchfuhr, in der Stube sitzen. Da rief aber eine Stimme: „Streich dem da die Spältle zu". Und alsbald deuchte es dem Mann, als ob ihm jemand mit dem Finger um die Augen herumfahre, worauf er plötzlich erblindete. Alle Mittel, die er anwendete, um wieder sehend zu werden, halfen nichts. Da gab ihm eines Tages jemand den Rath, er solle doch das nächste Mal, wenn das Mutesheer wieder durch sein Haus fahre, sich ins Zimmer setzen; schaden werde es auf keinen Fall. Diesem Rath folgte der Mann, als das Heer im folgenden Jahr wieder durchzog, da rief eine Stimme: „Streich dem da auch die Spältle wieder auf!" worauf der Mann eine Berührung um seine Augen herum fühlte und mit einem Mal wieder sehen konnte. Da erblickte er auch das ganze Mutesheer, das war eine Schar ganz verschiedener Menschen, alte und junge, Männer und Weiber, und alle machten einen wilden Lärm (M. E. Meier, Deutsche Sagen).

Matthias Koch hat in seinen „Heubeargr Goaschtgschiechtle" eine Reihe Volkssagen in knappe dichterische Form gebracht (in „Kohlraisle". Gedichte von der Balinger Alb, 2. Auflage, Stuttgart 1930). Als für das volkstümliche Denken besonders kennzeichnend sei das Gedicht „E' dr Chrischtnaacht", sowie die Prosaerzählung „D' Hemmadhäddlr" erwähnt. Die Erzählung „Mei' Ähne ond de schwaarz Katz" zeigt die abergläubische seelische Haltung der Dorfbewohner, die in neuerer Zeit einer aufgeklärten und nüchternen Gedankenführung gewichen ist. Die 16 „Holperverse" (S. 85 — 88) bringen kurze Volkssagen, die sich meist auf bestimmte Örtlichkeiten der Gemeindemarkung beziehen, in Reime. So sind darin folgende Flurnamen genannt: Breihalden, Bockenlochhecken, Fladenloch, Schranden, Rötehag, Lochen, Grund, Mockengründle, Schoren, Höllwald, Rötling (Raitleng), Igeles Rain, Goldrain, Steige, Zwischbahn, Hohlgasse, Hof, Kirchgäßle. Ein Beispiel ist folgendes:

E' dr Schur-Anna Haus
Ischt a Liachtstuba gsei'.
S konnt a Eardama'le rei'
Ond schwätzt mit da lediga Leut;
Oa 'r vrschreckts ond sait:
Breihalda brennt!
Jetzt schprengt as naus ond schreit:
O mei' Weib ond meine sieba liaba Kend!

Das Gedicht „A' de drei Bronna" jedoch geht nach einem mündlichen Bericht des Dichters nicht auf eine Volkssage, sondern auf seine eigene Erfindung zurück.

Von „dr Schur-Anna Haus" weiß der Volksmund noch zu berichten, daß die Erdenmännlein (Jatama'le), die dort spukten, gerne Löffel und anderes Geschirr in einem hohlen Birnbaum versteckten. Doch taten sie auch Gutes: Rosse füttern, Holz hinauftragen, alle Kübel mit Wasser füllen usw. Wenn man nicht zu ihnen sagte: „Nicht zu litzel und nicht zu viel!" pflegten sie dem Vieh alles vorhandene Futter einzugeben. — Sie waren nach dem Volksglauben in „s Neabelma'les Loch" daheim.

Der Flurname Schinderlücke (Schenderluckta) erklärt sich so Ein Schinder (Abdecker) wollte einen Gaul zu Tode reiten. da rannte er mit ihm den dortigen Abhang hinab. Daher der Name. — Vom „Grünen Weible" kündet noch das „Grünweibleloch". das der Pächter des Locherhofs, der unterhalb desselben stand, zu fürchten hatte. Es soll besonders um die Mitternachtsstunde erschienen sein Wenn es zum dortigen Brunnen kam. floß hernach kein Wasser mehr.

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds". der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 30. Juli 1960 | Nummer 7

Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen mit Blick auf die Schwäbische Alb von der Eiszeit bis zum Einmarsch der Römer

Bearbeitet v. W. Wik nach Fundberichten des Architekten E. L. Beck, Ebingen

IV. Die Hallstattzeit oder frühe Eisenzeit (800—400 v. Chr.)

1. Klima, Viehzucht als Ernährungsgrundlage

Die Trockenperiode in der Broncezeit hatte das Verweilen der Viehzüchter auf der Albhochfläche unmöglich gemacht. Um 800 v. Chr. setzte ein Klimaumsturz mit starken Regenfällen ein. Die Abschwemmungen auf dem Lochenstein weisen u. a. darauf hin. Der Regen, von den atlantischen Winden gebracht, fiel so reichlich, daß die moorigen Äcker schwammen, daß die Seen am Fuß der Alpen ihren Wasserspiegel um einige Meter hoben und die Holzhäuser der Bauern auf den Pfahlgründungen verlassen werden mußten. Die Alb zog wieder ihr grünendes, blühendes Kleid an. Der charakteristische Baum war seit der Broncezeit die Buche wie heute noch. Der Eichenmischwald der Jungsteinzeit mit kontinentalem Klima hielt sich weniger als Hasel und Kiefer im Verein mit Wacholder aus der Steppenflora der Nacheiszeit. Die grünende Alb wurde erneut zum bevorzugten Land, da sie reichlich Regen benötigt. Sie wurde zu einem Mittelpunkt hallstättischer Kultur, wobei die Viehzucht als Erwerbsbasis wieder zu hoher Geltung kam. Auf die gleichen Weidegründe wie zur Hochbroncezeit trieb der hallstättische Hirte seine Rinderherden, seine Ziegen, Schafe und Schweine (Funde Lochenstein!). Er hielt ferner Hund und Pferd. Als Wildtiere lebten Hirsch, Reh, Elch, Auerochs, Biber und Singschwan, die damals noch Platz unter der Sonne auf unseren Bergen hatten und als Jagdtiere die Tafel des Hallstattzeitmenschen bereicherten. Die Viehzucht wurde gestützt durch den wohl zweitrangigen Ackerbau in den Tälern, durch Gewerbe und Handel. Kein Wunder, daß nunmehr die Besiedlung der Alb während der Vorzeit ihre größte Dichte aufweist.

2. Die Bevölkerung

Die Bewohner unserer Berge waren Kelten. Manche Forscher bezeichnen sie auch als Vorkelten. In unserem Bezirk wohnten in der Hauptsache Landwirte und Handwerker. Die Größe der Grabhügel und die Grabbeigaben lassen auf einen gesunden Mittelstand schließen. Handwerkliches Können stand auf hoher Stufe. Töpfer, Wagner, Schmiede und Kunstschmiede haben belegbare Feinarbeit geliefert.

3. Die Hochkultur der Hallstattzeit

Die Hallstattzeit ist gekennzeichnet durch das vermehrte Aufkommen von Eisengerätschaften. Nach dem Ort, an dem die ersten Funde aus dieser Zeit gemacht wurden, dem Städtchen Hallstatt im Salzkammergut, ist der Name „Hallstattzeit" gebräuchlich geworden. Als Gebrauchsmetall übertraf das Eisen die Bronce vor allem durch seine leichtere Beschaffung. Das erste Eisen kann durch Handel aus südlichen oder östlichen Ländern oder durch zuziehende Bauern in unsere Gegend gekommen sein. Zu Waffen (Langschwertern, Lanzenspitzen) und Werkzeugen wird jetzt das Eisen verwendet, das der Mensch schmelzen kann. Eisen wurde auf dem Lochenstein geschmiedet und sogar eingeschmolzen. Auch auf dem Pletten- und Schafberg wurden Eisenschlacken gefunden. Von Binder, Ebingen, wurden an einigen Stellen in Ebingen und in Bitz sogar meterhohe Aufschüttungen von Eisenschlacken gefunden. Er will in Bitz 13 und in Ebingen beim Bahnbau zwischen Ebingen und Truchtelfingen einen Schmelzofen in zylindrischer Ziegelaufmauerung gefunden haben. Der Bohnerzreichtum der Alb mag zum Aufschwung der hallstättischen Kultur beigetragen haben.

Für Schmuckherstellung und zu verschiedensten Gebrauchsgegenständen blieb Bronce als der geeignete Werkstoff immer noch weit mehr im Gebrauch als das rostende Eisen. Anfänglich wurden Eisenstückchen auf Bronceschmuck aufgehämmert. Die Sicherheitsnadeln wurden immer noch aus Bronce in entzückender Vielfalt gearbeitet. Eine schöne Auswahl bieten die Funde auf dem Lochenstein (Certosa, Spitzpauken, Kahn- u. Schlangenfibeln). Schlangenfibeln fanden sich auch in Gräbern bei Bitz und auf dem Ebinger Flugplatz, Bogenfibeln aus Gräbern bei Bitz, Meßstetten und beim Ebinger Wasserwerk. Die verschiedenen Ringarten, Armringe (unter dem Lochenhörnle, vom Degenfeld, Rauhen Wiesle und Flugplatz in Ebingen), Fingerringe, Halsringe, Ohrringe mit halbkugeligem Anhänger (Pfaffental bei Ebingen), ein Doppelring mit eingeschlossener Terebratel vom Degenfeld sind ebenfalls aus Bronce, desgleichen dreieckige Nägel, hütchenförmige Knöpfe, anscheinend zu Lederdecke gehörend, Zierbuckel und Zierblech vom Degenfeld („Vor Bernloch"). Ein Männergrab vom Ebinger Flugplatz enthielt Gürtelblech mit feinen Längsrillen, eine Lanze, einen 41 cm langen Dolch, Schlangenfibeln, ein Broncebecken von 20 cm Höhe und 45 cm Durchmesser mit Tragringen, offenbar ein Trunkbehälter bei Gelagen. Ob sich ein Bronceschmied hier in der Gegend befunden hat, ist nicht auszumachen. Ein Grabhügel im Pfaffental (Ebingen) barg zwei Bernsteinperlen. Als neuer Werkstoff erscheint Glas in Form einer großen schwarzen Glasperle mit zwei eingesetzten Augen, eines Bruchstückes einer ähnlichen Perle und drei einfache Glasperlen vom Lochenstein, der auch ein Gagatstück lieferte. Vom Ebinger Flugplatz stammt eine lichtgrüne Glasperle als Anhänger eines Ohrringes.

Rotes Doppelgefäß aus der Hallstattzeit, 20 cm breit, zwischen den Flachgräbern vom Flugplatz Ebingen

Die Hochkultur der Hallstattzeit kommt vor allem in der eigenartigen Alb-Hegau-Keramik zum Ausdruck. Die begabten Töpfer(innen) müssen ansässig gewesen sein. Sie begründeten den hohen Ruf und führten zum Ruhm der hallstättischen künstlerischen Glanzleistung unserer Alb-Hegau-Gegend. Die Urnen der Skelettgräber, in Wulsttechnik ohne Töpferscheibe aufgebaut, zeigen erstaunliche Größe. 47 cm hoch ist die größte Urne des Degenfeldes. Typische Form: Schmaler Fuß, trompetenförmig nach oben schwingend, stärkste Bauchausweitung sehr hoch liegend, die kurz in Schulter übergeht und über Kegelhals zum entgegenstehenden Randstück ausmündet. Auf rotbraunem Grund trägt die Oberfläche häufig graphitierte Ornamente. Die Oberflächenverzierung wurde am sorgfältigsten bei den amphitheatralischen abgetreppten Tellern mit meist 40 cm Durchmesser vorgenommen, ähnlich auch bei den Schüsseln. Die Urnen sind häufig mit kleinen Schälchen abgedeckt und enthielten wohl Speisen. In einer Hossinger Urne wurden Haselnüsse festgestellt. Eine Zwischenform bilden die Töpfe oder „Vasen".

Im Kreis Balingen wurden an Grabgefäßen geborgen: 40 Urnen, davon 20 auf dem Degenfeld. drei in Bitz, zwölf aus dem Schmiechatal bei Ebingen, drei in Meßstetten und zwei in Hossingen; 20 große Teller mit reichen Stempel- und Graphitverzierungen, davon zwölf vom Degenfeld, vier Stück von Bitz, vier Stück vom Schmiechatal; 30 Schüseln, neun Vasen, acht Tassen, 25 Schälchen, zwei Töpfe, zwei kleine Teller. Ein auffallender Fund ist das rote Doppelgefäß (20 cm breit) vom Ebinger Flugplatz. Die sechs Brandgräber vom Degenfeld bargen sieben Urnen, 24 Schüsselchen, vier Schalen, vier kleinere Teller und ein Krügchen. Die Gefäße des täglichen Bedarfs, die sogenannte Gebrauchskeramik, wurde reichlich auf dem Lochenstein als Scherben gefunden. Dazu kommen aufschlußreiche Metallkleingeräte.

Nicht nur Kunstschmiede und Töpfer betrieben ihr Handwerk. Am Amboß verfertigte der Schmied Schwerter, Dolche, Speerspitzen und Geräte für den Ackerbau. Mit dem Wagner zusammen baute er Wagen und Ackergeräte, fertigte Ringe und Trensen für die Pferdegeschirre, die vom Sattler geliefert wurden.

4. Handel und Verkehr

Der hohe Kulturstand der Hallstattzeit konnte nicht ohne gewissen Handel existie-

ren. Auf dem Straßennetz kursierten „Fernlastwagen" von Meer zu Meer oder solche für den Nahverkehr mit Salz, Bernstein, Bronce- und Eisenwaren, Leder und Lodenstoff. Reiter mit Helm und Federbusch, „Kürasse", die den späteren römischen zum Vorbild dienten, trabten in Kolonnen von Ort zu Ort. Auf der Donau fuhren Boote und schufen wohl die schnellste Verbindung von der Hundersinger Heuneburg zum Kulturzentrum in den Ostalpen.. Viel Gegenstände unseres täglichen Bedarfs entstammen jener europäischen Kultur zur Bronce- und frühen Eisenzeit. Sie war Voraussetzung und Nährboden für die späteren Hochkulturen in Griechenland und Rom. Hallstatt hatte ausgesprochene städtische Kultur, bevor Rom gegründet war. Als Geld wurde Golddraht verwandt, wie er in dem Meßstetter Grab zum Vorschein kam.

5. Die Grabhügel

In der Hallstattzeit dauert auf der Alb zunächst die Brandbestattung fort. Freilich wird nun wieder auf die Urne verzichtet. An Ort und Stelle des späteren Hügels wird der Scheiterhaufen errichtet, der Tote verbrannt, seine Gebeine werden mit der Asche des Holzstoßes zu einem Haufen zusammengefegt und auf den oft noch glühenden Schutt legt man die Beigaben wie Tongefäße, Waffen und Schmuck. In den späten Hallstatthügeln des 7. und vor allem des 6. Jahrhunderts findet wieder die Körperbestattung statt. In einem unterscheiden sich die Bronce- und Hallstatthügel wesentlich voneinander: In den Broncezeithügeln sind die Toten noch weitgehend sozial nivelliert, d. h. gleichgestellt. Ein schlichter Wohlstand tut sich kund, an dem offenbar die meisten Anteil hatten. Aber schon in der Urnenfelderzeit bildet sich, zweifellos unter östlichem Einfluß, so etwas wie eine ritterliche Schicht heraus, die mit Wagen und Pferd umzugehen versteht und die durch reich ausgestattete Waffengräber deutlich als führende Gruppe erkennbar ist.

In der Hallstattzeit steht nunmehr eine neu ausgebildete Adelsschicht vor uns. Ihre Toten werden in riesenhaften Grabhügeln mit allem Pomp beigesetzt, Hügel, die meist weit ab von den großen Grabhügelfeldern liegen oder, sind sie einmal mit diesen vereinigt, sofort durch ihre Größe auffallen (z. B. Hohmichele bei Hundersingen an der Donau, Fürstenhügel um Heuneburg). Im Kreis Balingen selbst haben wir keinen solchen Fürstenhügel. Aus der 400 Jahre dauernden Hallstattzeit der Stufen C und D haben sich im Kreis Balingen 150 Grabhügel erhalten, einige davon haben über 20 Meter Durchmesser und bis zu 2 Meter Höhe. Auf dem Degenfeld wurden 56 Hügel mit Skelettbestattungen und nur sechs mit Leichenbrand ausgegraben, im Schmiecha- und Riedbachtal sind es sechs Grabstätten mit 30 bis 40 Skeletten. Auf dem Heuberg sind ebenfalls sechs Hügel geöffnet worden. Am Fuße der Alb sind 50 bis 60 Grabhügel ausgekundschaftet. Sie liegen bei Balingen (Binsenbol), Ostdorf, Erzingen, Dormettingen, Dotternhausen, Roßwangen und besonders auf der Schömberger Markung und bei Weilen unter der Rinnen. Sie sind noch nicht untersucht worden. Sie liegen meist in Mulden oder auf der Talsohle.

Das Fortleben nach dem Tode wurde körperlich gedacht, weshalb den Dahingeschiedenen Wegzehrung, Ausrüstung, manchmal sogar Pferd und Wagen für die Reise nach den unbekannten Gestaden des Totenlandes mitbekamen. Nur wenigen Bevorrechteten konnte eine Fahrt gestattet werden. Für die Mehrzahl dachte man sich eine Wanderung ins Reich der Schatten. Im Winterlinger Tal, am „Dürren Bühl" mit elf Grabhügeln, wurden die Metallteile eines vierräderigen Wagens von Föhr gefunden. Die Felgen (Kufen) sind sehr schmal. Die Naben, mit Bronceblech beschlagen, sind weit ausladend, alles meisterhaft ausgeführt. Oberhalb der Spinnmühle bei Ebingen wurden in Grab eins ebenfalls Reste von Wagenrädern mit aufgenagelten Broncereifen gefunden, desgleichen Teile von Radreifen auf Markung Bitz.

6. Siedlungsreste

Auf der Albhochfläche, meist an ansteigenden Hängen gelegen, und im Schmiecha-Riedbachtal konnten bisher 31 Hallstattsiedlungsstellen ausfindig gemacht werden, dagegen nur drei um Balingen im Albvorland. Die aufschlußreichste Siedlungsstelle ist die des Lochensteins. Es wurde schon gesagt, daß die Menschen unseres Gebietes zum gesunden Mittelstand zählten und wohl kaum differenziert waren in „Fürsten" mit Golddiademen und hörige Besitzlose. Dagegen finden sich Viehzüchter, Ackerbauern, Handwerker, Händler und Priester, Fuhrleute und Künstler, Bewaffnete und Unbewaffnete, vornehme Damen und Stallmägde. Daß für diese Menschen nicht ein Haustyp zur Ausführung kam, ist augenscheinlich. Da die Häuser aus dem rasch vergänglichen Holz bestanden, hat sich davon wenig erhalten. Aber aus der bedrohten Endzeit der Hallstattkultur, gegen 400 v. Chr., als wieder Berge aufgesucht werden mußten, ließen sich auf dem Lochenstein Grundrisse aufdecken. Die eng an- und übereinandergereihten Notstandshäuser auf dem Lochenstein ähneln stark den heutigen alpinen Blockhäusern, die ihre Urahnen nicht verleugnen können. Diese Blockhäuser der Notzeit geben einen unteren Maßstab dafür, was die hallstättische Kultur in ihrer Blütezeit wohl an Wohnkultur geboten haben mag. Es ist undenkbar, daß die Zimmerleute, Dachdecker und Schreiner rohe Arbeit geliefert haben, wenn andere Handwerker wie Töpfer und Kunstschmiede wirkliche Feinarbeit geleistet haben. Ein primitiver, roher Hausbau widerspräche der ganzen Eleganz der hallstättischen Kultur. Wir müssen eine gute, schöne, eigenständige Blockbauweise, abgeteilt in Schlaf- und Wohnraum mit Herdstelle annehmen. Daneben können wir uns Vorratsräume und Ställe vorstellen. Um die einzelnen Höfe und das ganze Dorf zogen sich Holzzäune, so um das terrassenförmig angelegte Dorf auf dem Lochenstein. Innerhalb der Zäune hielt sich das Vieh bei Nacht auf. Am Herdfeuer bereitete die Hausfrau das Mahl und verarbeitete das auf Handmühlen gemahlene Mehl. Am Webstuhl verfertigte sie Stoffe für die Gewänder. Unversiegbar scheint die Menge der hallstattzeitlichen Scherben von Gebrauchsgefäßen auf dem Lochenstein zu sein, die jedes Frühjahr in großen Mengen von den Maulwurfshügeln abgelesen werden können.

Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß das Dorf — in großem Oval in drei Reihen Häusern über dem Zaun am Südrand angelegt — einer Brandkatastrophe zum Opfer fiel. Auch die Nordterrasse war besiedelt. Wichtige Funde:

Aus Bronce: 2 Armreifen, 2 Ringe, Fibeln.

Aus Eisen: 9 Messer, Axt, 2 Lanzenspitzen, Schwertscheidenstück, Trensenstück, Nägel, Bügel, Hämmerchen, Durchschläge, Glockenklöppel, Pfannenrest, Stichel, Haken, Tragbügel, Kette, Schlüssel, Deichselnagel, Ringe, Scherenrest, Stäbe, geschmiedeter Barren, 2 Eisenschlacken in Tigelform, Eisenrest mit Gewebeabdruck.

Aus Stein: 4 Jurakalksteinringe, Roteisenstein zum Bemalen, Gagatstücke, Perle, Wettsteinrest, Mahl- und Reibsteine aus Granit, Gneis und Sandsteinen.

Aus Glas: Große schwarze Glasperle mit eingesetzten Augen, 3 Perlen.

Aus Ton: Schwarze Gebrauchskeramik ohne Bemalung, flache Schalen in 7 Arten, Töpfe, Näpfe, Vorratsgefäße, Kindergefäßchen, zahlreiche Spinnwirtel.

Knochen: Hauptsächlich vom Rind, Ziege, Schaf und Schwein, Pferd, Hirsch, Hund, Auerochs, Elch, Biber, Reh, Singschwan und Mensch. Zwischen Hallstatt- und folgender mittlerer Latenebesiedlung Abschwemmschichten.

Plettenberg und Schafberg: Neben den Befestigungsanlagen barg der Plettenberg eine Menge Scherben der Bronce- und Hallstattzeit; dazu kommen Eisenschlakken, die auf eine Besiedlung in der Hallstattzeit hinweisen. Das gleiche gilt vom Schafberg auf Grund seiner Schlackenfunde.

Der Schalksberg, Wildentierberg und der Schloßberg bei Tailfingen lieferte ebenfalls Scherben.

Sämtliche Orte des Talganges einschließlich Ebingen weisen reichliche Funde auf, insbesondere auch durch die vielen Hügelgräber auf den jeweiligen Markungsteilen des Degenfeldes.

Onstmettingen: Östlich des Raichbergturmes, beim Zollersteighof, auf dem Schollerandelbühl und im NO der Killwiese bei Neubau Metzger: Scherben.

Tailfingen: Siedlungsreste bei der Schanze und auf dem Staufenbühl, Scherben auf dem Schloßberg.

Truchtelfingen: Ausgedehnte Siedlungsreste auf Höhe 898 (Degenfeld) und im Osten von Bergen: Scherben:

Dazu kommen aus den Dutzenden von Grabhügeln auf dem Degenfeld der beiden Markungen eine Menge Grabfunde, die hier einzeln nicht aufgeführt werden können.

Winterlingen: Südlich der Kühstellenhöhle: Scherben, Schüssel mit Henkel. Dazu kommen elf Grabhügel auf dem „Dürren Bühl" und einer im Südteil des Stangenhäule. Metallteile eines vierräderigen Wagens.

Bitz: Auf Flur Gritter: Zahlreiche Scherben, in kleinem Steinbruch Kulturschicht mit Brandstatt, zwischen Heinloch und dem Bocksberg Siedlungsspuren. Schwantel: Graphiturne, roter abgetreppter Teller 15 cm Durchmesser). Teile von Radreifen mit 2 cm breiten Kufen und Eisenpfeilspitzen ohne Ortsangabe. Dazu kommen drei Grabhügel am Weg nach Hermannsdorf und einer am Fuß des Bocksbergs. Auf dem Lindenbühl fanden sich ein Deckel für eine Schüssel und Fibeln.

Ebingen: Siedlungsspuren: „Hinter Hainloch", auf der „Setze", oberhalb der Gräber auf „Rauhes Wiesle". Scherbenfunde: Auf Raiden in Bohnerzgrube, am Hexenplatz, an östlicher Verlängerung der Mehlbaumstraße, auf dem Katzenbuckel, in der Munastsiedlung, bei der Lokomotivdrehscheibe. Auf dem „Rauhen Wiesle" an der Lautlinger Straße - Ecke Raidenstraße: Schale, Schüssel, Topf, Teller, Urne, rohes Näpfchen, glatter offener Broncearmring (60 cm Durchmesser), glatter dünner Armring 5,5 cm Durchmess.), 2 offene Armbänder.

Flugplatz vor Ehestetten:

a) 7 Gräber: Broncekessel (45 cm), Fibeln, Fingerringe, Armbänder, 12 glatte Bronceringe für Handgelenk, lichtgrüne Glasperle als Ohrring, Broncedrahtringe, Nadeln, Gürtelblech, Dolch, Lanzenspitzenreste.

b) Weitere Funde: Broncedrahtring mit Gagatperle, 2 Teller mit Stempelverzierung, Schüssel innen bemalt (28 cm Durchmesser), Schale und Urne bemalt, Broncestifte, Reste von Lederdecke?, Schweinsknochen, selten. Rindsknochen.

c) Zwischen den Gräbern: Rotes Doppelgefäß, 3 Urnen, Schale, Reste von 3 großen Urnen und von Tellern.

d) 8 Bronce-Riemenbeschläge von Pferdegeschirren, Lederdeckespuren mit Broncenägeln (Köpfe dreieckig).

Zwischen Wasserwerk — Spinnmühle: drei Gräber (2 Männer und 1 Kind).

Grab 1: Eisen- und Broncereste eines Wagens, Teile von Radreifen mit 2 cm breiten Kufen, Zaumzeug, Lanzenspitze, Urne, Dolchstück u. a.

Grab 2: 15 Skelette, Bogenfibeln, Halsringe, 3 Eisendolche mit Holzscheide und Drahtumwicklung, Urne, Teile von zwei Lanzen u. a.

Grab 3: 2 Skelette, große Urnen, Schale, Bronce-Armbandreste. Eisenschlackenfunde (Datierung unbestimmt!): Beim Bierkeller vom „Deutschen Kaiser" in einem aus Böschungsboden ausgegrabenen Ofen (nach Binder ein „Ofen der Eisenschmelzstätte Ebingen" Gr. Führer S. 449). Töpferofen?

Unter der Martinskirche unter Gräbern in 2 Meter Tiefe große Brandplatte, darunter „Kohlenmull mit Eisenschlacken und dicken Tonscherben", 20 cm dicke Schicht. Unter dem Bahnhof in 2—3 m Tiefe: Eisenbrocken, Schlacken und Eisenarbeiten (Hufeisen, Klingenstück und Stabeisen). S. v. Bahnhof auf der „Spitalwiese: Eisenschlakken, Eisenteile, Bohnerzklumpen, Hirschknochenreste, dicke tiefschwarze Scherben".

Hossingen: In Grabhügel Teller und Tassen aus Bronce.

Meßstetten: Broncekumpen, Broncebecken, Bronceplatte mit Scharnieren, Riesenschwert mit Broncegehänge, Reste von 2 Eisenschwertern. Gürtelblech, Broncemesser.

Pfeffingen: Siedlung 200 m vom Steilrand entfernt, Scherben mit Eisenschlacken bei Neubau Schreiner Maier.

Lautlingen: Beim Kastell Siedlungsspuren.

Tieringen: Siedlungsspuren am Stromelsberg am Endpunkt der Steige. Starke Siedlungsspuren auf Flur Sturm und Kohlstattbrunnen in Ackermulde, zahlreiche Scherben. Spuren auch aus der Latènezeit. Zwischen Heidenhof und Hädtle: Großer Rundhügel, wahrscheinlich Grabhügel (Stoll).

Oberdigisheim-Geyerbad: Flur Meswies auf Äckern Punkt 911,5 über Tal des Kohlstattbrunnenbachs und 500 m NW Geyerbad auf Acker über dem Vohbachquell: H-Scherben. Auf letztem Platz schon mittelsteinz. besiedelt.

Obernheim: 1. Flur „Beutenloch" über Kohlstattbrunnenbachtal am Hochrand südlich: Spätbronce- oder H-Scherben.

2. Burgbühl: Zahlreiche Scherben der Spätbroncezeit und H-Zeit. An Höhenkante Toröffnung erkennbar. Durch alten, jetzt fast eingeebneten Wall befestigt.

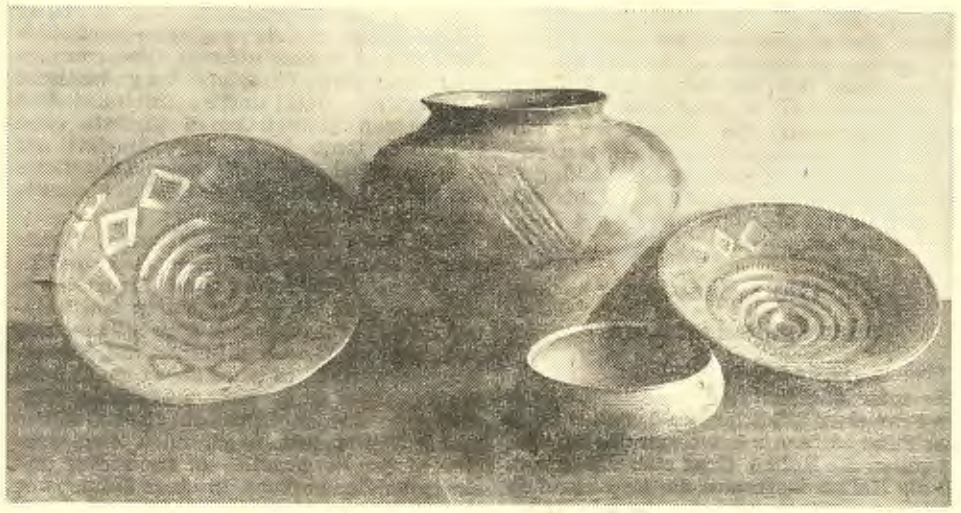
Nusplingen: In alam. Grab Hallstattgefäßreste.

Hausen a. T.: Auf dem „Burzel", zweithöchsten Hochfläche: Siedlungsscherben auf der Westseite.

Schömberg: Grabhügel: Im Kochenwinkel auf dem Bergrücken 1 Stck. (21:1,1 m); W davon an Straße 1 Hügel; 0,750 km S an Straßengabel: 5 Hügel, 11—22 m Durchmesser; 1 km S auf Scheubühl 2 Grabhügel; Treffpunkt der Markungsgrenzen v. Schömberg, Schörzingen und Zepfenhahn 1 Hügel (14:0,80 m); Flur Neidlinger 12 Hügel. Weitere 5—6 Hügel ohne genaue Angabe. 0,6 km NW Kilwiese: Siedlungsreste, 0,5 km SV v. Stadt an Kante des Schlichemtales: Scherben.

Weilen u. d. R.: Ottilienkapelle steht auf 1 Grabhügel (19:1 m), 120 m NO davon am Waldrand 1 verflachter Hügel (10 m Durchmesser).

Dotternhausen: Links der Straße nach Roßwangen: 1 Grabhügel. 1 km westlich Scherben.



Urne, Teller und Napf aus einem Ebinger Grabhügel der Hallstattzeit

Dormettingen: Wald Eisenloh Granhügelgruppe, meist verflacht durch früheren Ackerbau.

Dautmergen: 2 breite Lignit-Armreife.

Roßwangen: 1 km NW am Nordrand des Waldes Degenhardt 1 Grabhügel (26:1).

Erzingen: 2,9 km WNW im Binsenhau: Gruppe von drei Grabhügeln, 8—16 m Durchmesser.

Balingen: 2 Hügel im Wald Binsenbol.

Ostdorf: Im Witthau Abt. 7: Grabhügelgruppe; 2 km N vom Dorf, sog. „Verbrenntes Bühle": 1 Grabhügel (12:1,1 m Durchmesser).

Auf Grund der zahlreichen Funde muß also die Bevölkerung während der Hallstattzeit viel zahlreicher gewesen sein als in der Hügelgräber-Broncezeit. Die Bevölkerungsdichte wird aber kaum 1:100 gegenüber der heutigen Zeit betragen haben. Gesiedelt wurde hauptsächlich auf der Albhochfläche, insbesondere auf dem Degenfeld, auf den Bergeshöhen, aber auch im Schmiecha-Riedbachtal und im Beeratal, im oberen Eyachtal sowie besonders stark am Fuße des Plettenbergs um Schömberg und Balingen.

7. Wehr- und Burganlagen

Gegen 400 v. Chr. neigte sich die hallstättische Sonne. Es ist immerhin möglich, daß schwere Kämpfe, wohl Stammesfehden der Keltenfürsten untereinander, dazu beigetragen haben. Immerhin weisen die Abschnittsbefestigungen, Wälle und Gräben unserer Gegend auf eine harte Kampfzeit hin. Kriegerische Auseinandersetzungen mit ortsfremden Eindringlingen oder solche mit verfeindeten Sippen spielten in der Vorzeit eine beträchtliche Rolle und so war es ein begreiflicher Wunsch aller Bevölkerungsteile, ausreichenden Schutz vor feindlichen Angriffen zu gewinnen. Annäherungshindernisse waren vor allem Wall und Graben. Die Gunst unserer Albberge mit vorspringenden Zungen, Tafelbildungen und steilen Abfällen hat die Albbewohner geradezu zum Bau von Wehranlagen angereizt. Unsere Alb ist daher übersät mit befestigten Punkten, die freilich bis heute noch unvollständig bekannt sind, geschweige denn aufgenommen und wissenschaftlich erforscht sind. Die Forschung kommt in Bedrängnis, wenn sie nach Bauweise und vor allem Alter der Anlagen gefragt wird. Die Ausgrabungen von Wehranlagen sind schwierig und kostspielig. Den Ausgräber beschäftigen vor allem Konstruktion der Wälle und die mögliche Besiedlung des von den Wällen umschlossenen Innenraums. Die Wälle sind in der Regel zusammengestürzte Ruinen einer einst sorgsam aufgeführten Mauer, bestehend aus einem kunstvoll gefügten Kastenwerk aus senk- und waagrechten Holzbalken, das mit Steinen ausgefüttert wurde. Erst die Urnenfelderkultur der Broncezeit hat dem planmäßigen Festungsbau zum Durchbruch verholfen. Bei uns ist im Gegensatz zum Schweizer Jura bisher keine sichere Wallanlage aus dieser Zeit nachgewiesen. Die Blütezeit der Albburgen fällt offenbar in die späte Hallstatt- und frühe Latènezeit, also in das 6. und beginnende 5. Jahrhundert v. Chr. (Heuneburg, Ipf, Goldberg im Ries). Auf der Heuneburg, auf dem Goldberg im Ries treten uns als Erbauer der Burgen mit Mauern (Heuneburg) und Herrenhaus (Goldberg) adelige Grundherren auf mit Hörigen, vermutlich Bauern, mit deren Hilfe auch die gewaltigen Festungsanlagen gebaut sein mußten. Die Adeligen auf der Heuneburg besaßen Töpfereien, Goldschmiedewerkstätten und Broncegießereien, importierten Südweine, Trinkgefäße aus Griechenland.

Man unterscheidet Fluchtburgen (Gäbelesberg), ständig besiedelte Dorfburgen (Dreifaltigkeitsberg), Adelssitze (Heuneburg) und Volksburgen mit Festungsanlagen, Siedlung, Weide und Ackerland (Heidengraben, späte Latènezeit). Eine solche Volksburg war Mittelpunkt eines keltischen Stammes, die die umliegende Bauernschaft aufnehmen und mit ihr verteidigt werden konnte. Es gab Handwerkerviertel, Häuser der Adeligen, Kasernen, Vorratsgebäude, ein Stammesheiligtum und wohl einen Markt.

In unserem Kreis blieb die Siedlung auf dem Lochenstein unbefestigt. Die schönste Befestigungsanlage haben wir auf dem Gräbelesberg. Es ist nicht anzunehmen, daß die Befestigungsanlagen gleichzeitig erbaut wurden Die beiden gewaltigen inneren Gräben stammen mit Sicherheit aus einer andern Zeit als der im Prinzip völlig anders geplante Außenwall, der ein zusammengestürztes Mauerwerk darstellt, vor dem sich ein Graben hinzog. Datierte Funde liegen nicht vor. Wir haben wohl eine Fliehburg vor uns, möglicherweise aus der Hallstattzeit, die in der Latènezeit vollends ausgebaut wurde oder aber in dieser Zeit in der Hauptsache angelegt wurde. 1939 soll hinter dem inneren Wall eine Hallstattkulturschicht oder aus der späten Broncezeit stammend, bestehend aus Holzkohlenresten, entdeckt worden sein. Die Burg konnte vom Heuberg her bequem auch mit Viehherden erreicht werden.

Der Plettenberg weist auf der Südostspitze am sogenannten Burgstall einen doppelten Wall mit Graben auf (Bronce- und Hallstattzeit). Die Nordspitze hat ebenfalls einen Abschnittswall. Die Südhälfte des Schafberges hat Wall und Graben mit 40 m langen Pallisaden. Der an sich unbefestigte Lochenstein hatte am Südrand einen Holz-

zaun. Der Burgbühl bei Obernheim weist kleinere Befestigungsanlagen auf (Wall, Toreingang) und dürfte auch eine Fliehburg gewesen sein. Am Nordhang des Ebinger Katzenbuckels hat Dr. Stoll eine Trockenmauer, Terrassen und Hallstattscherben entdeckt. Es könnte sich um einen Herrensitz handeln. Der Schloßberg bei Tailfingen trägt auch Befestigungsanlagen. In Bitz auf Flur Gritter hat die nördlichste der 4 Dolinen eine Steinmauerung.

V. Die Latènezeit oder späte Eisenzeit

(400 v. Chr. bis 74 n. Chr.)

Die späte Eisenzeit hat ihren Namen nach dem Schweizer Städtchen La Tène als typischer Fundstätte. Als Bewohner der Latènezeit gelten die Kelten. Geht man davon aus, daß die Kelten insgesamt die Nachkommen der Broncezeitleute und der damals eingedrungenen Illyrier (1250 v. Chr.) sind (Paret), so ist schon die Hallstattkultur eine keltische zu nennen.

Mit Ausnahme des Schmucks stellen die Kelten alle Geräte und vor allem die Waffen aus Eisen her. Sie haben in der Eisenverarbeitung Großes geleistet. Das Erz wurde in Abbaugruben im Donaugebiet um Kehlheim sowie in den Ostalpen gewonnen, wahrscheinlich auch stellenweise auf der Alb (Lochenstein, Ebingen, Bitz). Man wird nicht fehlgehen, wenn das Hüttenwerk Laucherttal bei Sigmaringen noch als Überrest jener eisenverarbeitenden Zeit dargestellt wird. An Ende der Latènezeit wurde unsere heimatliche Erde erstmals von eisernen Pflügen anstelle des hölzernen durchfurcht.

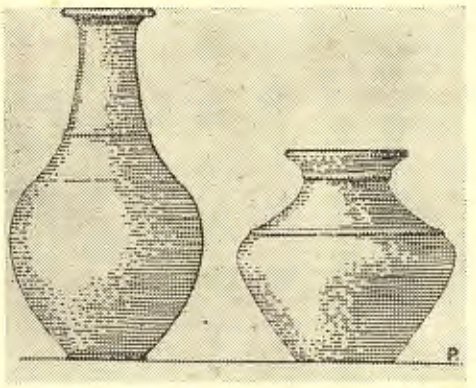
1. Siedlungen und Funde

Die Wissenschaft teilt die Latenezeit in drei Zeitabschnitte, A. B und C ein. Für die Stufe A fehlen in unsrem Kreis auf der ganzen Alb typische Belege. Eine erneute Trockenperiode dürfte die Bauern zum Verlassen der Albhochfläche gezwungen haben. Es wird vermutet, daß die keltischen Helvetier während der Mittel-Latènezeit ihre damalige Heimat zwischen Donau und Neckar verlassen und sich weiter südlich am Fuße der Alpen neuen Boden eroberten. Der griechische Geschichtsschreiber Ptolomäus benennt ein schwäbisches Gebirge als „Helvetiereinöde", zu der die Alb in einer Trockenzeit wohl werden konnte. Paret schließt, daß die Trockenperiode mit wechselnder Stärke etwa 300 Jahre dauerte, bis um 100 v. Chr. jäh eine Regenzeit anbrach. Von dort ab rechnet man die Stufe C der Latènezeit. Sonderbarerweise lebt jetzt auf der Alb trotz Regen kein Hirtenleben mehr auf. Siedlungsspuren dieser Zeit finden sich am Fuße der Alb bei Dotternhausen (Flur Gründen: Spätlatènezeitliche Scherben), im Bäratal bei Nusplingen (spätkeltische Graphittonscherben in alam. Grab), bei Lautlingen Siedlungsspuren, im Brunnental bei Onstmettingen (spätkeltische Siedlungsreste mit Scherben, einen durchbohrten Schleifstein und Knochen). Kaiserringen lieferte aus einer kleinen Höhle im NW des Orts spätkeltische Scherben mit Kammstrichverzierungen, einen Mühlstein und das Bruchstück eines menschlichen Oberschenkelknochens. Ebingen mit Umgebung ist mit dem Lochenstein Hauptfundplatz:

Beim alten Vereinshaus gegen alte Stadtmauer barg Grab 1: ein Skelett, eine 40 cm lange Lanzenspitze, ein 75 cm langes Eisenschwert, Nägel, 1 Broncefibel, 1 schwarze Tonflasche (gedreht) und Scherben, alles Stufe B

Grab 2 an der Stadtmauer enthielt: Skelett, Schweineknochen, schwarze gedrehte Tonflasche. Auf Flur Degerwand am Riedbach fanden sich spätkeltische Scherben mit Kammstrichverzierungen, desgleichen bei der Postschutzschule und bei der Samtfabrik Eugen Ott. Im alam. Grab Nr. 18 an der Lautlinger Straße wurde das Bruchstück eines kobaldblauen offenen Glasarmreifes gefunden. Der Flugplatz barg keltische Flachgräber. Grab 1 und 2 enthielt zwischen senkrechten Steinplatten 2 Skelette ohne Beigaben, Grab 3 ein Jugendskelett mit eiserner Fibel und Teile eines Tongefäßes aus Stufe C, Grab 4 ein Skelett in Steinsetzung ohne Beigaben.

Aber auch die Höhenorte weisen Funde auf Hossingen lieferte einen Bronce-Ohrring, eine Broncenadel und Regenbogenschüsselchen („ein ganzer Hafen voll", Hägele). In Bitz fanden sich eine Silbermünze und auf Flur Gritter Scherben mit Kammstrichverzierung. In einer Felsenspalte beim Wald „Dürrer Bühl" auf der Markung Winterlingen wurden Scherben zu 4 Gefäßen grober Gebrauchsware gefunden. Zwei wurden wieder hergestellt, ein rundlicher und ein zylindrischer Topf. In einer Lehmgrube



Zwei schwarze Tonflaschen aus der Keltenzeit, die in zwei Männergräbern, zum Teil unter der alten Ebinger Stadtmauer, gefunden wurden; die größere ist 36,7 cm hoch.

beim Galthaus an der Straße Ebingen—Bitz fand sich ein Spinnwirtel. Eine Höhle am Nordhang der Schalksburg, Markung Zillhausen. barg Scherben.

Die klassische Fundstelle bietet die Siedlung auf dem Lochenstein, der ab 300 von Kelten bewohnt war, also zur mittleren Latènezeit Auf dem nördlichen Teil der Nordterrasse standen Häuser mit ovalem Grundriß. Sie stellen Holzkonstruktionen dar mit Lehmausfachung und weißem Außenanstrich.

Funde aus Bronce: Fingerring mit Kopfplatte, Bogenfibel, Vogelkopffibel, Fibeldraht, Rest eines vierkantigen Ringes.

Funde aus Eisen: Fibelrest, langes, geschweiftes Hiebmesser; Ortband einer Schwertscheide der mittleren Latènezeit; Eisenschlacken in Tiegelform. Weitere Funde siehe unter Hallstattzeit, da im Bericht keine Unterscheidung.

Funde aus Glas: 4 kleine blaue Perlen.

Funde aus Bein: Hirschhorngriff.

Funde aus Ton: Gefäße mit klaren Formen der B-Stufe; Gefäßformen folgender Arten: Kochtöpfe mit polierter grauer Oberfläche, sehr häufig; Näpfe in zweierlei Art, ebenfalls häufig; flache Schüsseln; Schüsseln aus feinem Nigraton auf der Scheibe gedreht; schalenartige Schüsseln; kugelige Töpfe; Flaschen, zum Teil sehr großen Formats; verschiedene Kochtöpfe; zylindrische Gefäße und Gußtrichter; zahlreiche Spinnwirtel. Außerdem fanden sich Besonderheiten durch Stempeleindrücke, Henkel-, Boden- und Wandstücke und ein Schulterstück aus eigenartigen Vogelreliefs. (Nach Bersu und Gößler)

Wie die Neubesiedlung des Lochensteins von Kriegszeiten spricht, so tut dies noch mehr die Fliehburg auf dem Gräbelesberg. Nach Bersu scheint die Hauptanlage ihre Entstehung der Latènezeit zu verdanken. Der über 1 km lange Außenwall riegelte den ganzen Berg ab. Er ist eine zusammengefallene Mauer. Nach einem Zwischenraum von 400 m folgen zwei tiefe Gräben. 1939 sollen dort Scherben der Spätbronce — oder Hallstattzeit gefunden worden sein (Hptl. Weit). (Siehe auch Hallstattzeit!)

An keltische Siedlungen erinnern noch manche Namen: Waldstetten (1403 Walstetten, jetzt aufgegangen in Weilstetten) ist die Stätte der Walen, auch Gälen oder Rhätier genannt. Zwischen Onstmettingen und Tailfingen haben wir noch einen Flurnamen Waldstetten, bei Tailfingen gibt es das Walental, bei Tieringen die Welschhalde und das Welschental. Von Masunsteti, d. h. Stätte der Masun (=Welschen) kommt Meßstetten. Zwischen Hirschbrauerei und Krankenhaus in Balingen gibt es ebenfalls einen Flurnamen Waldstetten. Ob wohl auch eine Keltensiedlung vermutet werden darf.

Wie die Fundberichte zeigen, stellen die Siedlungsspuren vorwiegend kammstrichgerillte Scherben grauer und schwarzer Farbe dar. Die in den Ebinger Gräbern gefundenen Tonflaschen sind die ersten auf der Drehscheibe mit größter Sorgfalt hergestellten Gefäße, die im Kreis Balingen gefunden wurden. Die prunkliebende Zeit behielt als Schmuck die Bronce, daneben hatte man Glasperlen und Emailleschmuck. Hier soll auch der Fund von Trichtingen erwähnt werden, ein offener Silberring mit zwei Stierköpfen, der 6,74 kg wiegt. Über seine Sinndeutung herrscht noch keine Klarheit.

2. **Über den Begräbnisplätzen** häufte man in der Broncezeit keine Hügel mehr. Die Aufspürung von Latèneflachgräbern ist für die Forscher sehr schwierig und ist meist dem Zufall überlassen. Bis jetzt wurden nur in Ebingen und auf dem dortigen Flugplatz solche Gräber entdeckt.

Neben der Wollkleidung finden wir leinene Gewänder. Also wurde von dem tüchtigen Bauernvolk der Kelten Flachs gebaut.

3. Verehrte Gottheiten

Die Menschen der Latènezeit ließen es an nichts fehlen, um die mächtigen Naturgewalten wieder günstig zu stimmen. Wasser war in der Trockenzeit ein Schatz geworden. Nun wallfahrtete man zu den sprudelnden, lebensspendenden Quellen und legte für die Quellbeschützerin Sirona eine schön gearbeitete Fibel ab. (In Dux in Frankreich fand man Tausende von Fibeln an einer Quelle.) Man erflehte den Segen der Fruchtbarkeitsgöttin Cerhunnos und der drei „Matronen", der Muttergottheiten. Man verehrte den Hammergott Sucellus und die Götterhäupter Taranis und Borvo. Unter den Pflanzen waren Buche und Eiche heilig. In deren Hainen vollzogen keltische Priester, die Druiden, ihre kultischen Handlungen. Für das Wohl der Pferde waltete nach ihrem Glauben die Göttin Epona. Auch der Baumfäller Esus wurde nicht vergessen und Ogmios, dem Gott der Beredtsamkeit, wurde Ehrfurcht bezeugt, ein Zeichen, daß die Redekunst als große Macht gegolten haben muß.

4. Das Ende der Keltenzeit

Die militärisch geschützten Handelsstraßen der Römer näherten sich im letzten Jahrhundert vor der Wende immer mehr von Süden her dem Keltenland. Andererseits waren germanische Stämme in den Ländern der Nord- und Ostsee ebenfalls beweglich geworden. Die Cimbern und Teutonen brachen zuerst auf. Die Sueben überschritten die Mainlinie und besetzten das nördliche Württemberg

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds". der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Freitag, 2. September 1960 | Nummer 8

Balinger Handwerke im 16./17. Jahrhundert

Von Fritz Scheerer

Im 16./17. Jahrhundert war Balingen ein gewerbetätiges altwürttembergisches Städtchen. Schon vor dem 30jährigen Krieg lebte mehr als die Hälfte der Bevölkerung Balingens vom Handwerk. Doch spielten die Einkünfte aus der Landwirtschaft eine nicht unbedeutende Rolle. Noch 1665 wird berichtet, daß die Hauptnahrung der Bürger in Acker- und Wiesenbau liege, neben denen erst ganz allmählich Handwerk und Handel an Bedeutung gewonnen hätten. Von 248 Bürgern werden nur 120 als Metzger, Bäkker, Schuster, Weber und Schneider aufgeführt. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß nach dem 30jährigen Krieg keine normalen Verhältnisse bestanden, wie eindeutig aus dem Bericht des Vogts an die Landesregierung hervorgeht, daß „die Stadt die halbe Bürgerschaft nur noch auf drei Handwerken, Metzger, Bäcker und Schuster stehe; die meisten andern sind auf allerlei Dienstbotenlaufen, Stadtknechts-, Torwarts-, Schützendienst und dergleichen angewiesen".

Krieg und Pest und deren Folgeerscheinungen Armut und Not haben das ganze 17. Jahrhundert hindurch die wirtschaftliche Lage der Bewohner Balingens bedroht und auch dem Handwerk schwer zugesetzt. Die Einwohnerzahlen mögen uns einen Maßstab für das äußere Gedeihen der Stadt abgeben. 1525 wurden in Balingen 187 Haushaltungen gezählt, so daß wir rund 1500 Einwohner annehmen dürfen. Die Einwohnerzahl stieg dann im Jahr 1622 auf 1932 an, sank durch den schrecklichen Krieg 1652 auf 1073 und hatte erst gegen Ende des Jahrhunderts den Vorkriegsstand wieder erreicht (1706 = 2101 Einw.).

Eine weitere Schwierigkeit, um ein klares Bild aus dieser Zeit zu zeichnen, besteht darin, daß nur wenig Urkunden einiges Licht in die Balinger Handwerksgeschichte bringen. Die 1255 gegründete Stadt zeigte wohl im Anfang fast rein bäuerlichen Charakter. Nur wenige Männer werden ein mit der Landwirtschaft gekoppeltes Handwerk ausgeübt haben. Als erster Balinger Handwerker wird 1289 ein Schmied genannt. Die um jene Zeit entstehenden bürgerlichen Familiennamen dürften aber weitere Berufe darstellen. So wird 1331 Heinz Fischer und Ebert der Fischer, 1347 Heinrich der Koch, 1372 Hainz der Ammansun (= Sohn des Amann = Amtmann), Richter in Balingen, 1397 Eberlin Beyter der Junge (Bienenzüchter oder Geldverleiher) als Schultheiß genannt. Diese Urkunden haben aber nur beschränkten Wert, da wir nicht feststellen können, bei und durch welche Gelegenheit diese Namen Erbgut wurden; denn schon 1486 wird ein Hans Bur (Bauer) als Baumeister an der Stadtkirche erwähnt.

Auch der Handel spielte eine gewisse Rolle. Um 1200 bezeugt ein St. Gallener Lagerbuch den Weizenanbau in Balingen, in einer Urkunde vom Jahr 1347 ist vom regen Balinger Fruchthandel die Rede. Zwischen Stadt und Land bestand jene als Stadtwirtschaft bezeichnete wirtschaftliche Verbundenheit, in der die gegenseitigen Produkte und Bedürfnisse im Austausch einander ergänzten. Die Landorte lieferten landwirtschaftliche Produkte, die Stadt gewerbliche Geräte und Werkzeuge.

Die ältesten in Balingen urkundlich genannten Handwerker sind Bäcker, Müller, Metzger, Wirte und Bader. Auch andere Handwerkszweige sind im 15. und 16. Jahrhundert in der Stadt vertreten, denn der verhältnismäßig hohe Bildungsstand Balinger Bürger hat sicher auch das gewerbliche Leben fruchtbar beeinflußt. In der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts führte die Künstlerfamilie Weiss eine vielbeschäftigte Werkstatt. Der Begründer der Werkstatt war Marx Weiss der Ältere. Sein ältester Sohn Samson wurde um 1520 Fürstenbergischer Landschreiber und dann Prokurator am Kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil. Nach des Vaters Tod führte der 2. Sohn Joseph, in dem der berühmte „Meister von Meßkirch" vermutet wird, die Werkstatt des Vaters weiter und brachte sie zu hoher Blüte. 1521 ist er Pfleger der Sebastiansbrüderschaft und 1541 vergoldet er den siebenstrahligen Stern auf dem Turm der Stadtkirche. Im Lagerbuch von 1561 wird berichtet: „Joseph, maler, zinset järlich usser seinem eckhaus zwischen der kirchgassen und Balthas, mangmaisters, hinderhaus gelegen, stoßt vornen uff die gemainen gassen und hinden uff aine lere hofstat, acht heller zins". Sein um zehn Jahre jüngerer Bruder Marx muß wohlhabend gewesen sein, denn 1542 versteuert er 225 fl. (Gulden). 1536 wird Marx vorübergehend am herzoglichen Hof in Stuttgart erwähnt, arbeitete später in Meßkirch und ehelichte eine Rottweilerin. Er zog dann nach Rottweil und wirkte dort als selbständiger Meister. Nach der Zimmerischen Chronik soll dieser Marx Weiss der Jüngere es gewesen sein, der das Haus des Grafen Gottfried Werner von Zimmern in Rottweil beim Rathaus vorm Brunnen — das jetzige Haus Kirsner — außen und innen mit schönen Fresken verziert hat (nach Seinhauser).

In den Akten der Sebastiansbrüderschaft von 1458—1528 wird 1504 ein weiterer Maler, Meister Hans, erwähnt, der für die Aufnahme in die Bruderschaft und das Zeichen, den silbernen „Sträl", „sol XVII ß" bezahlen. In der Kirchgasse wohnhaft war 1525 Österlin der Maler und wird im Herdstettenverzeichnis, einer Steuerveranlagung, als Hausbesitzer aufgeführt und erscheint auch im Urbar von 1543. Er muß 1525 schon über 60 Jahre alt gewesen sein, da er im Reißrodel von 1523 unter den wehrtauglichen Männern bereits fehlt.

In den Kirchenbüchern ist um 1600 öfter Simon Schweizer aufgeführt, der als Holz- und Steinbildhauer und Maler in Balingen wirkte und uns wertvolle Kunstwerke für unsere Kirchen geschaffen hat, so z. B. das Tegernauische Grabdenkmal, den schönen Kanzeldeckel und das Kruzifix in der Stadtkirche.

Schon im Jahre 1605 erhielt Balingen eine Apotheke (heutige Egelhaafsche Apotheke). Johannes Hartmann aus Sachsen war der erste Apotheker. In den folgenden Pestzeiten, in denen in kurzer Zeit Tausende dahinstarben, sah sich Balingens erster Apotheker gewiß vor keine kleine Aufgabe gestellt.

Der Gedanke der Bruderschaft lebte vor allem bei den Handwerkern des 16. Jahrhunderts. Nach ihren Berufen schlossen sie sich zu Bruderschaften zusammen, in denen sie eigene Gottesdienste für sich halten ließen, durch die sie aber auch ihre Berufsinteressen vertraten. So werden 1569 die Bruderschaften der Gerber, Schuhmacher, Weber, Schneider und Zimmerleute erwähnt, die jährlich je ein Pfund Heller an das Balinger Spital für eine Jahrzeit zu zahlen hatten.

Ein gutes Bild der Gewerbetätigkeit am Ende des 17. Jahrhunderts vermittelt das Lagerbuch von 1688. Es werden dort aufgeführt:

30 Metzger, 21 Schuster, 17 Rotgerber,
5 Weißgerber, 14 Bäcker, 12 Schneider,
13 Weber, 2 Schmiede, 2 Messerschmiede
1 Nagelschmied, 1 Kupferschmied,
3 Schlosser, 4 Schreiner, 4 Wagner,
3 Glaser, 5 Maurer, 3 Küfer, 2 Sattler,
2 Sailer, je 1 Kannengießer, Hafner,
Kürschner, Hutmacher, Goldschmied,
Nestler, 9 Wirte, 1 Apotheker, 4 Krämer,
3 Handelsleute, 1 Kleemeister, 3 Barbiere
(1 mit einer Badstube).

An Beamten sind aufgeführt:

1 Kaiserlicher Verwalter, 2 Bürgermeister, 1 Stadtschreiber, 1 Hauptzoller,
1 Präzeptor, 1 Leutnant und 3 Kastenknechte.

40 Einwohner werden ohne Beruf angegeben. Bei diesen dürfte es sich um Landwirte handeln. Dann werden noch 18 Knappen erwähnt, die von dem ehemaligen Bergbaubetrieb in der Umgebung Zeugnis ablegen. Von den Zeugwebern findet sich hier noch keine greifbare Spur. Über die Zeugmacher gibt erst ein „Berichtreicher Vergleichsbrief" von 1702 ausführlich Auskunft. 1714 werden dann Beuter, Eckenfelder, Ehinger, Eisele, Engelfried, Falkenstein, Roller usw. als Zeug- und Tuchmacher genannt. In der später großen Rollerfamilie, die erstmals 1643 als Weißgerber in Balingen auftreten und von Wildberg zugewandert sein sollen, erscheint Hans Jakob als erster Zeug- und Tuchmacher (1694—1758). Der Aufstieg dieses Gewerbes erfolgt vor allem im 18. Jahrhundert. 1788 sind sie sogar auf 43 angewachsen. In der Mitgliederliste der Sebastiansbrüderschaft von 1673 sind Michael Eisele und Hans Jakob Stehle als Färber verzeichnet. Eine weitere alte Balinger Familie, die bis auf den heutigen Tag dieses Handwerk ausübt, wird in demselben Verzeichnis erstmals mit Balthas Mebold unter den sieben Sailern genannt.

Die 13 Weber überschreiten das örtliche Bedürfnis nicht. Auffallend ist aber die große Zahl von Metzgern. 1724 sind es sogar 40. Schon um 1500 waren die Metzger wohl angesehen und vertraten ihre Interessen mit einer Energie, die nur bei einem guten Besitzstand an Feldern und Wäldern möglich war. Der Verkauf des Fleisches erfolgte aber bis 1809 nicht wie heute in Lä-

den, sondern in der in der Mitte der Färberstraße vor dem Rathaus stehenden schon 1443 erwähnten Metzig. Mit der Metzig waren die Brotlauben, die Verkaufslokale der Weißbrotbäcker, verbunden. In der Metzig befanden sich 13 Metzgerbänke (Aushaublöcke) von insgesamt ungefähr 15 Meter Länge. 1657 liefen sie mit 1302 fl. 20 kr. in der Steuer. Schweinefleisch kam nicht auf die Bänke, da jede Familie das selbstgezogene oder gekaufte Schwein zu Hause schlachtete. Beim Stadtbrand 1809 wurden Metzig und Brotlauben zur Hemmung des Feuers eingerissen. Von 1601—1612 führten die Metzger einen Streik, aber ohne Erfolg durch. Bei diesem Streik ging es letzten Endes darum, wieviel Vieh mit landesherrlicher Erlaubnis nach auswärts verkauft werden durfte, ohne die Fleischversorgung Balingens zu gefährden. Die Ochsenmästung war eine Spezialität der Balinger Metzger. 1604 standen in Balingen 204 Ochsen. Einzelne Bürger hatten 10, 20, ja bis 40 Ochsen in Mastung. Die Metzger, die ihre Haupteinnahme aus dem Viehhandel hatten, führten aus der Baar, dem Schwarzwald, dem Elsaß, aus Burgund, ja aus Ungarn Ochsen hier ein, die sie in der Stadt in Mast gaben oder selber mästeten, um sie nach einiger Zeit mit gutem Gewinn nach Ulm, Augsburg und Günzburg zu verkaufen. Erst als Herzog Johann Friedrich gegen die Metzger, die sich „ohngepürlich und ohnpottmäßig erzeigt", eine strenge Verordnung erlassen und den Viehhandel unter stramme Aufsicht des Vogtes gestellt hatte, war der Metzgerstreit beendet.

Begreiflicherweise spielen auch die Mühlen eine große Rolle. An der Dekanatsgrenze zwischen Balingen und Frommern wird schon 1309 eine Mühle zu Dietunstaige genannt. Von 1411 bzw. 1423 und 1426 haben wir Nachrichten über die Gieß- (Stadtmühle), Kessel- (beim heutigen Schlachthaus) und Kratzmühle. Das Lagerbuch von 1624 führt folgende Mühlen an: Die Büblinsmühle vor dem oberen Tor, die Herrenmühle, beide der Herrschaft gehörend, eine Mahl- und Sägmühle den Herren von Stotzingen gehörend, die Kessel- und Gießmühle der Stadt gehörend, die Schlechtenfurtmühle als Mahl- und Sägemühle, zwei Walkmühlen und die den Gerbern gehörende Lohmühle bei der Herrenmühle. Zur Herrenmühle waren nach einer Urkunde von 1482 Heselwangen und Erzingen, zur Stotzingermühle Geislingen, Dotternhausen, Roßwangen und ½ Dürrwangen gebannt (verpflichtet).

1621 werden die ehrenhaften und achtbaren Hans Metz, alt Bürgermeister, und sein Bruder Konrad genannt. Der Vater der Metz hat die Walke vor dem Gerbertörlein erbaut, das erstmals in einem Vermächtnis des Grafen Eberhard von 1482 erwähnt wird. Weißgerber waren im Jahre 1620 drei in Balingen. Über die Rotgerber findet sich im Lagerbuch von 1680 folgender Revers aus dem Lagerbuch von 1560: Die Meister des Gerberhandwerks hätten ihren Äschertrog teils unter der fürstlichen Schloßbehausung, Zehntscheuer und Kelter in der Herrschaft mehrerteil, aber in gemeiner Stadt Zwinger vor dem Gerbertörlein gehabt und gebraucht. Bei Erbauung des Zwingers und der Stadtmauer hätten sie mit Ausschüttung des Schaumes und Gewässers Schaden angerichtet. Sie versprachen Abhilfe zu schaffen. Auch gegen den Müller der Herrenmühle verstanden sie sich wegen des Wasserbezugsrechts durchzusetzen. 17 Rotgerber sind 1688 Hausbesitzer. Im 18. Jahrhundert steigt ihre Zahl auf 41 an. (Weiteres über die Rotgerber siehe Heimatkundliche Blätter Nr. 8 und 9, Jahrgang 1954) Bei dem Rollergeschlecht wimmelt es dann von Rotgerbern.

Hans Jörg Roller ist der Ahnherr der **Wirtsfamilie Roller.** 1688 sind 9 Wirtschaften genannt: Adler, Bären, Hirsch, Krone, Linde, Rößle, Schwane, Ochsen und Becher. Aus der Anzahl der Metzger, Weißbrotbäcker und Wirtschaften ist zu schließen, daß die Lebenshaltung um diese Zeit nicht schlecht gewesen sein kann. Die Schäden des 30jährigen Krieges mußten also überwunden sein. Daß dies so schnell und in so gediegener Weise geschah, stellt der anspruchsvollen Zähigkeit und Opferwilligkeit der Balinger Bürger das ehrenhafteste Zeugnis aus. Die Zahl der Gewerbetreibenden stieg und auch die Vermögensverhältnisse besserten sich. Einzelne konnten sogar Geldverleiher an Adelige werden. Auf Schloß Oberhausen wurde am 22. 1. 1698 folgende Urkunde von Maria Johanna von Stuben (seit 1697 Besitzerin des Schlosses) für Meister Erhard Roller, Burger und Rotgerber in Balingen, unterzeichnet, daß sie „Ainhundert Fünfzig Gulden guter gangbahrer Reichssorten schuldig wordten bin, und solle der landläufig Zünns seinen Anfang kürzverwichenen Martini (i, 11. November) 1697 genohmen haben, auch ihm vor ein underpfandt Neun vergiltene (vergoldete) Disch Bächer eingesätzt". Einen ähnlichen Schuldbrief ließ sich Adam Koch, Burger und Gerichtsherr zu Balingen, über 100 Gulden ausstellen. Erst nach 23 Jahren wurden die Beträge an Hans Jerg Roller und Adam Koch zurückgezahlt.

*

Neue Jahrmärkte brachten im folgenden 18. Jahrhundert weitere Landbewohner zum Einkauf in die Stadt, und neugeschaffene Zünfte, in welchen die Balinger Bürgerschaft eine führende Stelle einnahm, brachten einen weiteren Aufstieg der Balinger Handwerker, deren gute Erzeugnisse dann über die engere Heimat hinaus bekannt wurden.

Unsere Donau während der Diluvialzeit

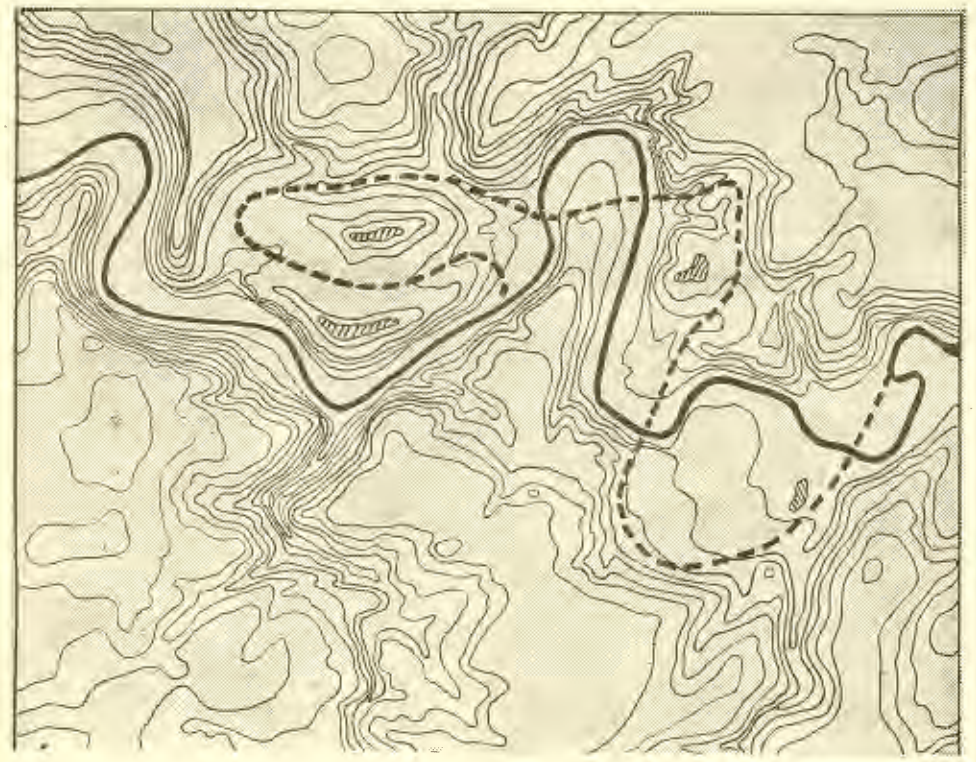
Von Hans Müller

Die Donau kann als der älteste Fluß Europas angesehen werden. Der Wassermenge nach ist sie der größte. Ihre Nebenflüsse Iller und Inn sind an der Mündung wasserreicher als sie selber, denn sie kommen von den Alpen. Die heutige Donau entspringt aber „nur" im Schwarzwald. Trotz ihres hohen Alters von wenigstens 20 Millionen Jahren ist ihre Gefällskurve noch immer nicht ausgeglichen. Bei Donaueschingen war im Mittelalter ein beträchtlicher See, also vor dem Durchbruch des Flusses durch die Alb, räumlich gesehen. Die schwäbischen Donauriede und die bayrischen Donaumöser sind ähnliche Stauungen vor dem Durchbruch durch die Fränkische Alb und den Bayrischen Wald. Die Donau ist der einzige Strom in Europa, der von Westen nach Osten fließt. Das Schwarze Meer, in welches sie mündet, kann man als ein Binnenmeer bezeichnen.

All diese seltsamen „Zufälle" regen das Denken an, einmal auf die Entwicklungsgeschichte der Donau einzugehen. Was in meinem Tailfinger Vortrag ausführlich gegeben werden konnte, kann hier nur ganz kurz zusammengefaßt werden. In der Tertiärzeit (genauer Unter-Miozän) entstand die Donau aus einem Meer, dem Burdigalmeer (nach Ablagerungen bei Bordigala = Bordeaux). Es war eigentlich ein „Ärmelkanal", ein langer, schmaler Schlauch zwischen dem Weltmeer bei Südfrankreich und einem riesigen Binnenmeer, das von Österreich bis zum Aralsee ging. Durch Aufschüttung von den Alpen und von der Alb wurde dieses Burdigalmeer stellenweise aufgefüllt und in Brackwasserseen unterteilt. Allmählich verband ein Wasserlauf längs der „Vortiefe" zwischen Alpen und Alb, also einer flachen Mulde, diese Seen und mündete bei Linz in das erwähnte Binnenmeer. So entstand unsere Donau. Sie ist von Anfang an das Überbleibsel eines Meeresarmes und sammelte von Anfang an von beiden Seiten Zuflüsse, die zum Teil wasserreicher waren als sie selber. Man muß bedenken, daß die Alb noch bis über Stuttgart hinaus ging und daß es noch kein Bodenseebecken gab. Somit gehörten zu den Trabanten der Donau: der Alpenrhein, die Aare und sogar die oberste Rhone! Sie selber entsprang auf dem Feldberg. Der Rhein entstand noch am Kaiserstuhl und der Nekkar irgendwo im Unterland. Das alles haben die Fachgeologen aus Geröllfunden und vielen peinlich genauen Erwägungen herausgefunden. Die Donau hat damals gewaltige Arbeit geleistet. Denken wir nur an die Aufschüttung ganz Ungarns, so daß sich das Binnenmeer bis hinter das Eiserne Tor zurückziehen mußte. Dann die „Begründung" der Walachei, und schließlich das 4200 qkm große Mündungsdelta in der Dobrudscha, das im Altertum noch eine Lagune war. Aber was die Donau unten an Länge gewann, verlor sie oben. Die Zahl der jährlichen Versickerungstage wird weiter ansteigen, und an solchen Tagen können wir bereits die beiden kleinen Bäraflüßchen als oberste Donau betrachten. Einst wird die Iller zur oberen Donau geworden sein, und dann ist sie selber ein Alpenfluß. Gegen Ende der Tertiärzeit (im Altpliozän) floß die Donau noch a u f der Alb, bis zu 210 m höher als jetzt und einige km weiter nördlich. Ihr Tal war damals in unserer Gegend noch sehr breit. Ganz genau läßt es sich noch nicht festlegen, aber durch das Aufsuchen von Schotterfluren (wir werden das auf einer Exkursion durchführen) kommt man der Sache immer näher. Ich möchte dies für einen besonderen Aufsatz aussparen. Einfacher ist die Lage in der mittleren und östlichen Alb. Da steht fest, daß die Donau hinter dem Tautschbuch, Landgericht und Hochsträß herumfloß. In der Frankenalb nahm sie noch ihren Weg durch das heutige Tal der unteren Altmühl. Sie ist dann im Laufe der jungpliozänen Epoche buchstäblich von der sich neigenden Albtafel heruntergerutscht!

Beim Übergang vom Tertiär ins Diluvium (vor etwa 1 Million Jahren) hatte sich die Donau ihren mühsamen Weg durch die Alb schon gebahnt. Eingeklemmt zwischen die Schichtgesteine der Alb, konnte sie ihren Lauf nicht mehr wesentlich ändern, zumal sie in zunehmendem Maße ihre obersten Nebenflüsse verlor. In seinem Buch „Junge Krustenbewegungen im Landschaftsbilde Süddeutschlands" hat Prof. G. Wagner 1928 dargestellt, wie um diese Zeit die Donau bei Tuttlingen um den Hönberg herumfloß, bei Ludwigstal weit nach N ausholte (man sieht es noch deutlich), bei Nendingen den Berg Berchenreute umfaßte und wiederum weit nach der anderen Seite hinüberpendelte. Dann umfloß sie den Ettenberg, auf dessen nördlichster Nase Mühlheim a. D. liegt und bog gegen das Lippachtal hinüber. Bei Fridingen ging sie geraden Wegs über den langen Sporn, den sie heute in einer weiten Schlaufe umgeht. In der breiten Donauniederung unterhalb Scheer ist ihr alter Lauf nur stückweise feststellbar, weil alles von jüngeren Aufschüttungen überdeckt ist. Bei Untermarchtal bog sie über Mochental nach N aus. Bei Ehingen benutzte sie noch das Tal der Schmiech, der Schelklinger Aach und der Blau, so wie heute die Eisenbahn. Zwei besonders hübsche Lauf-Veränderungen aber lassen sich in unserer engeren Umgebung nachweisen. Sie wurden entdeckt und bearbeitet von Prof. G. Wagner, von Dr. Eisenstuck und von Dr. K. Schaedel.

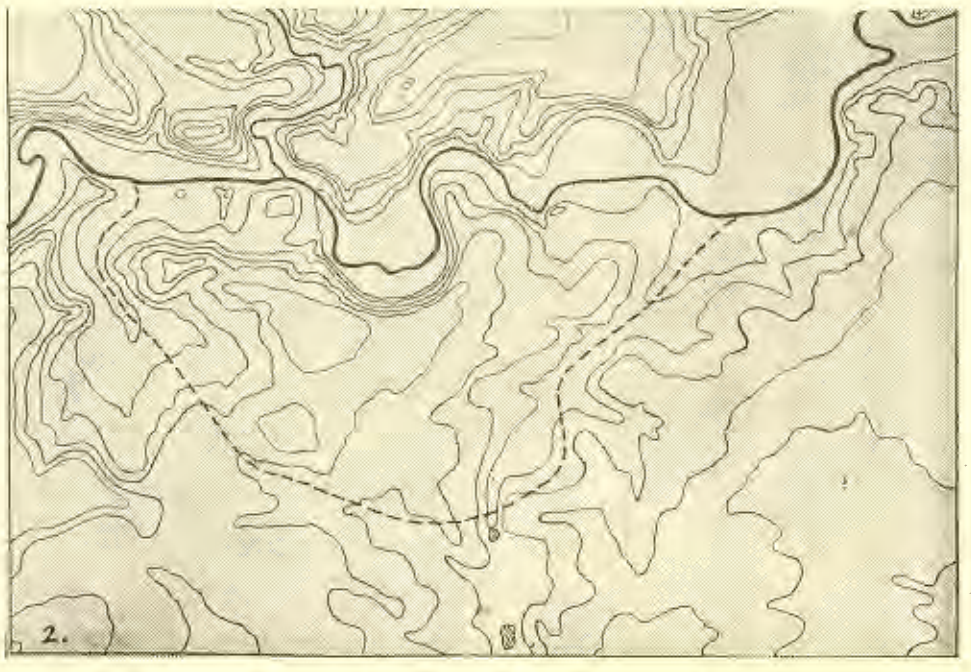
Wandern wir von den Schaufelsen herunter nach Thiergarten, so stoßen wir hinter der Ruine Falkenstein auf einen schmalen, langen Streifen Ackerland, dessen Furchen leicht gekrümmt sind. Wir befinden uns noch etwa 80 m über dem Donauspiegel, aber auf dem Boden der Urdonau am Übergang vom Tertiär zum Diluvium. Gegen die Rückseite der Schaufelsen hin ist eine große Kurve in den Steilhang hineingearbeitet. Sie weist in das untere Ende des Kohltals hinein und umgeht einen weiteren Umlaufberg, nicht viel höher als der Falkenstein. Blicken wir auf die große Donauschlinge bei Tiergartenhof hinaus, so fällt uns auf, daß diese Schlinge äußerst flach ist, ganz anders als die Wände des Flußtals in dieser ganzen Gegend. (Skizze 1).



Hier machte die Donau in etwas höherer Lage als heute eine S-Kurve, die sogenannte Huttenloch-Schlinge. Gehen wir nun am Rappenfelsen hinauf, so treffen wir wieder auf so eine Hochflur, ebenfalls wieder etwa 80 m über dem Flußspiegel. Die eigentlichen Steilwände, gut ausgearbeitet, wie wir das von der Donau gewöhnt sind, finden wir erst oberhalb dieser Hochflur, die ebenfalls wieder einen Umlaufberg umschließt. Hier liegt Ackerland der Gemeinde Gutenstein, von wo aus man über die Donau und den Ort hinüberschaut in ein mächtiges Halbrund, das bis etwa 70 m über den Flußspiegel fast unmerklich ansteigt. Die Urdonau (gestrichelte Linie), die über den flachen Sporn von Tiergartenhof hinweg, am Rappenstein entlang (wovon sollte er sonst so steil sein?), hinter dem Umlaufberg durch, mit großem Schwung auf die andere Seite wechselte, hat bis in unsere Zeit hereingewirkt. Denn Gutenstein ist seit Fridingen zum ersten Mal wieder eine stattliche Ackerbaugemeinde. Sie wäre es nicht geworden ohne diese Laufverlegungen der Donau seit dem Beginn der Eiszeiten. Aber der Skizze 1 ist der tafelartige Charakter der Alb zu ersehen, der nur durch das Donautal und die Seitentäler, die sie mit sich zieht, gewaltig gestört ist. Fast überall unter unserer flachen Kuppenalb sind die himmelhohen Riffe versteckt, wie sie das tiefeingeschnittene Flußtal enthüllt.

Anschließend an diese interessanten Vorgänge betrachten wir einen weiteren alten Donaulauf, mit dem es eine ganz andere Bewandtnis hat. Er wurde erst vor zwei Jahren von dem Landesgeologen Dr. Schaedel entdeckt, aber schon von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen besucht. Von Dietfurt herauf nach Vilsingen geht ein seltsam breites Seitental der Donau, an dessen unterem Ende mir schon vor 10 Jahren krieselharte Gerölle aufgefallen sind. Anhand dieser Gerölle stellte Dr. Schaedel die Diagnose: altes Donautal! Auf den Höhen ist der Jura, der nur noch stellenweise herausguckt, von Moränen der dritten oder Riß-Eiszeit überschoben. Der Gletscher dieder größten Eiszeit ging also hier bis an die Donau. Nun haben Tiefbohrungen der Kies-Firma Baresel erstaunlicherweise offenbart, daß im Paulter Tälchen (hinter Inzigkofen) unter den fluvioglazialen Schottern ganz deutlich Donaugerölle lagern, ja an einer Stelle konnte Dr. Schaedel nachweisen, daß sich die Donau „kañonartig" in den darunterliegenden Jura eingeschnitten hatte. Hier blieb zunächst nur eine Deutung offen: die Donau muß bis zur Riß-Eiszeit einen Umweg durch das Vilsinger und Paulter Tal nach Laiz gemacht haben! Der Gletscher hat aber dieses Stück einfach zugeschüttet, und bei seinem Rückzug haben es die Kiesmassen und Sände, die von Schichtfluten vor dem Gletscher her sortiert und angehäuft worden sind, nicht wieder freigegeben. Ein Fluß, der von einem Gletscher „überfahren" wird, hat nun drei Möglichkeiten: Erstens kann er ausbiegen. Das ging angesichts der nördlich gegenüberliegenden Höhen aber schlecht. Zweitens kann er das Eis untertunneln. Das scheint die Donau bei Sigmaringen getan zu haben, aber nicht hier. Drittens kann er aufgestaut werden. Und das war der Fall. Der Rückstau soll sich damals bis nach Tuttlingen hinauf ausgewirkt haben. Das hatte zur Folge, daß dieses Stück des Donautals bis zu 15 m aufgeschottert wurde, also die Talsohle höher gelegt. Dem einigermaßen geübten Auge fällt auf, daß dieses Stück Donautal so gut wie keine Niederterrassen hat. Es wurde ja vom Fluß (der wie wir wissen auch immer schwächer wurde) nicht mehr eingeschnitten, sondern eben das Gegenteil fand statt. Sehr schön kam diese Tatsache zur Geltung, als am Großschmiedebrunnen gebohrt wurde. Obwohl diese sehr große Karstquelle von selber aus der Tiefe ans Tageslicht heraufdrückt, mußte sie in der Tiefe gefaßt werden, um Verunreinigungen aus der Talsohle zu vermeiden. Da durchbohrte man zuerst 15 m Schotter, bis man auf den festeren Jura-Untergrund und damit auf die Karstkluft kam, die so reichlich Wasser spendet. Dies ist in 25 m Tiefe. Würde Oberschwaben nicht ansteigen, sondern wie der Hegau abfallen, dann hätten wir auch hier schon längst die allerschönste Donauversickerung. Davor haben uns die Gletscher der Würm-Eiszeit mit ihren Moränenketten bewahrt! — Was war nun aber mit dem Donau-Stück zwischen Bahnhof Inzigkofen und Laiz? Nach Schaedel war das die unterste Schmiecha! Da sich ein fließendes Gewässer nicht endlos stauen läßt, brach dann der Donau-See bei Dietfurt zur Schmiecha durch und schuf sich den kürzeren Weg. Eigenartige Landschaftsteile haben eigenartige Entstehungsgeschichten.

Ab Sigmaringen überschritt der Riß-Gletscher sogar die jetzige Donau, so daß sie widerwillig ein wenig auf die Alb hinauf nach N abbiegen mußte soweit sie sich nicht vielleicht durch Untertunnelung des



Eises half. Sie ging wohl durch das untere Laucherttal, das so seltsam in Donaurichtung abbiegt, über Bingen und Mengisch Heudorf nach Riedlingen. Jedenfalls ist der enge Durchbruch zwischen Schloß Sigmaringen und Mühlberg sehr jung. An dem westöstlichen Stück der unteren Lauchert hat der Gletscher noch jenseits zwei Tälchen zugeschoben! Eines fiel mir beim ersten Anblick sofort auf, das andere ist das „plombierte" Laucherttal bei Hornstein. Nur 10 m hoch ist diese Barre, auf der ich einen Anteil von über 40 Prozent kieselharter Gerölle auszählen konnte, und doch hat er die Lauchert gezwungen, sich den Durchlaß durch das hübsche Bittelschießer Täle zu nagen. Also haben sich alle, die dieses Schmuckstück genießen, beim Rißgletscher zu bedanken! Die Heimatkundliche Vereinigung hat auch diese Stelle schon in Augenschein genommen. Kein Wunder, daß sie für teure Auslandsreisen beim besten Willen noch keine Zeit finden konnte!

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 34 Tieringen (Schluß)

Kinderspiele

Für die Volkskunde ergiebig ist auch das Kapitel „Jahreszeiten und Kinderspiele" in Kochs „Kohlraisle" (S. 49—64). Da sammeln im Frühling die Buben die „Märzaschneackle", holen sich an Bittenhalden Geschosse von „Holderhecken", um sich daraus Spritzen zu machen, und die „Habermarken machad meine Buaba stark". Das „Schupfen" ist ein Frühlingsspiel der Buben mit Knöpfen. Andere Spiele sind „Ruddlball", „Kaisrballa", das „Klepfen" mit einer „Schlüsselbüchse" (Schlüßlbüs) und das Anzünden der „Harzfürle", zu dem allerdings der Waldschütz nicht gut sieht.

Redensarten

Dr freubt se wia a Hond uf d Metzgersuppa. — S ist m a Reis a d Na's gschnappt (etwas Unangenehmes passiert). — Dear machad a Maul na' wia a Kuah zua-ra Japaer (Erdbeere). — Dia zieht rom wia d Laus em Hemmad. — Ma' sott für en beatta e' äll Kircha. — Dea' liaß ma' dur da Gwarnesch naus. (Den ließe man durch den Kornesch hinaus, d. h. er ist so unerwünscht, daß man den Schaden, den er machen würde, gern in Kauf nähme.)

Nr. 35 Unterdigisheim

Bräuche

Von Nikolausbräuchen weiß man hier nichts. An Silvester werden noch in den Wirtschaften „Rengle", größere und kleinere ringförmige Gebäcke, herausgewürfelt („raus baaschad") Von Sternsingern ist nichts mehr bekannt. — Nach 12 Uhr (Neujahrsnacht) Neujahransingen der ledigen Buben (16 bis 20 Jahre).

An der Fasnacht findet kein eigentlicher Umzug statt. Höchstens, daß junge Burschen einmal ein lustiges oder mißliches Vorkommnis szenisch darstellen.

An Christi Himmelfahrt geht die Eschprozession „Auf den Berg". An Fronleichnam wurde früher zur Tagwache geböllert.

Am 8. 9., Mariä Geburt, dem Kirchenpatrozinium, geht eine Prozession nur im Ort herum. An diesem Tag war früher das sogenannte „Birafest", weil die Bauern von unter der Lochen (Weilheim, Waldstetten) an diesem Tage besonders viele Birnen auf ihren Leiterwägen herzuführen und feilzubieten pflegten.

Früher wurden an der Kirbe in jedem Haus auf den Samstagabend „Küachle" gebacken. Dabei war der Brauch des „Küchlestupfens" üblich: mit einem Stock wurde ans Küchenfenster geklopft, d. h. um ein Küchle gebettelt.

Von Sichelhenke weiß man hier nichts.

Sagen

Früher fürchtete man sich, insbesondere die Jugend, von Unterdigisheim am Deufental vorbei nach Nusplingen zu gehen. Denn dort sollte der „Hüfinger" hausen, ein Geometer, der bei der Landvermessung die Grenze (Baienbruck, Kachlental) zugunsten der Nusplinger und zu ungunsten der Unterdigisheimer gelegt haben soll und deswegen als Geist umgehen mußte.

Von Geistern redete man früher viel, weniger von Hexen. Man sprach auch vom „Remmelentier", das im Wald Remmelen hauste.

Wirtschaftliches

Nach der volkstümlichen Überlieferung gehörten früher große Teile der Unterdigisheimer Markung den Herren auf Werenwag. Diese hätten viele Güter, nach der Volksmeinung auch auf unrechte Weise, an sich gebracht. Als diese Werenwagschen Güter und Wälder verkauft wurden, sei der Schultheiß und Verwaltungsaktuar Maurer dafür eingetreten, daß die Gemeinde die „Buchhalde" kaufe. Da sie das nicht tat, habe er es auf eigene Faust getan, was sich nachher zum Wohle der Gemeinde ausgewirkt habe.

Nr. 36 Weilen u. d. R.

Brauchtum

Früher Neujahransingen allgemein üblich, heute nur noch schwach. Schüler und junge Leute sangen in den Häusern vor der Stubentüre Weihnachtslieder, ferner: „Wir wünschen euch allen ein glücklich Neujahr, vielleicht sind wir heuer zum letztenmal da, dem Vater, der Mutter, den Kindern zugleich, Gott gebe euch allen das himmlische Reich" (Melodie: Ihr Kinderlein kommet). Neujahranschießen wie sonst.

Dreikönig. Innen über die Stubentüre wird heute noch (dieses Jahr z. B.) geschrieben: „19 k - M - 55", auch z. B. in der Schule vom Lehrer noch gepflogen.

Fasnacht. Am „Schmotzigen Donnerstag" noch lebendig: Speckhafenstehlen. Die Hausfrau kocht an diesem Tag immer Rauchfleisch (Speck). Hausfrau wird nach Möglichkeit überlistet, wenn sie auch arg aufpaßt. Manchmal wird sie durch andere Besucher (in der Stube) absichtlich abgelenkt. An der Fasnet (Dienstag) wurde hier früher ein Freilichttheater aufgeführt (Freilichtspiel): Ritterspiele, Beatushöhle von Chr. Schmid, die Räuber von Maria Kulm u. ä. Die Spielkleider wurden dann beim sonstigen Fasnachttreiben weiterhin getragen. Seit 1947 neuer Brauch: Umzug am Montag und Dienstag. Reihenfolge: „Schellnarren", Musik, Kinder, Narrenvater im Wagen, närrisches Volk mit Festwagen (welche jährlich wechseln).

Fackelsonntag. Funkenstelle wechselt in dreijährigem Turnus: sie befindet sich jeweils im Kornesch (Wochenberg, Steig, Wolfbühl). Buben sammeln am Vormittag das Holz, sie erhalten auch aus dem Gemeindewald welches zu diesem Zweck. (Dreifelderwirtschaft wird noch durchgeführt.) Am Abend bei Einbruch der Dämmerung machen die Schulkinder und noch Kleinere einen Umzug mit Lampions. Holz- und Strohfackeln sind im Abgang begriffen. Die Kinder singen: „Suma, Suma, weck di, streck di! Nachher wird das „Facklavir" abgebrannt. Dabei sind die jungen Leute und singen Volkslieder: „Sah ein Knab ein Röslein stehn", „Im schönsten Wiesengrunde". Alte Leute wissen noch vom Scheibenschlagen (vgl. den Namen Scheibenbühl). Nach dem Abbrennen des „Fackelfeuers" gehen die jungen Leute mit den Mädchen ins Wirtshaus und tun dort „fackla" (feiern).

Palmsonntag. Palmenweihe wie in anderen kath. Orten. Bestehen aus: Efeu, Eichenlaub, Tannenreisig (Weißtanne), auch mitunter Seidelbast (was mithilft, diese seltene Pflanze auszurotten), weiter Weidenruten und Holunderästen. Die Holunderäste werden geschält, in kurze Stücke geschnitten (das Holundermark herausgenommen) und als Kreuzchen auf drei Weidenruten gesteckt und an die Spitze der oben zusammenlaufenden Weidenruten ein Buchsbaumzweig befestigt Die Palmen werden mit viel Eifer und Ausdauer zusammengestellt und am Sonntagmorgen vor der Messe in die Kirche getragen. Wer den seinen zuletzt dorthin bringt, ist der „Palmenesel". Nach der Messe, wo die Palmen geweiht werden. bringt man sie wieder nach Hause. Einige Zweige vom Palmen kommen in den Herrgottswinkel der Stube, einige in den Stall, einige auf die Bühne. Sie sollen vor Unheil und Gefahr schützen. Redensart: „Dea'r ka' älls als koane Palma weiha!" Ostern nichts Besonderes. Nestchen machen im Garten.

1. April. In den April schicken. Beim Gelingen sagt man zu dem andern: „Aprilakuah, mach' d' Auga zua!"

1. Mai. Noch heute: Tännchen mit Bändern und bunten Taschentüchern geschmückt aufs Hausdach der Liebsten. Sonst der übliche Unfug.

Pfingsten. Früher „Pfingsthagen", jetzt im Aussterben begriffen. Vermummung mit Stroh und grünem Laub. Der Pfingsthagen wird dann von Haus zu Haus geführt und spricht: „Dr Pfingsthaga hät Hunger, er frißt Eier und weiß Geld (Nikkel)". Wurde vor 10 Jahren zum letzenmal herumgeführt.

Mariä Himmelfahrt. (15. VIII.) Weihbuschel (wibuschl f.) in der Kirche geweiht (besteht aus allerlei Getreide, Blumen, Kräutern). Kirchweih: Kuchen, Hammellauf (neu), Tanz. Gallustag (16. X.): was noch auf den Bäumen ist, darf man holen (galla" oder „speagla"). Kann je nach Witterung nicht alljährlich eingehalten werden, z. B. wurden 1954 noch am 6. Dezember Zwetschgen geerntet.

Nikolaustag: Jetzt noch: Am Vorabend geht man „ge' klausa", besucht Kinder und bringt ihnen Äpfel, Nüsse, Hutzeln usw. — Kinder stellen in der Nacht einen Teller auf; am Morgen finden sie darin eine Bescherung, worunter auch ein „Haudelmann" sich findet, eine gebackene menschl. Figur. Kinder singen: „Sankti Klaus Butterfledla, la mer auh drei Äpfel liega!" Barbaratag (4. XII.): Barbarazweige von einem Kirschbaum werden in die Stube geholt, damit sie an Weihnachten blühen sollen (Salz ins Wasser!). — Weihnachten: Nachts auch Teller aufgestellt für die Bescherung. Man bekommt Brezeln, welche früher kleiner waren als heute, besonders von den Taufpaten. — Am 25. XII. um 6.00 Uhr Mette. Um 4 Uhr wird die „Schrecke" geläutet, um die Leute aufzuwecken. Während des Schreckeläutens unbeschrien die Bäume schütteln und das Vieh füttern: Fruchtbarkeitszauber. Heilige Nacht ist eine Losnacht: 12 Zwiebelschalen werden aufgestellt. Ebenso sind die 12 Tage bis zum 6. Januar „Lostage".

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds" der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Freitag, 30. September 1960 | Nummer 9

Von den Quellen zur Heimatgeschichte des Balinger Gebiets

Von Dr. Wilhelm Foth

Monat um Monat erscheinen in den Heimatkundlichen Blättern geschichtliche Abhandlungen über unser Gebiet. Manchem Leser ist vielleicht dabei schon die Frage aufgestiegen: Woher wissen denn das alles die Verfasser? — Sicher findet man manches in gedruckten Geschichtsdarstellungen, etwa den Oberamtsbeschreibungen oder einzelnen Heimatbüchern und Ortschroniken. Letztlich aber fußen alle diese Darstellungen auf geschichtlichen „Quellen", d.h. unmittelbaren Zeugnissen. Diese Quellen zu kennen, sie lesen zu können, was wegen der altertümlichen Schrift oft garnicht einfach ist, und sie richtig auslegen, d. h. verstehen zu können, ist für jeden Heimatforscher unentbehrlich notwendig. Die folgende Abhandlung möchte sich deshalb einmal mit den wichtigsten Quellen zur Geschichte unserer engeren Heimat beschäftigen, wobei natürlich eine auch nur annähernde Vollständigkeit nicht angestrebt werden kann.

Die Urkunden zur mittelalterlichen Geschichte

Die ersten schriftlichen Nachrichten über unser Gebiet stammen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wir verdanken sie den Mönchen des Klosters St. Gallen, die ihre Originalurkunden in ihren Archiven gut über die Jahrhunderte aufbewahrt haben. Heute sind alle diese Urkunden im gedruckten Urkundenbuch der Abtei St. Gallen oder im Wirtenbergischen Urkundenbuch bequem zugänglich; sie können in jeder großen Bibliothek eingesehen werden. Diese Urkunden betreffen jedoch meist nur grundherrliche Fragen und lassen viel von dem, was „Staat", Gemeinde und Kirche betrifft, im Dunkeln. Trotzdem sind sie aber natürlich von unschätzbarem Wert.

Über die ersten Erwerbungen des Klosters Reichenau berichten uns leider keine Originalurkunden mehr, sondern nur die Chronik des Gallus Öhem, die im Anfang des 16. Jahrhunderts auf Grund von Reichenauer Originalurkunden, die inzwischen verloren gegangen sind, entstanden ist. Leider sind die Ortsnamen in dieser Chronik stark verderbt, so daß sich über sie wohl niemals vollkommene Klarheit gewinnen lassen wird. Auch diese Chronik ist im Wirtenbergischen Urkundenbuch veröffentlicht.

Von großer Wichtigkeit ist die Aufzeichnung über die ersten Erwerbungen des Klosters St. Gallen, die sogen. Notitia fundationis, die in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1858 veröffentlicht ist. Sie wurde im 17. Jahrhundert nach heute verlorenen Originalen angelegt und enthält wertvolle Nachrichten besonders über Dürrwangen und den bei Ebingen abgegangenen Ort Ehestetten.

Seit dem 12. und 13. Jahrhundert schwillt der Strom der Urkunden mächtig an, wobei das Übergewicht der bis dahin rein klösterlichen Überlieferung immer mehr zurücktritt gegenüber den immer zahlreicher werdenden Urkunden weltlicher Herren. Fast alle unser Gebiet betreffenden Urkunden bis zum Jahre 1300 sind im Wirtenbergischen Urkundenbuch veröffentlicht. Für die folgende Zeit fehlt jedoch leider eine ähnlich zuverlässige Quellenpublikation. Einen teilweisen Ersatz bieten einige nach dynastischen Gesichtspunkten angelegte Urkundenbücher, wie die Monumenta Zollerana, die Monumenta Hohenbergica und das Fürstenbergische Urkundenbuch; sie alle sind in großen Bibliotheken zugänglich. Die Urkunden, die von den württembergischen Beamten der Ämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld ausgefertigt wurden und die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart liegen, sind in den Württembergischen Regesten verzeichnet. (Ein Regest ist ein kurzer Urkundenauszug, der den wichtigsten Inhalt wiedergeben soll). Leider sind diese Regesten aber meist viel zu kurz und enthalten dazuhin mitunter sogar sinnentstellende Fehler. Für genauere Arbeiten sollte man deswegen die Originalurkunden im obengenannten Archiv einsehen. Für die Zeit nach 1500 — hier enden die württembergischen Regesten — bleibt keine andere Möglichkeit als die Urkunden im Stuttgarter Archiv, wo sie nach Ämtern sortiert liegen, einzusehen.

Neben diesen Urkunden der Ämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld ist in Stuttgart auch der Urkundenbestand des Klosters Margrethausen sehr ergiebig. Mit seiner Hilfe kann man nicht nur die Entwicklung des klösterlichen Güterstandes in den umliegenden Städten und Dörfern einigermaßen zuverlässig rekonstruieren, sondern er liefert auch sonstige wertvolle Nachrichten.

Übrigens enthalten in Stuttgart auch die Bestände der Klöster Alpirsbach, Kirchberg, Offenhausen, Binsdorf und St. Georgen manch wertvolle Urkunde, die unseren Raum betrifft.

Eine Fülle von Material liefert das Fürstlich-Hohenzollerische Domänearchiv in Sigmaringen, wo die Urkunden des Klosters Stetten, die sich im Bestand Hechingen befinden, lagern. Dieses Kloster hatte in der Balinger Umgebung einen sehr umfangreichen Besitz, der nur durch diese Urkunden einigermaßen sicher zu erfassen ist. Im Bestand Beuron dieses Archivs findet man auch einige wertvolle Urkunden des Klosters Wannental, das sich unter der geistlichen Obhut von Kloster Beuron befand.

Selbstverständlich bieten auch die Gemeindearchive des Balinger Gebiets manch wertvolle Urkunde. Am wichtigsten in dieser Hinsicht ist das im Balinger Stadtarchiv liegende „Balinger Vertragsbuch". Dieses wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegt und enthält die Abschriften vieler mittelalterlicher Urkunden, deren Originale zum größten Teil inzwischen verloren gegangen sind.

Zur Geschichte der kirchlichen Verhältnisse sind neben den bischöflichen Urkunden, die in den Regesten der Bischöfe von Konstanz (diese waren bekanntlich für unser Gebiet zuständig) veröffentlicht sind, vor allem eine Reihe von Steuerverzeichnissen wichtig. Der Liber decimationis von 1275 bringt nicht nur die erste Nennung der meisten Pfarreien, sondern zeigt zugleich die voll ausgebildete kirchliche Organisation, die bis in die Neuzeit bestimmend bleiben sollte. Dieses Verzeichnis ist veröffentlicht im Freiburger Diözesanarchiv von 1865. Einen Blick in die verwirrende Fülle der Pfarreien, Kaplaneien, Klöster und Klausen am Ende des Spätmittelalters erlaubt das Registrum subsidii caritativi, das, für die Konstanzer Diözese 1508 aufgestellt, in den Dekanaten Ebingen und Haigerloch, zu denen das Balinger Gebiet gehörte, schon 1485/86 zusammengestellt worden war. Es ist bequem zugänglich im Freiburger Diözesanarchiv von 1907.

Erzählende Quellen fehlen für unser Gebiet leider fast völlig. Einige wertvolle Nachrichten, vor allem für die Geschichte der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, liefert die um 1565 verfaßte Zimmersche Chronik, die ja weithin bekannt ist.

Die Lagerbücher

Wichtiger aber als alle bisher aufgezählten Quellen sind die Lagerbücher, deren Bedeutung erst der hochverdiente Landeshistoriker Viktor Ernst voll erkannt hat. Waren die Lagerbücher ursprünglich nur reine Abgabenverzeichnisse der einzelnen Herrschaften, so wurde ihr Inhalt im Laufe der Zeit immer mannigfaltiger. Während die Urkunden gleichsam blitzlichtartig nur einen einzelnen Vorgang, me ist dazu noch ziemlich zufällig, beleuchten, wobei die einen einzelnen Vorgang, meist dazu noch ganze Umgebung im tiefen Dunkel liegen bleibt, beleuchten die Lagerbücher wie ein kreisender Scheinwerfer den gesamten im Augenblick der Aufstellung herrschenden Zustand. Die Lagerbücher geben nicht nur eine umfassende Aufstellung aller grundherrschaftlichen Rechte einer bestimmten Herrschaft, sondern durch genaue Angabe der Hofgrößen, durch Beschreibung der Äcker, durch genaue Nennung der Inhaber liefern sie auch ein äußerst umfangreiches Material für wirtschafts-, siedlungs- und familiengeschichtliche Forschungen. Ihre Bedeutung rechtfertigt daher, daß sie hier etwas ausführlicher beschrieben werden.

Auch bei den Lagerbüchern waren die Klöster in der Entwicklung den weltlichen Herren weit voraus. Das erste der Güterverzeichnisse des Klosters St. Gallen, die leider alle kein Datum tragen, wurde auf Befehl Abt Heinrichs I. zwischen 1200 und 1210 angelegt. Der Rodel zeigt die Güter des Klosters mit den auf ihnen lastenden Abgaben und Frondiensten, wobei die Angaben über die Fronhöfe in Frommern und Truchtelfingen besonders wertvoll sind. Der Verfall der Fronhofsverfassung wird durch vier weitere Rodel, die der Schrift nach in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert werden, zum Teil aber wenigstens in den Vorlagen älter sind, deutlich beleuchtet. Diese St. Galler Rodel, die im Wirtenbergischen Urkundenbuch Band V veröffentlicht sind, enthalten auch Angaben über die Befugnisse des den Hof verwaltenden Maiers, über Niedergericht, Zehnten usw. und er-

möglichen uns so, uns ein Bild von der Grundherrschaft alten Stils zu machen.

Ein Rückschritt gegen die fortgeschrittenen St. Galler Lagerbücher ist das Beuroner Urbar, das wohl um das Jahr 1330 entstanden ist, während die ältesten Teile noch vom Ende des 13. Jahrhunderts stammen mögen. In den meisten Orten nennt dieses Lagerbuch die Güter mit den Abgaben, in Lautlingen jedoch nur die Parzellen, in denen die Äcker und Wiesen des Klosters liegen. Im übrigen ist die Möglichkeit, daß dieses Lagerbuch nicht ganz vollständig ist, nicht ausgeschlossen. Es ist in der Zeitschrift Alemannia Band VIII (1880) veröffentlicht und wird von Karl Ochs in seinen „Studien zur Wirtschafts- und Rechtsgeschichte des Klosters Beuron von der Gründung bis zum Jahr 1515" kritisch beleuchtet.

Bei der Fülle der Lagerbücher ist es unmöglich, jedes im einzelnen zu charakterisieren. Das ist auch schon deshalb nicht nötig, weil es sich oft nur um Einkommensverzeichnisse einer einzelnen Pfarrei oder Kaplanei handelt, die für die Ortsgeschichte mitunter eine recht wichtige Rolle spielen mögen, für eine geschichtliche Arbeit in größerem Rahmen jedoch von untergeordneter Bedeutung sind. Wer sich dafür interessiert, wird im Hauptstaatsarchiv Stuttgart sicher reiche Funde machen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an die Güterverzeichnisse der ehemaligen Heiligenvogtei Balingen, die das Kirchenvermögen der Kirchen des Amtes Balingen verwaltete. Diese Lagerbücher, die zum Teil recht interessant sind, führen in der Balinger Stadtkirche, wohl verwahrt in einem eisernen Wandschrank, ein allzu verborgenes Dasein. In den folgenden Abschnitten sollen nur die wirklich wichtigen Lagerbücher etwas ausführlicher beschrieben werden; auch sie befinden sich, soweit nicht anders verzeichnet, im Hauptstaatsarchiv Stuttgart.

Das erste Lagerbuch der Herrschaft Württemberg über das Amt Balingen stammt von 1496. Leider fehlen in ihm nicht nur das Titelblatt, sondern auch die Seiten 1—18 und 22—37. Die Anlage geschah durch Junker Hans von Karpffen, Vogt in Balingen, Cunrat Löner, Keller (d. h. Finanzverwalter) in Balingen und Heinrich Lorcher, Kanzleischreiber. In den einzelnen Orten waren die betreffenden Schultheißen, sowie die Vertreter des Gerichts und der Gemeinde anwesend; außerdem mußte jeder Zinsgeber die Höhe seiner Abgabe mündlich bestätigen. Das Lagerbuch verzeichnet, entsprechend dem, was Württemberg in den einzelnen Dörfern gehörte, Oberkeit, Herrlichkeit und Gericht, die Höhe der jährlichen Steuer und der sonstigen allgemeinen Abgaben wie Futterhaber, Fastnachtshennen usw., die von Württemberg zu Lehen rührenden Güter, ferner den Kirchensatz und die Verhältnisse beim Großzehnten. Es fehlen alle Angaben über die Kirchengüter, auch wo Württemberg das Patronat ausübte, und über die Frondienste. Eingestreute Urkundenabschriften finden sich nicht. Die Güter fremder Herrschaften sind nur mitunter indirekt verzeichnet, wenn sie in der genauen Lagebezeichnung der Äcker als Anstößer genannt werden oder wenn sie an Württemberg Vogtabgaben leisten.

Dieses Lagerbuch blieb bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein in Gebrauch und wurde im Jahre 1560 durch ein neues ersetzt. Dieses wurde auf Befehl Herzog Christophs von Württemberg vom geschworenen Renovator Benedict Krafft in Zusammenarbeit mit dem Balinger Keller Sebastian Egen angelegt. Dieses Urbar ist zweibändig: Im ersten Band sind die „unteren", im zweiten die „oberen" Balinger Amtsflecken" verzeichnet. Die Ausführung ist also bedeutend umfangreicher als die von 1496; was dort nur angedeutet war, wird hier breit ausgeführt, so daß sich aus den zahlreichen Einzelheiten ein abgerundetes Bild gewinnen läßt. Zu den schon im erstgenannten Lagerbuch verzeichneten Abgaben treten eine Reihe neuer, wie z. B. Zoll- und Überreiterkorn hinzu, sei es, daß diese erst nach 1496 eingeführt wurden, sei es, daß sie dort gefehlt hatten. Bei manchen Lehengütern wird angegeben, wie sie erworben wurden, wobei allerdings meist nur der Anfang einer Urkunde zitiert wird, während Abschriften ganzer Urkunden einen seltenen Ausnahmefall darstellen. Mit der ausführlichen Beschreibung der Eigengüter der Herrschaft Württemberg geht die der Frondienste, die die Untertanen an ihnen zu leisten hatten, Hand in Hand. Angaben über die kirchlichen Verhältnisse, auch über die Kirchensätze, fehlen; nur die Zehntverhältnisse sind, soweit Württemberg an ihnen teilhatte, eingehend dargelegt. Güter fremder Herrschaften können auch hier nur indirekt festgestellt werden. In einem Anhang zum zweiten Band sind die Güter der Herrschaft Württemberg verzeichnet, die im Jahre 1562 dem Kloster Stein abgekauft wurden. So ist dieses Lagerbuch mit seinem wohlgeordneten Aufbau und der Fülle seiner Angaben eine kaum zu überschätzende historische Quelle.

Noch ausführlicher ist das Lagerbuch der Herrschaft Württemberg über Balingen und Heselwangen, das 1688 angelegt wurde. Eine Abschrift befindet sich übrigens im Balinger Stadtarchiv. Dieses Lagerbuch ist eine schier unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedensten Probleme, nur ist seine Auswertung schon allein wegen des äußeren Umfangs recht zeitraubend.

Über das Amt Ebingen, das nur die Stadt selbst umfaßte, liegt ein weltliches Lagerbuch vom Jahre 1561 vor, das ebenfalls von Renovator Benedict Krafft angelegt wurde. Da es in Aufbau und Ausführung vollkommen dem aus dem Jahr 1560 über das Amt Balingen entspricht, erübrigt sich hier eine nähere Charakterisierung.

In der Zeit vor der Reformation gab es nur Güterverzeichnisse einzelner Pfarreien und Kaplaneien, die, meist unsystematisch angelegt, nur von untergeordneter Bedeutung sind. Das erste Gesamtverzeichnis aller Pfarreien und Kaplaneien des Amtes Balingen stammt vom Jahr 1543, als die Herrschaft Württemberg zur Verwaltung des Kirchengutes einen Geistlichen Verwalter einsetzte, der in der Amtsstadt seinen Sitz hatte. Die Anlage dieses Urbars erfolgte auf Befehls Herzogs Ulrichs durch den Balinger Obervogt Hans Caspar von Anweil und den Keller Sebastian Egen, die ihrerseits den Ebinger Stadtschreiber Johann Briegel mit dieser Aufgabe betrauten.

Dieses Lagerbuch verzeichnet bei jeder Pfarrei oder Kaplanei den Collator, ferner deren eigene Güter den Widumhof, die zu vergebenden Lehengüter, die verschiedenen Hellerzinse und die Zehntverhältnisse. Bei jeder Pfarrei usw. werden auch sogleich die Güter aufgeführt, die ihr in anderen Ortschaften gehörten. Wertvoll ist dieses Urbar vor allem dadurch, daß es noch weitgehend die Verhältnisse aus der Zeit vor der Reformation widerspiegelt: So werden die kirchlichen Filialen bzw., wenn diese inzwischen selbständig geworden sind, die zu zahlenden Separationszinsen genannt. Die Kaplaneien werden, auch wenn sie seit der Reformation nicht mehr besetzt wurden, immer noch als eigene Güterkomplexe behandelt.

Während das Lagerbuch von 1543 nur einen Band umfaßt, ist das vom Jahre 1565, das von Lucas Feickhelman aus Nürtingen angelegt wurde, auf sechs sehr dicke angeschwollen, wobei freilich der Zunahme des äußeren Umfangs nicht auch eine gleich große des inneren Gehalts entspricht, werden doch viele, zum Teil seitenlange Formeln unzählige Male monoton wiederholt. Trotzdem sind auch hier die vielen Einzelangaben von hohem Wert und durch die genaue Beschreibung der Äcker und Zehntverhältnisse ist dieses Urbar nicht nur für die kirchlichen Verhältnisse eine wertvolle Quelle.

Das erste Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Ebingen stammt etwa vom Jahre 1535. Es hat an einigen Stellen durch Wasserschaden sehr stark gelitten. Umso wichtiger ist daher das Lagerbuch von 1564, das im Aufbau völlig dem Balinger von 1565 entspricht.

An der Grundherrschaft hatten im Balinger Gebiet auch eine ganze Reihe von Klöstern teil, von denen, soweit sie im 16. Jahrhundert noch begütert waren, meist ebenfalls Lagerbücher erhalten sind.

Die Güter des Klösterleins Wannental wurden erstmals 1544 aufgenommen. Sie wurden von diesem Zeitpunkt an in die Geistliche Verwaltung gezogen und erscheinen in deren Lagerbuch von 1564.

Das erste Gesamtlagerbuch des Klosters Margrethausen wurde erst im Jahre 1658 angelegt. Über die meisten Orte liegen jedoch schon ältere Güterverzeichnisse vor, die sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart befinden.

Das Kloster Alpirsbach war im Balinger Gebiet am Ende des Spätmittelalters so begütert, daß es in der Amtsstadt eine eigene Pflege einrichtete. Über seinen Güterstand geben die Gesamtlagerbücher des Klosters aus den Jahren 1460 und 1488, beide im Stuttgarter Archiv, erstmalig Auskunft. Sie enthalten neben einer Beschreibung der Klostergüter und ihrer Abgaben besonders auch wertvolle Einzelheiten über die Verleihung und die Gerichtsverhältnisse des Selhofes in Engstlatt. Lagerbücher der Alpirsbacher Pflege Balingen liegen aus den Jahren 1527 und 1564 vor.

Über die Rechte und Güter des Klosters Beuron in den Ämtern Balingen und Ebingen unterrichtet uns neben dem schon erwähnten Urbar vom Beginn des 14. Jahrhunderts ein im Jahre 1583 vom Balinger Stadtschreiber angelegtes Lagerbuch. Der Güterstand des Klosters St. Georgen ist in einem Lagerbuch der Leidringer Pflege dieses Klosters aufgezeichnet; dieses wurde im Jahre 1491 angelegt, ist aber nur in einer Abschrift vom Jahre 1673 erhalten.

Die Johanniterkommende Hemmendorf hatte ihre Güter in Lagerbüchern von 1531 und 1606 verzeichnet.

Diese Aufzählung der wichtigsten Lagerbücher zeigt zugleich auch die Lücken, die in unserer Überlieferung klaffen. So fehlt ein Urbar des Klosters Stetten über seine recht umfangreichen Güter im Balinger Gebiet, die deshalb nur mühsam mit Hilfe der Urkunden dieses Klosters und der Lagerbücher anderer Herrschaften, in denen sie aus irgendwelchen Gründen genannt werden, erschlossen werden müssen.

Lagerbücher außerwürttembergischer, weltlicher Herrschaften über deren Rechte im Balinger Gebiet fehlen fast völlig; eine Ausnahme ist lediglich das Bickelsbergische Lagerbuch der Grafschaft Zollern von 1435, veröffentlicht in den Arbeiten zur Hohenzollerischen Landeskunde, Heft 1, das für unser Gebiet jedoch keine zollerischen Lehengüter, sondern nur Leibeigene aufführt.

Über die reichsritterschaftlichen Dörfer Lautlingen und Margrethausen ist nicht nur die urkundliche Überlieferung sehr dünn, sondern fehlen auch Lagerbücher völlig.

Nicht mehr zu den eigentlichen Lagerbüchern gehören die Steuerlisten von 1525 und 1542, die sich im Bestand Steuerwesen des Hauptstaatsarchives Stuttgart befinden, geben einen Einblick in die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Gemeinden. Sie verzeichnen nicht nur den Wert der Häuser und die Höhe des sonstigen Kapitals, sondern enthalten auch eine summa- und Werkstätten, die Äcker, Wiesen und

Wälder mit ihrem Schätzwert aufgeführt. rische Aufstellung der Einkommen der Klöster und Klausen.

Die Akten der nachreformatorischen Zeit

Je näher wir der Gegenwart kommen, desto stärker fließt, wie wir schon bei den Lagerbüchern gesehen haben, der Strom der Quellen. Die Macht des Staates dehnt sich in der Zeit des Absolutismus aus, die Zahl der Beamten wächst, die Schreibfreudigkeit wird größer. Über viele Dinge, um die sich früher kaum jemand gekümmert hat, wird nun ein langer Schriftwechsel geführt, werden Protokolle und Statistiken verfaßt. Viele von diesen Akten sind erhalten geblieben und geben uns heute eine eingehende Kenntnis von der damaligen Zeit. Einige der Hauptarten dieser Akten seien hier genannt und kurz skizziert; eine Vollständigkeit kann hier natürlich noch weniger als in den vorhergehenden Kapiteln angestrebt werden.

Die Musterungslisten für das allgemeine Landesaufgebot liegen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Die älteste dieser Listen über das Amt Balingen stammt von 1521, die jüngste von 1603. Diese Verzeichnisse geben uns eine Aufstellung der wehrfähigen Männer in den einzelnen Dörfern, zeigen uns Bewaffnung und Gliederung der damaligen Truppen. Da die Männer fast immer namentlich genannt sind, sind diese Listen vor allem auch für Familiengeschichtliche Forschungen recht interessant.

Von noch weit größerem Wert sind die Kirchenvisitationsakten, die im Staatsarchiv Ludwigsburg liegen. Für die Stadt Balingen beginnen sie 1601 und reichen bis 1811; in den anderen altwürttembergischen Orten ist es ähnlich. Es handelt sich dabei um Protokolle, die im Abstand von wenigen Jahren, später jährlich abgefaßt wurden. Sie berichten keineswegs nur über das kirchliche Leben im engeren Sinn, sondern geben einen Überblick über das gesamte Gemeindeleben. So finden wir dort die genauen Einwohnerzahlen, getrennt nach Erwachsenen und Kindern unter 14 Jahren, die Zahl der jährlichen Geburten und Sterbefälle und Angaben über die konfessionelle Angehörigkeit der Bürger, so weit sie nicht, was die Regel war, Protestanten waren. Wir erhalten ferner genaue Angaben über die Schule, die Zahl der Lehrer, der Schüler und der Klassen, über den Lernstoff, die Schulbücher, das Schulgeld. Diese Akten geben uns auch Auskunft über den Bauzustand der Kirchen und der Spitäler, über das gottesdienstliche Leben und den sittlichen Zustand.

Sehr interessant sind auch die Vogtruggerichtsprotokolle der einzelnen Gemeinden; sie beginnen im allgemeinen im Laufe des 17. Jahrhunderts und endigen etwa um 1800. Sie befinden sich ebenfalls im Staatsarchiv Ludwigsburg. Bei den Vogtruggerichten handelte es sich um eine Art Gemeindeinspektion, zu der sich auch alle Bürger versammeln mußten. Dabei wurden alle Gemeindeehrenämter neu besetzt, von deren Zahl wir uns überhaupt keine Vorstellung mehr machen können. Klagen und Anregungen des Oberamtmanns und die einzelner Bürger sind hier verzeichnet, angefangen beim Feuerlöschwesen bis zum Tumult, der in der Kirche auf der Orgel getrieben wurde! Vor allem für ortsgeschichtliche Forschungen steht in diesen Akten ein reichhaltiges Material zur Verfügung.

Von größtem Interesse sind die im Ludwigsburger Staatsarchiv liegenden Steuereinschätzungsakten. Dort finden wir zunächst einmal Tabellen, aus denen die Schäden, die der 30jährige Krieg angerichtet hat, abzulesen sind. Dann finden wir dort aber auch Aufstellungen zur Steuererhebung für die einzelnen altwürttembergischen Orte. So sind alle Häuser, Scheunen Die Handwerker werden einzeln genannt mitsamt ihrem Umsatz; die Wirtschaften werden natürlich nicht vergessen. Da mehrere solcher Listen vorliegen, bieten sie treffliches Material für Wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten.

In diesem Zusammenhang kann auch auf die Bestände der sog. Kommerziendeputation — wir würden heute Wirtschaftsministerium sagen — hingewiesen werden, die sich ebenfalls in Ludwigsburg befinden. Die Akten geben Aufschluß über die beginnende Industrialisierung im 18. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden, dem Zug der Zeit folgend, die Lehensverhältnisse, Mühlbannrechte usw. aufgehoben. Die Akten, die uns darüber Auskunft geben, befinden sich ebenfalls in Ludwigsburg.

Neben den hier genannten Akten gibt es natürlich noch eine Fülle sonstigen Archivmaterials, das für Einzelfragen wichtig und reizvoll ist. So lagern z. B. in Ludwigsburg Auswanderungsakten, Akten über die Besoldung der Geistlichen und der Lehrer, unendlich lange Briefwechsel über Steuerrückstände usw. Auch das Balinger Stadtarchiv, ebenso wie die Gemeindearchive, bieten viel Material für die Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte, z. B. Gemeinderatsprotokolle, Kirchenkonventsprotokolle, Akten über Nachlaßreglungen usw.

Dies alles hier zu nennen, würde viel zu weit führen, denn das Material geht, wie schon gesagt, ungeheuer in die Breite. Das ist aber nicht nur ein Vorteil, sondern ebenso sicher ein Nachteil: Das Durcharbeiten aller dieser Akten ist schon aus Zeitgründen fast unmöglich. Wer aber etwas Spürsinn und Glück hat, das Wichtige und Interessante herauszufinden, der wird für seine Mühe reich belohnt, meist zwar nicht durch die Entdeckung umstürzender Neuigkeiten, aber durch manchen schönen Stein, der das Mosaik unserer Heimatgeschichte wertvoll ergänzt.

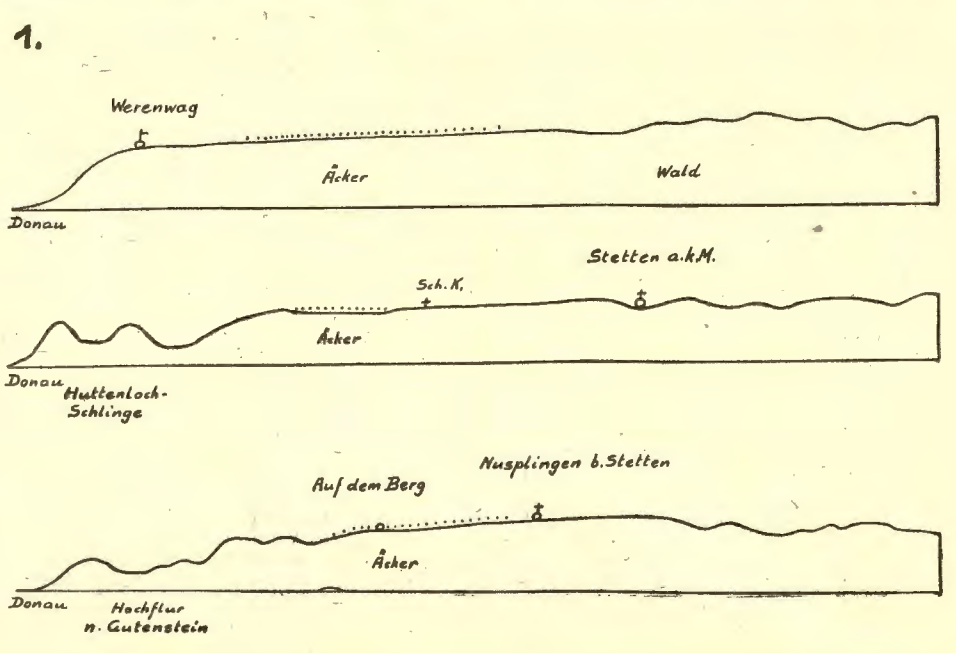
Unsere Donau während der Tertiärzeit

Von Hans Müller

Die diluviale Donau, deren Alter wir mit Jahrhunderttausenden ansetzen, ist der heutigen Donau noch recht ähnlich. Wenn sie auch streckenweise nicht ganz den Weg wie jetzt eingeschlagen hat, so hatte sie doch nahezu dieselbe Höhenlage, ja sie hat sich oberhalb Sigmaringen sogar ein wenig erhöht und diese Aufschotterung bis auf den heutigen Tag nicht wieder abgetragen. Im Diluvium wurde die Alb so gründlich durchsägt, daß nun das Gefäll in dem romantischen Albdurchbruch so gering ist — nicht einmal 40 m — daß in nassen Monaten die Aufstauung bei Sigmaringen bis hinauf nach Mühlheim a. D. zu Überschwemmungen der Talaue führt.

Ganz anders liegen die Dinge bei der tertiären Donau, für deren Alter wir mit Jahrmillionen rechnen müssen. Sie floß rund 200 m höher als in unsrer Zeit, fast durchweg nördlich der jetzigen Donau, also noch auf der Alb und war viel wasserreicher. Ihr Aufsuchen im Gelände ist wesentlich schwieriger. Ihre Talhänge, die immerhin rund 100 m hoch die Talaue begrenzten, sind verschwunden. Die alte Talsohle ist dadurch herausgehoben worden und durch die Seitentäler der Donau derartig zerfressen, daß sie nur noch in kleinen Bruchstücken mühevoll erkannt werden kann. Es ist zur Zeit noch unmöglich, den Gesamtverlauf der tertiären Donau in eine Karte einzuzeichnen. Dennoch ist die Arbeit ihrer Erforschung ungemein reizvoll. Zunächst zeichnen sich die Reste des alten Donau-Verlaufs dadurch aus, daß sie auffallend ebene, landwirtschaftlich genützte Flächen im Anschluß an die sonst so buckelhafte Alb bilden. Das fällt im Freien schon auf und wird durch Profile (Schnitte durch die Landschaft) noch deutlicher. Aber Verebnungen können auch andre Ursachen haben: Sie können durch besonders weichen Untergrund, etwa durch den obersten Weißjura oder tertiären Juranagelfluh-Lehm zustandekommen.

Wir müssen uns schon bücken und den Grund und Boden genauer untersuchen. Da finden wir etwas Erstaunliches: Sehr harte, rundgerollte Gesteine (Quarzkiesel, Phyllite, Radiolarite, seltener Gneis oder Granit und ganz selten einen Sandstein) die doch auf der Alb absolut „nichts verloren haben". Sie können nur von einem Fluß hierhergerollt worden sein. Zwar fehlt auch der Kalk nicht, denn er bildet ja die Unterlage, aber weithin sind diese Gerölle in einen grauen Lehm eingebettet, der die Grundlage der ackerbaulichen Benützung abgibt (der Wald setzt prompt da ein, wo Kalkriffe wieder von unten durchspießen) und als die alte Talaue angesehen werden darf. An manchen Stellen vermeint man sogar einen kleinen Umlaufberg zu erkennen oder die An-



lehnung einer Flußschlinge an einen Hang. Aber das ist alles während der Jahrmillionen sehr verwaschen worden. Doch bevor wir Schlüsse ziehen, sehen wir uns das erst einmal in der Nähe an! Wir gehen von Schwenningen/Heuberg auf geradem Wege zur Burg Werenwag hinüber. Zunächst zieht sich in weitem Rund eine Riffregion (bewaldet!), so daß wir leicht ansteigen müssen. Dann senkt sich der Weg fast unmerklich zu weiten Ackerfluren auf fürstenbergischem Gebiet, in denen einzelne Bauminseln stehen geblieben sind. Es sind keine Lesesteinhaufen, denn die meist kleinen Gerölle läßt man auf den Äckern liegen, weil sie mehr nützen als schaden. Die Bauminseln sind wohl Schattenplätze („Stellen") für das Vieh aus einer Zeit, als da noch überwiegend Viehzucht betrieben wurde. Die Gerölle aber sind neben Kalksteinen die vorher erwähnten harten Kieselgesteine, Tongesteine und Silikate der Urdonau. Sie liegen in der Mitte am dichtesten und nehmen nach den umgebenden Waldrändern zu ab. Außerdem halten sie sich an eine bestimmte Höhe, nämlich 810 bis 820 m (die Donau fließt im Tal bei 600 m) und setzen sofort aus, wenn es tiefer hinab oder auch höher hinauf geht. Durch Auslaugen des Kalkbodens unter ihnen können sie auch nachträglich etwas gesunken sein, auch rutschen sie an den Hängen zutal, aber dann nimmt ihre Anzahl auf den qm sofort rasch ab. Hier haben wir also die älteste Donau an einem Zipfel erwischt! Man muß geradezu auf landschaftlich „nichtssagende" Stellen achten, wenn man etwas vom Erregendsten in unsrer Umgebung finden und erforschen will. — Dies wiederholt sich in ganz entsprechender Weise südwestlich von Stetten a. k. M. hinter dem Flurteil Scherers Kreuz, diesmal in 780 m Höhe, nur ist hier die Verebnung schon zu sehr gestört und infolgedessen die Stelle schwerer zu finden. Umso schöner kommt die Ebenheit zum Ausdruck südlich dem kleinen Ort Nusplingen bei Stetten an dem Einzelhof „Auf dem Berg" und bei der Antonius-Buche, diesmal nur noch etwa 760 Meter hoch. Hier handelt es sich wieder um eine Schotterflur von mehreren qmk! Spuren finden sich auch östlich des Teileinschnittes. Dann tritt eine Unterbrechung ein, denn die Schmiecha mit ihren Seitentälern hat schon zuviel von der ehemaligen Hochflur beiseitegeschafft. — Aber jenseits stoßen wir wieder auf ausgedehnte Schotterfluren beim Großwieshof, jetzt nur noch in etwa 740 m Höhe. Alle diese Punkte sind von uns aus leicht zu erreichen und zu untersuchen. Daß sie insgesamt einem deutlichen Gefälle folgen, springt in die Augen. Dieses ist auffallend stark, muß aber aus oben erwähntem Grund nicht genau das Gefäll der Urdonau sein. Daß es sich nicht um eine Zufallserscheinung auf unsrer Südwestalb handelt, sei an einigen weiteren Beobachtungen dargetan, die man auch aus guten geologischen Karten ablesen kann: Die gleichen Geröllfunde wurden schon an der Wutach gemacht, die einst die obere Donau war. Auf dem Eichberg bei Blumenberg ist eine solche Stelle in 914 m Höhe. Dann südlich und NO Geisingen, 909 Meter, wiederum am Möhringer Berg, nördlich Tuttlingen—Ludwigstal, südlich Unterglashütte und anschließend an „unsre Funde" (sie stehen noch nicht alle auf geologischen Karten) NW Hornstein, bei Billafingen, weiterhin bei Pflummern, oberhalb Zwiefaltendorf (der Emerberg), bei Hausen ob Urspring, oberhalb Blaubeuren (sie rutschen vereinzelt bis in den Ort hinunter), bei Sonderbuch und Arnegg in großer Fläche, nördlich Ulm und so fort ins Bayrische hinein. Sie sind schon alle abgewandert worden, so z. B. auch von dem im Kreis durch seine früheren Exkursionen bekannten Dr. Eisenstuck.

Gerölle sind im Wasser wandernde Steine. Sind sie klein, so haben sie normalerweise einen weiten Weg zurückgelegt. Durch einen Vergleich mit irgendwo noch „anstehenden" Gesteinen kann man auf ihre Heimat schließen. Es war zunächst der Schwarzwald. Daß so wenig Sandstein und auch nicht viel Gneis auf der Alb „angekommen" sind, muß uns nicht wundern, sie sind unterwegs zerrieben worden. Die Urdonau kam also vom Schwarzwald, und zwar vom Feldberg, das läßt sich wissenschaftlich „erhärten". Aber nun achten wir noch auf eine Kleinigkeit. Zwischen den harten Geröllen finden wir auch „gequälte Gesteine", das sind meist dunkle mit Kreuz- und Queradern aus Quarz. Sie sehen hübsch aus. Die Kinder greifen danach. Sie sind auch nett als Briefbeschwerer. Aber sie haben noch mehr in sich. Nämlich sie stupfen uns mit der Nase darauf, daß wir sie als Abkömmlinge der Alpen betrachten sollen! Dort war ja zur Tertiärzeit die Auffaltung dieses mächtigen Gebirges im Gange, mit vielem Schieben, Heben, Wälzen und Bersten der Gesteinsdecke. Quarzkriställchen haben die Risse zum Teil wieder „ausgeheilt". Teile solcher gequälter Gesteine sind nun bei uns gelandet — aus den Alpen! Die Wissenschaft, die ja noch wesentlich genauere Mittel und Möglichkeiten hat als der bloße Betrachter, weiß sogar, aus welchen Teilen der Alpen. Und so kann behauptet werden, daß der Alpenrhein, die Aare und sogar die oberste Rhone Nebenflüsse der Urdonau gewesen sind, als es noch kein Bodenseebecken gab. Das war in der Tertiärzeit. Sie hat 60 Millionen Jahre gedauert. Das ist aber für unsre Betrachtung eine zu lange und daher ungenaue Zeitangabe. Wir möchten die Zeit der einst auf der Alb fließenden Donau näher eingrenzen.

Dabei helfen uns die sogenannten Grabenbrüche. Wie oft haben wir schon das Wort Zollerngraben gehört, ohne jemals einen Graben quer über die Alb gesehen zu haben. Wir müssen ihn einmal gründlich in Angriff nehmen, was sich natürlich mit wenigen Worten nicht machen läßt. Darum begnügen wir uns in diesem Zusammenhang besser mit einem Grabenbruch, den man als solchen tatsächlich sieht. Es ist der von uns schon einmal be- und untersuchte Lauchertgraben, das Tal der mittleren Lauchert zusammen mit beiderseits parallel laufenden Seitentälern und all das insgesamt niedriger liegend als die Albtafel. Wir standen damals im sogenannten tertiären Lauchert-Trockental zwischen Jungnau und Blättringen und stellten fest: Hoch über unsern Köpfen floß die Urdonau hinüber nach Hochberg. Sie muß also älter sein als der Lauchertgraben. Nun teilt man die Tertiärzeit in fünf Epochen, deren letzte Pliozän heißt. Erst im späteren Pliozän brach der Lauchertgraben ein. Somit könnte die entdeckte Urdonau ins ältere Pliozän gehören. Viel älter kann sie in dieser Form nicht sein, denn im vorhergehenden, sogenannten Miozän brandete noch das Burdigalmeer an die Küsten von Stetten, Winterlingen, Harthausen und so fort. Es handelt sich somit genauer um die altpliozäne Donau, aber das war immerhin schon vor einer ganzen Reihe von Jahrmillionen.

Diese altpliozäne Donau hatte auch Nebenflüsse, die wir nicht vergessen dürfen. Sie liegen heute genau so trocken wie das alte Donaubett, das wir so mühsam zusammenstückeln, denn die Alb hat sich gehoben, ist nach SO abfallend gekippt worden und der Karstwasserspiegel hat sich auf den heute so niedriggelegenen Donauwasserspiegel eingespielt. Sozusagen ist die altpliozäne Donau auf der schrägen Albtafel hinabgerutscht. Schon im Jungpliozän war sie an der Huttenloch-Schlinge nach Professor G. Wagner nur noch 90 m über dem jetzigen Stand. Von unten herauf nagt sie nun die Albtafel kräftig an. Es gibt eine ganze Serie tiefer Nebentäler, die bei gelegentlichen stärkeren Niederschlägen weiter ausgefräst werden und sich weiter hinauffressen. Alle gehen sie dann oben in sehr flache, „belanglose" Trockentäler über, die sich bis nach Ebingen verfolgen lassen, wo sie vom Tal der Schmiecha und des Riedbachs (Urschmiecha) geköpft worden sind (Kühbuchen, Sandgrube, Höllschtal). Näheres darüber kann man in der „Heimatbeilage" Jahrgang IV S. 157, 162, 168 nachlesen.

Ein bedeutender norddeutscher Geologieprofessor, Robert Brinkmann, hat in seinem die ganze Erde umfassenden Buch festgestellt, daß auf der Schwäbischen Alb wie kaum sonst irgendwo das tertiäre Landschaftsrelief fast unverändert erhalten ist. Das kommt daher, daß infolge der Verkarstung kaum fließendes Wasser noch Veränderungen hervorruft. Wir sind also beim Studium der Landschaftsformen hier in einer ganz besonders glücklichen Lage, und das wollen wir ausnützen.

2.

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Samstag, 29. Oktober 1960 | Nummer 10

Was man früher von den Ebingern hielt

Von Dr. Walter Stettner

In Berichten von Amtspersonen und besonders von Pfarrern ist uns eine große Anzahl von Urteilen über die Ebinger erhalten. Ein einzelnes solches Urteil bedeutet an sich nicht viel, es könnte ein Ergebnis von allen möglichen Zufälligkeiten sein; wenn aber gewisse Dinge in solchen Urteilen immer wiederkehren, so müssen sie doch die Ebinger kennzeichnen. Man könnte sich wundern, daß es so etwas wie den Ebinger als einen besonders geprägten Menschen gibt, und man könnte warnend auf Fehlurteile etwa über den (lieben oder bösen) Deutschen, über den Russen, über den Juden hinweisen. Aber ohne Zweifel haben Landschaft und Geschichte, hat das enge Zusammenleben in einer kleinen Stadt, in der vielleicht ein Dutzend miteinander verschwägerter Familien Jahrhundertelang die Geschicke bestimmten, eine gewisse Einheitlichkeit des Denkens und Fühlens, des Betens und Arbeitens herbeigeführt. Die Bewohner dieser Stadt konnten ja nicht wie wir ihr Leben nach ihrem persönlichen Belieben einrichten, sie waren in vielfacher Hinsicht, durch Sitte und Brauch, durch Obrigkeit, Kirche und Zunft gebunden und festgelegt; sie wurden von dieser Stadt in viel höherem Maß als wir Heutigen in Pflicht und Anspruch genommen und damit geprägt. Neuzuziehende mußten sich dem Lebensstil, den sie vorfanden, anpassen, oder sie konnten sich gar nicht halten, und so wurden auch sie bald von der Art der Ebinger aufgesogen. Dieser Prozeß setzt sich ja bis zum heutigen Tag fort, obwohl die Prägekraft der Stadt nachgelassen hat und obwohl die Zahl der Neuzugezogenen noch nie so hoch war wie in den letzten zehn oder zwölf Jahren. Aber man braucht sich nur einmal erzählen zu lassen, wie in anderen Gegenden der Tag, die Woche und das Jahr abliefen und welch anderen Rhythmus die moderne Industriestadt auch diesen Leuten aus dem Osten abnötigt.

Die meisten der folgenden Beurteilungen stammen von den hiesigen Pfarrern. Diese waren zu solchen Beurteilungen verpflichtet aber auch gut geeignet, da sie einerseits rasch enge Fühlung mit allen Kreisen der Bevölkerung bekamen, andererseits von außen, von anderen Orten des alten Württembergs kamen und deshalb Vergleiche ziehen konnten. Kein Wunder, daß ihnen die Eigenheiten der Ebinger stärker ins Auge fielen als den Einheimischen. Von den Pfarrern des 19. Jahrhunderts sind uns durchweg eine ganze Anzahl, bis zu sieben solcher Berichte überkommen. Sie habe ich dann jeweils zu einem Urteil zusammengezogen; überwiegend habe ich mich dabei an die Berichte aus den späteren Amtsjahren gehalten, in denen sich die Erfahrung eines ganzen oder gar zweier Jahrzehnte niedergeschlagen hat.

Daß die Berichte aus alter und neuer Zeit nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten herauskehren, liegt nicht an der Böswilligkeit der Beurteiler, sondern an der menschlichen Natur, in der Gutes und Böses sich mischen. Gerade das aber bürgt für die Echtheit der Urteile. Mag das eine oder andere Urteil für den oder jenen ein Ärgernis bedeuten, so steht ihm frei, sich die guten Seiten der Ebinger zum Vorbild zu nehmen. Jedenfalls aber glaube ich, daß es manchem Ebinger Vergnügen bereiten wird, sein Wesen im Urteil der Vergangenheit gespiegelt zu sehen.

1581: Das Gotteslästern, Voll- und Zutrinken ist bei ihnen allgemein. Der Dekan soll erklären, wie es diesorts damit steht, denn letztes Jahr haben sich die Ebinger deswegen hoch entschuldigt.

1585: Es will die Völlerei an diesem Ort gar gemein werden.

1586: Der Pfarrer klagt, man ziehe am Sonnntag viel über Feld den Geschäften nach, dadurch werde die Predigt versäumt, es errege auch viel Ärgernis bei den benachbarten Papisten.

1587: Man hat diesen Sommer über viele Tänze auf dem Rathaus und auf der Schießhütte gehalten und viel Jubilierens in dieser schweren Zeit gehabt. Der Pfarrer kann dagegen nichts ausrichten. Der Gottesdienst wird schlecht besucht, man läuft am Sonntag über Feld, heischt Schulden, kauft und verkauft.

1601: Es wird wohl gehauset. Sie haben einen stattlichen Vorrat an Geld und Frucht. Die Armen werden wohl verhalten. Von äußerlichen Lastern kommt nichts vor, denn daß das Gotteslästern zu Ebingen und Bitz (all)gemein ist, obwohl die Geistlichen stark dawider predigen; bei vielen ist es eine bloße rohe Gewohnheit.

1602: Sie besuchen sonntags die Predigten in einem feinen Fleiß, in der Woche weniger, da die Feldgeschäfte groß sind. Sie sind ein hart schaffendes Volk (ein hart gscheffnigs Volckh). Gotteslästern und Unzucht sind gar gemein; man achtet Unzucht und Hurerei schier nicht für Unrecht. Der Pfarrer sagt Unzucht sei so gemein in Ebingen, daß Gott vom Himmel möchte herabsehen; jedermann sehe durch die Finger und wolle nicht leiden, daß er ernstlich dawider predige.

1603: Im Spital werden etliche Kinder aus der Stadt zweimal täglich gespeist, auch sonst etliche um Gottes willen im Spital unterhalten.

1629: Bei Hochzeiten hat man seither sowohl den jungen Eheleuten als auch den Hochzeitsgästen von der Stadt aus Weinverehrungen auf den Tisch gesetzt. Das wird jetzt abgeschafft, Zehrungen und Verehrungen werden eingeschränkt (im Dreißigjährigen Krieg!).

1663: Man hat Almosen gesammelt; weil aber die Leute viel böse Reden geführt und gesagt haben, die Spitals- und die St. Martinspflege seien ohnedies so reich, ist's wieder unterlassen worden.

1678: Es gibt viel Sonntagsentheiligung mit Überfeldlaufen, mit Abhaltung des Untergerichts am Sonntag vor der Morgenpredigt, mit Mühlfahrten und Aufladen von Kernen.

1705: Zwei ledige Ebinger haben in der Stelle beim Kegeln vermessentlich geflucht und werden deshalb bestraft.

1741: Bei diesen bäurischen Leuten florieren die studia boum et ovium mehr als artium liberalium (die Beschäftigung mit Ochsen und Schafen mehr als die mit Kunst und Wissenschaft).

1793: Im Äußerlichen ist der Hauptcharakter der Bevölkerung Fleiß in Gewerbe und Hantierungen, alles muß arbeiten, und jedes Kind, das ein wenig zu Kräften gekommen ist, muß nach der Schule 2 bis 3 Kreuzer verdienen. Sie ist dabei ehrlich und aufrichtig, gegen Bedürftige mitleidig, beweist tätige, reichliche und schnelle Hilfe; nur ist noch viel Rauhheit in ihren Sitten.

1810: Die Ebinger sind arbeitsam, lieben Handel und Gewerbe, reisen viel in fremde Länder, bringen aber keine Mode mit und bleiben bei der ihren. Sie sind heiter, aufgeweckt und haben gute Anlagen, sodaß sie zu allen Geschäften fähig sind und manche ehemalen ihr Glück im Ausland gemacht haben. Sie sind dienstfertig, gefällig, reizbar und leidenschaftlich. Seit langer Zeit haben sie sich beim Feuerlöschen eine besondere Kühnheit, Kenntnis, Fertigkeit und Eifer zu eigen gemacht. Es sind eine Anzahl Bürger hier, die hierin besondere Einsichten besitzen, die bei einem entstehenden Brand durch inneren Trieb die Direktion führen und denen die übrigen Bürger freiwillig unbedingten Gehorsam leisten. In Zeit von dreißig Jahren hat der Blitz zweimal in der Unteren Vorstadt große Häuser angezündet, die hart zwischen anderen Gebäuden stunden. Der ungeheuren Anstrengung der Bürger gelang es, obwohl diese beiden Häuser plötzlich in Flammen standen und ganz niederbrannten, daß die nebenstehenden und anstoßenden Häuser verschont blieben.

In Rücksicht auf Religion, die in Ebingen die unvermischte lutherische ist, sind sie nicht bigott, da sie überhaupt mehr mit Katholiken als Lutheranern umgehen. Die Kirche wird fleißig besucht; sie sind den Sektierereien nicht ergeben und bekümmern sich nicht um theologische Meinungen und Sätze.

Die Ebinger sind übrigens gut regieren und leicht auf den rechten Weg zu bringen, wenn sie auch unartig werden, weswegen es auch noch nie notwendig wurde, eine scharfe Maßregel gegen sie zu ergreifen. Obwohl sie wenig Profit von dem Vaterland ziehen und isoliert liegen, so sind sie demselben und ihrem Fürsten doch sehr ergeben, wovon auch dies ein Beweis ist, daß seit mehr als zwanzig Jahren keiner ausgewandert ist, wie dies sonsten an vielen Orten des Vaterlandes der Fall war

„Bitz ist unser" ist ein Sprichwort, mit dem die Ebinger einander verspotten, wenn sie sich ihren alten reichsstädtischen Stolz vorwerfen wollen. Es ist auch ganz richtig, daß die Ebinger wegen dieses Besitzes und ihrer vielen ehemaligen Privilegien den nämlichen anmaßenden reichsstädtischen Ton und Eigendünkel sich zu eigen gemacht hatten, den man z. B. Reutlingen vorwarf.

Die Männer sind durchaus gebildeter und gescheiter als das zweite Geschlecht, welches noch ziemlich weit in allen weiblichen Künsten und Bildung zurück ist. Nur in einzel-

nen Häusern fängt man an, den Mädchen eine bessere Erziehung zu geben. Die Weiber sind meist zanksüchtig, roh, grob und unwissend und eher gemacht, den Charakter der Männer zu verderben als besser zu machen. Auch ist es ganz gewiß, daß man hier mehr Weiber aufzählen kann, die dem Wohlleben und dem Trunk ergeben sind, als Männer. Von diesem Charakter des zweiten Geschlechts kommen auch die vielen Ehestreitigkeiten und Ehescheidungen her. Die Weiber kochen und unterstützen ihre Männer im Handwerk, die Töchter ketteln und versehen den Stall und kommen daher oft sehr unwissend in die Ehe. Die Schmausereien bei Taufen und Hochzeiten sind einfach und nicht kostspielig.

Einiges aber verdient abgestellt zu werden: 1.) die vielen Tagleichen selbst der kleinsten Kinder, wodurch von den Handwerkern jährlich sehr viel Zeit verdorben wird, da jedesmal der ganzen Zunft, zu der der Verstorbene oder der Hausvater gehört, bei Strafe zur Leiche zu kommen geboten wird. Besser wäre es, die Leute blieben bei ihren Geschäften und ließen die Toten ihre Toten begraben. Viel lieber sollte man die Schullehrer, wenn ihnen durch das Aufhören des Hinaussingens ein Verdienst entginge, dafür entschädigen, da hierdurch in der volkreichen Stadt gar zu viel Unterricht versäumt wird.

2.) Die vielen Kranken- und Kindbettbesuche. Wievieler Unfug wird da getrieben, und wie oft findet man montags die Kranken übler. Die Weiber suchen ihre Neigung zu Müßiggang und Klatschereien durch diese Liebesdienste zu nähren und zu beschönigen.

3.) Das viele Essenschicken an Kranke und Kindbetterinnen. viele unbemittelte Haushaltungen kommen in viele Kosten; viele Kranke und Kindbetterinnen werden durch das unzweckmäßige Essen verdorben, und Arme, die nicht wiedergeben können, bekommen doch wenig genug.

Die Luft und das Wasser ist in Ebingen gesund und rein. Die Bürger führen eine einfache und ziemlich regelmäßige Lebensart. Durch die vielen Geldgeschäfte, die fast jeder neben seinem Beruf hat, und durch das viele Reisen, durch das Getränk, den vielen Genuß des Sauerkrauts und des Salats werden die Fehler, die gewöhnlich aus der sitzenden Lebensart und dem Genuß vieler Mehlspeisen entstehen, verbessert. Doch sind die meisten wegen des Sitzens und der Mehlspeisen mit hartem Stuhlgang geplagt. Kröpfe sieht man hier nicht.

(Die vorstehenden Auszüge entstammen einer Topographie Ebingens von dem damaligen Amtsarzt Dr. Schäffler. Angesichts zahlreicher hübscher Beobachtungen werden hoffentlich auch die Angehörigen des schönen Geschlechts dem Verfasser seine Anzüglichkeiten nicht allzu sehr ankreiden. Auch die Männer werden nicht alle Auffassungen Dr. Schäfflers gutheißen. Die Urschrift dieser Topographie liegt im Staatsarchiv Ludwigsburg; Herrn Joseph Halm verdanken wir eine Abschrift, die im Heimatmuseum liegt. Vielleicht kann sich Herr Halm einmal entschließen, die ganze Topographie oder wenigstens ihre wesentlichen Teile drucken zu lassen.)

1812/13: Bei einer derben und rauhen Außenseite findet sich doch viel Wohltätigkeit, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe beim größeren Teil der Bevölkerung, aber auch Neigung zu Streitigkeiten und Rechtshändeln und allzu freier Umgang beider Geschlechter. Sie sind ungemein fleißige Kirchengänger und zeigen viel Anhänglichkeit ans Alte und Herkömmliche.

1819/33:: Gewerbstätigkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe im Hauswesen, Unterstützung der Armen und Kranken, Hilfeleistung in Not und Gefahr, Besuch der Gottesdienste am Sonntagvormittag sind noch immer hervorstechende, lobenswerte Züge am Bild der Gemeinde. Ihre Verschlimmerung zeigt sich in neuerer Zeit in übel verstandener Freiheitsliebe, in größerer Neigung zu Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, in frech getriebenem Schmuggeln. Ein Teil, jedoch der kleinere, und besonders ledige junge Leute fallen durch Rohheit und ungesittetes Betragen auf, welcher Übelstand großenteils der schlechten Kinderzucht zugeschrieben werden muß; übrigens gehört die Mehrheit doch der Sittlichkeit an.

1841/45: Hervorstechend ist der rege Wohltätigkeitssinn gegen Einheimische und Fremde. Am Sonntag wird mannigfach gearbeitet. Gewerbe, Erwerb, Genuß, Sorgen um Nahrung scheinen einen großen Teil gänzlich gefangen zu halten. Es treten hier in sittlicher Beziehung besonders stark die Übel eines Fabrikortes hervor. Freigeisterei ist nichts ganz Seltenes. Im bürgerlichen Leben tut sich gern eine gewisse Geldaristokratie kund; die Achtung vor einem anderen richtet sich bei vielen nach dessen Vermögen. Ein über obrigkeitliches Ansehen sich hinwegsetzender Raisonniergeist ist ziemlich allgemein. Schwärmerische, der praktischen Religion schädliche Meinungen finden wenig Eingang.

1847/59: Im allgemeinen sind die Ebinger aufgeweckt, lebhaft, reizbar, stolz auf den Gewerbefleiß und die Unabhängigkeit ihrer Stadt, die keiner Bezirksämter zu ihrem Gedeihen bedürfe. Durch die vielen Geschäftsreisen ist große Sprechfertigkeit allgemein. Wenn fünf beieinander sind, reden in der Regel wenigstens vier zu gleicher Zeit, daher auch bei Sitzungen eine geordnete Beratung herzustellen nur auf Augenblicke gelingt. Bei wichtigeren Fällen ist das beste Mittel, um zum Ziel zu gelangen, wenn man eine Weile alle sich aussprechen läßt (zu gleicher Zeit), hierauf zusammenfaßt und zur Abstimmung schreitet. Das Handeln ist Hauptfach in Schule und Haus. Handeln und Gewinnen, Hausen und Sparen gilt für das Notwendigste; ob eins ein Hausmann oder ein Hausweib gewesen, danach richtet sich der Nachruf bei einem Verstorbenen. Der reizbare Sinn zeigt sich in ziemlich vielen Beleidigungsprozessen. Tanz ist bei Wirtshaushochzeiten üblich, dagegen an Feiertagen, Kirchweih usw. wird nicht getanzt. Vielleicht einmal im Jahr ist Honoratiorenball. Eine leidige Sitte sind die Wirtshaushochzeiten. Oft kommt es vor, daß eine Familie — es gehen meist Mann und Frau zur Hochzeit — an einem Abend in mehrere Wirtshäuser muß, um verschiedenen Brautleuten, wenn diese an demselben Abend Hochzeit haben, die Ehre anzutun. Die dabei üblichen Spenden, oft das einzige Kapital zum Beginn des Hausstandes, machen die Abschaffung dieser Unsitte der großen Hochzeiten schwer. Der Eindruck der Fabriken ist bis jetzt nicht schlimm, Sonntagsstörungen kommen nicht vor. Die Fabrikherren sehen auf Ordnung. Zum großen Teil sind Mädchen in denselben beschäftigt. Von den Mädchen wird fleißig in die Sparkasse eingelegt; die jungen Burschen ersparen nicht viel. Der Luxus nimmt immer mehr zu, hauptsächlich durch die viele Berührung mit der Schweiz, von welcher die Mädchen aus ihren Diensten Flitterstaat und uneheliche Kinder, aber selten Geld mit nach Hause bringen. Die alte Ebinger Tracht bei weiblichem Geschlecht, Häubchen mit langen, breiten, schwarzen Seidenbändern über dem zurückgestrichenen Haar, ist unter dem jungen Volk kaum noch zu finden; die ehrbaren Bürgerfrauen tragen sie noch. Durch das politische Parteiwesen (seit 1848) ist die Gemeinde zerrissen; jede Frage, wenn auch kirchlicher Natur, wird sogleich auf das politische Gebiet hinübergespielt. Die Mehrzahl der Bürger, die aber still zu Hause bleibt und sich überstimmen läßt, ist konservativ gesinnt.

Kein Wachstum in Erkenntnis und innerem Leben von der Konfirmation an, das ist das regelmäßige Bild. Hausgottesdienste mit Lesen des Morgen- und Abendsegens gibt es in den meisten Häusern; sonntags wird eine Predigt, auch ein Abschnitt aus der Hl. Schrift gelesen (bei den Honoratioren ist man vielfach darüber hinaus). Trotz der Sparsamkeit und dem Jagen nach irdischen Gütern fehlt es nicht am Sinn zum Geben und Helfen. Ein Mißstand ist die Sonntagsentheiligung. Die Läden sind am Sonntag auch während des Vormittagsgottesdienstes offen. Handwerksleute arbeiten ungescheut nicht bloß im stilien, sondern auch laut; der Sonntagnachmittag wird von den Fuhrleuten zum Aufladen benützt. Für Sekten bildet Ebingen bei seiner religiösen und natürlichen Eigentümlichkeit keinen Boden, das verstandesmäßige Element herrscht vor.

1865/67: Nicht wenige kehren in ausgesprochenem Unglauben der Kirche den Rükken und sind ihr äußerlich wie innerlich entfremdet. Ein Hauptcharakterzug ist die ungebührliche Erwerbssucht, welche selbst um des Gewissens willen einen Gewinn dahinten zu lassen oder einen Schaden zu leiden nicht gestattet. Für die Arbeit in der Woche will man am Sonntag sein ausreichendes Vergnügen haben, und je mehr Besitz und Verdienst, desto mehr Recht zum Verbrauch. Eigentliche Verschwendung jedoch findet wohl allgemein Mißbilligung, aber wer mit erfolgreicher Sparsamkeit ein genußreiches Leben zu verbinden weiß, der hat das Rechte getroffen.

1871/82: Die große Mehrheit der Bewohner steht dem Deutschen Reich und allem, was damit zusammenhängt, feindselig gegenüber. Eine entsetzliche Verbissenheit gegen Preußen und Hinneigung zur demokratischen Staatsform fällt auf. Mit der Hinneigung zur Demokratie hängt bei vielen eine Abneigung gegen die Kirche und gegen alles positive Christentum zusammen. Groß ist die Einbildung der Ebinger auf ihre Stadt. Sie sagen: nirgends ist es schöner, nirgends wird das Gewerbe schwungvoller betrieben, nirgends wird so viel Mildtätigkeit geübt usw. wie in Ebingen. Fast alles ohne Ausnahme ist auf „Du“ miteinander, nicht bloß gleichaltrige Männer, sondern auch Jünglinge und Jungfrauen, daher kommt eine gewisse, oft an Frechheit grenzende Ungeniertheit im Verkehr auch zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, worüber Fremde nur staunen können. Es gibt zahlreiche Injurienprozesse, das Ehrgefühlt ist leicht verletzt.

Ich glaube, man kann den Ebingern keine Tugend mit so großem Recht nachrühmen wie die Arbeitsamkeit. Namentlich auf gewerblichem Gebiet wird nicht bloß von jungen Männern, sondern auch von Frauen und Jungfrauen, ja — man muß es sagen, leider — auch von Kindern eine mitunter ans Fieberhafte grenzende Tätigkeit entwickelt. Die Kraft, welche zu so fieberhafter Tätigkeit treibt, ist nicht etwa nur das Bestreben, sich ehrlich durch die Welt zu bringen, sondern, bei vielen wenigstens, die Sucht nach zeitlichem Erwerb. Der Erwerb über alles, das ist die Devise der Ebinger. Dem Götzen des Erwerbs werden viele Opfer gebracht; ihm muß alles weichen, vielfach auch der Sonntag, der Tag des Herrn. Wenn nicht bloß die Leichenbegängnisse, sondern auch die Kirchgänge bei Hochzeiten fast immer eine große Menge Volks zusammenführen, rührt das offenbar daher, daß bei solchen Gelegenheiten nicht bloß Familien-, sondern auch Geschäftsverbindungen in die Waagschale gelegt werden. Man muß dem, der einem in irgend einer Weise zum Erwerb hilft oder geholfen hat, auch zur Hochzeit oder zur Leiche gehen. Die Ebinger lassen sich aber auch eine löbliche Inkonsequenz zuschulden kommen, sofern sie trotzdem gern und reichlich geben. Es wird hier in der Tat viel gegeben. Dafür zeugen die ver-

schiedenen Vereine, Pfarrgemeinderatskasse, Diakonissenverein, Kreuzesverein, Suppenverein, Armenverein. Außerdem wird noch von Privaten unglaublich viel Essen und Kaffee Tag für Tag von Haus zu Haus getragen. Dagegen leidet das Familienleben vielfach unter der Hast und dem Eifer, mit dem alles aufs Erwerben aus ist. Der Vater, die Mutter, die älteren Geschwister haben keine Zeit, sich den kleinen Kindern zu widmen. Es ist ein Auskunftsmittel, zu welchem viele greifen, daß sie letztere der Kinderschule übergeben. Aber wenn das nicht der Fall ist, wachsen die Kinder mitunter eben wild auf.

(Fortsetzung folgt.)

Raumbilder unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Noch in diesem Jahr werden die vielfarbigen „Raumbilder zur Erd- und Landschaftsgeschichte Südwestdeutschlands" von Prof. Dr. Georg Wagner und Oberlehrer Koch erscheinen. Damit erhalten wir endlich das populäre Lehrbuch über die Beziehungen unserer Landschaft zur Erdgeschichte, das bisher gefehlt hat. Was hier der „Vater der süddeutschen Geologie", der Wissenschaftler Georg Wagner mit dem Pädagogen und Künstler Adolf Koch geschaffen hat, gehört zum Eindrucksvollsten. Die erstmals veröffentlichten farbigen Raumbilder (Blockbilder) ermöglichen uns mit klaren Augen und tiefem Verständnis im Buche der Geschichte unserer Erde zu lesen und Landschaftsformen in ihrem Werden und Vergehen zu deuten. Den beiden Autoren kommt es nicht auf das Sein, sondern viel mehr auf das Werden, die Entstehung an. Das Sein ist nur der Ausgangspunkt und anschauliches Hilfsmittel. Dadurch bekommt das Landschaftsbild Gestalt und Leben, und mit dem Leben wird Freude und Begeisterung geweckt. Hier ist ein Weg gefunden, der einmalig ist, eine Methode, geologische Vorgänge darzustellen, die an die Grenze der Veranschaulichung geht.

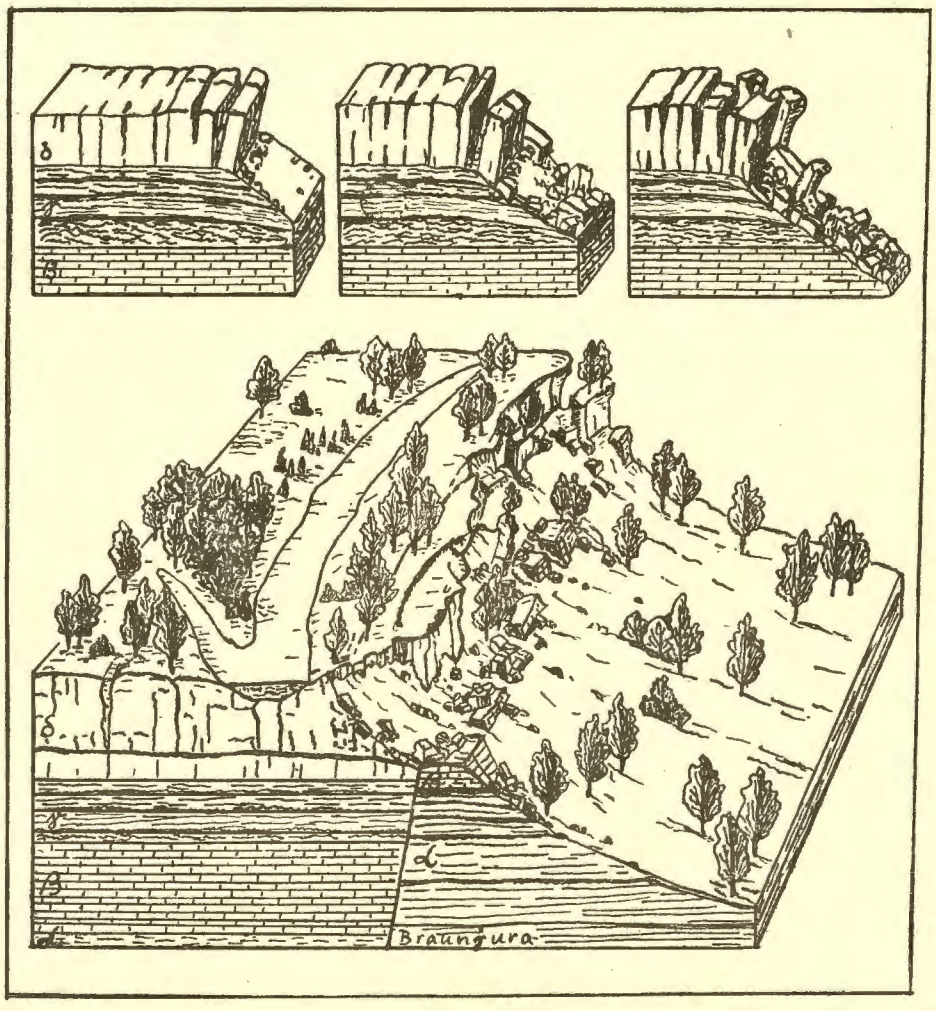
Durch die Landesausstellung in Stuttgart sind einzelne dieser Blockbilder zum ersten Male einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden. Großartige Kostproben davon befinden sich seit April dieses Jahres auf großen Tafeln im Stuttgarter Museum für Naturkunde im Schloß Rosenstein. Und bald werden sie in keiner Schule unseres Landes fehlen, da sie das beste Anschauungsmaterial für den erdkundlichen und geologischen Unterricht darstellen.

Liebe zur Heimat ist für Georg Wagner stets die stärkste Triebfeder in seinem Schaffen. Dabei ist ihm neben seinem geliebten Frankenland die Schwäbische Alb zu einem Lieblingsgebiet geworden. Das geht aus den vielen Arbeiten hervor, wie das Buch über die Bärenhöhle und die Arbeiten über die Donauquelle, den Blautopf, die drei Reutlinger Albvorberge und das prächtige Werk „Die Schwäbische Alb". Vor allem aber ist es auch unsere engere Heimat, mit der er sich verbunden fühlt. Es sei nur an die „Erd- und Landschaftsgeschichte von Tailfingen" im Tailfinger Heimatbuch erinnert. In vielen Wanderungen hat er fast sämtliche Äcker unserer Südwestalb und ihres Vorlandes abgewandert. Ist es da verwunderlich, wenn für das Rückschreiten des Albtraufes bei den Raumbildern der „Hangende Stein" beim Raichberg als klassisches Beispiel gewählt wird?

Unsere Zeichnung zeigt den geologischen Aufbau und das Werden des Hangenden Steins im Blockdiagramm, in Reliefdarstellung, wie es schon auf einer großen Tafel im Geologiesaal im Schloß Rosenstein farbig zu sehen ist und in den Raumbildern zur Erd- und Landschaftsgeschichte enthalten sein wird. Dieses Blockbild konnte ich leider für unsere Heimatblätter nur in Schwarz nachzeichnen. Es veranschaulicht uns, wie der Albtrauf abbricht. Durch die Klüfte der Quaderkalke (Weißjura δ) sickert das Wasser bis auf die undurchlässigen Gammamergel. Diese werden durch das einsikkernde Wasser aufgeweicht und schmierig. Unter der Last der mächtigen Felsen werden die Mergel ausgequetscht, so daß die Felsen langsam gegen den Hang kippen, überhängen. Im oberen Teil der Zeichnung wird dieser Vorgang schematisch gezeigt. Wird die Neigung zu stark, so fällt der Schwerpunkt des Felsens außerhalb der Auflagerungsfläche. Er kippt um und geht als Felssturz zu Tal. Erst vor wenigen Jahren ist am Backofenfelsen ein Felsklotz übergekippt. Die Wunden der Abbruchstellen leuchten dann jahrzehntelang aus dem Wald heraus. Am Fuße des Hangenden Steins beweist das Felsenmeer, wie oft das in junger Vergangenheit geschehen sein muß.

Das Bild zeigt uns, daß am Hangenden Stein die zweite Phase erreicht ist: Das Auseinanderrücken und die Schrägstellung der Felsen hat beträchtliche Maße angenommen; die Spalten, die größtenteils der Stufenkante gleichgerichtet sind, klaffen weit, und die „Höll-Löcher" reichen tief hinab (Mackensenhöhle). Hinter dem Abbruch verläuft ein altes Trockental. Sehr schön wird auch der Hohenzollerngraben veranschaulicht. Neben den Quaderbalken (δ) liegen die Wohlgeschichteten Kalke (β), die am Abhang eine deutliche Kante bilden, auf der sich Blöcke der Bergsturz- und Rutschmassen sammeln. Unter Führung von Georg Wagner gewinnen wir so ein ganz klares Bild; er lehrt uns „schauen", vermittelt uns „lebendige Geologie".

In seinen Raumbildern beschränkt sich aber Georg Wagner nicht nur auf die Alb. Auch das glaziale Oberland, der Schwarzwald und das Neckarland werden mit Leben und Anschauung erfüllt. Unter anderem zeigt ein Bild unseres Landes, wie vor 25000 Jahren zur Zeit der letzten großen Vereisung die Gletscher vom Feldberg herunterfließen, die Darstellung der Moränenwälle im Oberland oder die damaligen Flußläufe der Donau und des Neckars. Diese 25 farbigen Raumbilder gehören zur Krönung des Lebenswerkes des weit über die Grenzen unseres Heimatlandes hinaus bekannten Tübinger Geologen, der als Geologe und Schulmann Vorbild geworden ist. Aus Dankbarkeit und Verehrung entbieten wir ihm daher noch nachträglich zu seinem 75. Geburtstag auch an dieser Stelle die besten Wünsche für seine Gesundheit und seine fernere Arbeit.



Emil Strauß in memoriam / Von Karl Heinrich v. Neubronner

Die Nachricht vom Tode des großen Erzählers Emil Strauß im 94. Lebensjahre ist eingetroffen. — Zu meinen Kostbarkeiten gehören seine Briefe und die von ihm signierten Bücher. Die das Auge erquickende, bis ins höchste Alter gleich sorgfältige, von unerbittlicher Disziplin, hoher Musikalität und ausgeprägtestem Sinn für Proportionen zeugende Partitur seiner Handschrift erweckt viele Erinnerungen.

Es war im Kriege. Noch war Freiburg unzerstört. Ich war zu einem kurzen Aufenthalt in der schönen Stadt eingetroffen, zwei Exemplare eines eigenen Romans im Gepäck. Eines war für Anton Fendrich bestimmt, dem brillianten Causeur, vielseitigen Schriftsteller und ehemaligen Sozialdemokratischen Politiker. Das andere für Emil Strauß, dessen Sprach- und Formkunst, tausendfach geprüft und geläutert, fernab aller Mache, mich tief beeindruckt hatte.

Ich ging zuerst zu Anton Fendrich und bat ihn um Rat, ob ich Emil Strauß wohl aufsuchen könne und wie ich mich gegebenenfalls verhalten solle. Fendrich bestätigte, was mir bereits bekannt war, daß Strauß sehr zurückhaltend und leidend war, mißtrauisch gegen alle Arten von Anbiederei, noch empfindsamer, fast menschenscheu seit allerlei Erfahrungen der letzten Jahre. „Er hat zuweilen etwas Don Quichottehaftes. Er kann sich nichts leicht machen," meinte Fendrich. „Am besten schreibe ich an ihn ein paar empfehlende Worte. Im überigen Glück auf!"

Ich fuhr mit der Straßenbahn zur Endstation, fand das Häuschen, in dem der Dichter in einer neueren Siedlung wohnte und läutete. Die Türe wurde geöffnet. Der Eingang war ganz dunkel. Eine Dame, es war Frau Elisabeth Strauß, fragte sehr zurückhaltend was ich wolle. Ich stellte mich vor, übergao die Zeilen von Fendrich und bat darum, Herrn Dr. Strauß einen kurzen Besuch abstatten und ihm mein Buch übergeben zu dürfen. Sie hieß mich warten. Ging in ein Zimmer linkerhand, kehrte bald zurück und forderte mich auf, einzutreten, um sich alsdann zurückzuziehen. Das kleine Zimmer war sehr hell. Ich bemerkte freundliche Biedermeier-Möbel und gute Bilder. Eine Couch, unter der ein Paar Stiefel standen Ein Stehpult. Einen runden Tisch, auf dem Fendrichs Zeilen lagen. Davor stand eine hohe, schlanke Gestalt. Auf dem Hinterkopf saß ein schwarzes Käppchen. Das ernste, schmale Gesicht erleichterte mir durch nichts die richtigen Worte zu finden. Ich wurde an die Gesichter El Grecos, flüchtig auch an Shaw erinnert. Ich sammelte mich, erklärte, was mich herführe und wie sehr ich den „Laufen" und den „Schleier" bewundere. Der Dichter hörte mir schweigend zu. Es war mir, als werde ich auf einer unsichtbaren Waage gewogen. Dann bat mich Strauß Platz zu nehmen und legte sich auf die Couch. Er sagte, sein Gesundheitszustand ermögliche es ihm nur zu stehen oder zu liegen, nicht aber längere Zeit zu sitzen. Den Brief Fendrichs habe er wegen seiner Augen nicht lesen können — es war vor den Staroperationen — und seine Frau habe meinen Namen nicht verstanden.

Es ging seltsam zu. Obwohl eine sicher noch sehr jugendliche Klavierspielerin in nächster Nachbarschaft unentwegt übte, obwohl ich immer wieder versuchte aufzubrechen, wurde unser Gespräch immer lebhafter und interessanter, ohne, daß es Strauß ermüdet hätte. Im Gegenteil, allmählich fühlte ich mich ermattet, wohingegen er seine Energien aufzuladen schien. Von der politischen Lage, der Sorge um Deutschland, der Angst um Freiburg und seine Bauten, von ihrer unschätzbaren Bedeutung für das Kultur- und Heimatbewußtsein ihrer Bürger, unabhängig von speziellen Kenntnissen, führte unser Gespräch zu Straußens Deutung von Macbeth, von seinen Stationen und Erfahrungen als Schriftsteller zu wertvollen Ratschlägen für meine Arbeit. Da er selbst wiederholt versucht hatte, auf dem Land als Bauer Fuß zu fassen, ja nach dem ersten Weltkrieg auf der Suche nach einem Anwesen einmal bis in die Gegend von Oberndorf a. N. gewandert war, interessierte er sich auch ganz besonders für landwirtschaftliche Probleme. Endlich fiel ihm ein, daß die letzte Straßenbahn aus irgend welchen Gründen früher als sonst abfahre. Er erhob sich. Zog seine Stiefel an, holte sich Stock, Mantel und Mütze, bestand darauf, mich zur Haltestelle zu begleiten, wies auf die ersten Knospen der Forsythien in den Vorgärtchen hin und eilte mit weitem Schritt voran. Als er bemerkte, daß die Straßenbahn schon abfahren wollte, schwang er seinen Stock, rief „halt! halt!" stürmte behend auf die Bahn zu und erreichte, daß ich mitgenommen wurde. Er winkte mir freundlich nach.

Kurz darauf erhielt ich seinen ersten Brief. Der Ansporn, Kritik und wichtige Hinweise für meine literarische Arbeit enthielt. Ich erfuhr durch Fendrich, daß Strauß, wie hätte es anders sein können, über keinerlei „Beziehungen" verfügte, um sich etwas Nahrhaftes, über die üblichen Zuteilungen hinaus, zu beschaffen. Es war mir möglich, ihm ab und zu ein Paket zu schicken. Postwendend kamen Dankeszeilen oder ein signiertes Buch als Gegengabe.

1946, Strauß war unterweilen vorübergehend vom Bodensee nach Freiburg zurückgekehrt, hatte seine Wohnung beschlagnahmt, seine Manuskripte verloren oder verstreut gefunden und wohnte bei seiner Tochter, besuchte ich ihn nach reichlich abenteuerlicher Bahn- und Fußreise. Frau Strauß empfing mich. Ich übergab ihr ein Brathuhn. Sie war recht erfreut über den „Vogel". Nach einiger Zeit erschien der Dichter und wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Auch diesmal, trotz vieler Bitternisse, Enttäuschungen und Entbehrungen, trotz sehr beschränkter Wohnverhältnisse und aller körperlichen Beschwerden, kam keine Klage über seine Lippen. Bald waren wir wieder in literarische Probleme vertieft.

1949 sah ich ihn zum dritten Mal. Jetzt im Hildaheim in Badenweiler. Ich brachte ihm das Zeitungsblatt von dem Vorabdruck jenes Romanes von mir, auf dem sein Name und sein herrliches Buch der „Spiegel" erwähnt werden. Dann berichtete ich ihm von meinen Vorarbeiten für den „Fall Koseriz", einem packenden Stoff, über dessen Verwertung ich mir seinerzeit noch nicht klar war. Sofort war er aufs lebhafteste interessiert. Er erzählte mir von seinem Besuch in der großen deutschen Kolonie Blumenau in Brasilien, die er zu Pferd durchstreift hatte. Dort wurde das Andenken des Politikers und Journalisten Carl v. Koseriz, des Revolutionärs von 1848 in hohen Ehren gehalten. Er war ein Neffe des württembergischen Generals v. Koseriz, der seinen Namen dem Anführer der Militärrevolte in Ludwigsburg von 1833, Ernst Louis Koseriz, gegeben hatte. Strauß konnte mir wertvolle Fingerzeige geben. Seine Berichte waren so frisch und unmittelbar, als habe er erst kürzlich Südamerika verlassen und nicht vor über 55 Jahren.

Eine vierte Begegnung, wiederum in Badenweiler, 1950 oder 51 kam nicht zu Stande. Nach einem Autorentreffen beschloß ich, Strauß einen Besuch in Hildaheim abzustatten. Dr. Wilhelm v. Scholz schloß sich an. Als wir uns durch die Schwester an der Pforte anmelden ließen, kam der Bescheid, Dr. Strauß sei zu sehr erkältet um Besucher empfangen zu können. Betrübt gingen wir fort, nachdem ich einen damals erschienen kleinen Gedichtband für den Dichter hinterlassen hatte. Wenige Tage danach erreichte mich ein Brief, indem sich Strauß sehr entschuldigte. Zwar sei er zu elend gewesen, um Fremde zu empfangen, über unseren Besuch hätte er sich jedoch sehr gefreut. Die Pförtnerin hatte unsere Namen falsch verstanden und Emil Strauß zwei ihm Unbekannte, einen Doktor Schulz und einen Herrn Neubauer gemeldet. Erst durch meinen Gedichtband war die Aufklärung möglich gewesen

Bald danach begann ein Münchner Verlag dankenswerter Weise die alten und neuen Werke von Strauß herauszugeben. Damals schickte er mir den Novellenband: Dreiklang. Als letzten Gruß von seiner Hand erhielt ich zu Pfingsten 1957 ein von ihm signiertes Exemplar der Neuauflage seiner Tragödie Don Pedro.

Von den Quellen zur Heimatgeschichte des Balinger Gebiets

Der Druckfehlerteufel hat dem Beitrag obigen Titels aus der Feder von Dr. Wilhelm Foth in Nr. 9 der Heimatkundlichen Blätter (30. 9. 1960) übel mitgespielt. Im folgenden sollen die Stellen, die mißverständlich waren, richtiggestellt werden.

Im Kapitel: **„Die Urkunden zur mittelalterlichen Geschichte"** muß es im 1. Abschnitt heißen:

„Die ersten schriftlichen Nachrichten über unser Gebiet stammen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts (nicht des 18. Jahrhunderts). Wir verdanken sie den Mönchen des Klosters St. Gallen."

Im 3. Abschnitt dieses Kapitels heißt es richtig: „Von großer Wichtigkeit ist die Aufzeichnung über die ersten Erwerbungen des Klosters St. Georgen (nicht St. Gallen). die sogen. Notitia fundationis."

Im Kapitel: **„Die Lagerbücher"** muß es im 1. Abschnitt von der 8. Zeile an heißen: „Während die Urkunden gleichsam blitzlichtartig nur einen einzelnen Vorgang, meist dazu noch ziemlich zufällig, beleuchten, wobei die ganze Umgebung im tiefen Dunkel liegen bleibt, beleuchten die Lagerbücher . . ."

Im letzten Abschnitt dieses Kapitels (S. 326) wurden zwei Zeilen verstellt; dieser Abschnitt muß wie folgt lauten: „Nicht mehr zu den eigentlichen Lagerbüchern gehören die Steuerlisten von 1525 und 1542, die sich im Bestand Steuerwesen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart befinden. Auch sie geben einen Einblick in die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Gemeinden. Sie verzeichnen nicht nur den Wert der Häuser und die Höhe des sonstigen Kapitals, sondern enthalten auch eine summarische Aufstellung der Einkommen der Klöster und Klausen."

Im Kapitel: **„Die Akten der nachreformatorischen Zeit"** wurden im letzten Abschnitt der ersten Spalte S. 327 zwei Zeilen vergessen. Dieser Abschnitt lautet richtig: „Von größtem Interesse sind die im Ludwigsburger Staatsarchiv liegenden Steuereinschätzungsakten. Dort finden wir zunächst einmal Tabellen, aus denen die Schäden, die der 30jährige Krieg angerichtet hat, abzulesen sind. Dann finden wir dort aber auch Aufstellungen zur Steuererhebung für die einzelnen altwürttembergischen Orte. So sind alle Häuser, Scheunen und Werkstätten, die Äcker. Wiesen und Wälder mit ihrem Schätzwert aufgeführt. Die Handwerker werden einzeln genannt mitsamt ihrem Umsatz ."

Als **Ergänzung** sei bemerkt, daß die im genannten Artikel erwähnten Urkunden des Klosters Stetten unter Hechingen dem gesamten Inhalt nach in den Hohenzollerischen Jahresheften 1955 — 1957 zusammen mit einem Register veröffentlicht sind. Diese Jahreshefte werden herausgegeben vom Hohenzollerischen Geschichtsverein Sigmaringen.

Herausgegeben vonn der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds" der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Mittwoch, 30. November 1960 | Nummer 11

Friedrich Silcher

Zum Gedenken an seinen 100. Todestag am 26. August 1860 / Von Gerhard Rehm

Noch nicht lange liegt die Zeit zurück, da war es Gepflogenheit und gehörte zum guten Ton, Friedrich Silcher mit wohlwollender Herablassung, gelegentlich auch mit gelindem Spott abzutun.

Erst in neuerer Zeit, vor allem durch die Forschungen von Dr. Dahmen, gewann man wieder ein plastisches Bild von der gesamten Persönlichkeit Friedrich Silchers und seines musikalischen und pädagogischen Schaffens. Bekannt waren schon immer seine Männerchöre, weniger aber seine Sololieder und schon gar nicht seine reizenden Instrumental-Kompositionen für Klavier (meist Volksliedervariationen), für Flöte und für Violoncello, um nur einige wenige zu nennen.

Man muß um die Situation wissen, in die Silcher hineingestellt wurde, um gerecht urteilen zu können und dabei zu erkennen, daß Silcher einfach das ausgesprochen hat, was das dringende Gebot der Stunde war. Man wird, wenn man dies aufmerksam tut, verwundert sein, diesen bescheidenen Mann und sein Werk plötzlich neben Erscheinungen und Begebenheiten, die man als größer und geschichtlicher zu betrachten pflegt, gleichwertig gestellt zu sehen. Aber an dieser Gegenüberstellung wird uns erst klar werden, was es tatsächlich mit dem Lehrersohn aus Schnait auf sich hat und wie nahe verwandt in Wirklichkeit seine Leistung war mit denen, die uns aus dem Wirken anderer im Rahmen der historischen Geschichtsbilder geläufiger sind.

Drei Ereignisse innerhalb der Zwanzigerjahre des 19. Jahrhunderts bestimmten den geschichtlichen Ablauf und den geistigen Strukturwandel des musikalischen Lebens. Es waren dies: Die Vollendung und Uraufführung der 9. Sinfonie Beethovens 1823, die fanalhaft wirkende Einleitung der Bach-Renaissance durch die Wiederaufführung unter Felix Mendelssohn-Bartholdy 1829 und in der Mitte zwischen den beiden Begebenheiten, das Erscheinen von Friedrich Silchers op. 7, der ersten 12 Volkslieder im Jahre 1826. Es mag gewagt erscheinen, Silcher in diesen Kreis zu stellen. Wenn man aber diese ganze Epoche einer genaueren Untersuchung unterzieht, wird ganz deutlich, daß Silchers op. 7 ganz charakteristisch für seine Zeit war. Diese Kreise aber, in denen — um mit Goethe zu sprechen — das Lied zur Tat wurde, waren jene Kenner und Liebhaber, in deren Denken und Handeln sich das kulturelle Bedürfnis und die kulturellen Ansprüche eines sich zur Verantwortlichkeit berufen fühlenden Bürgertums bekundeten. Friedrich Silcher war ein tief bescheidener Mann. Wenngleich das Studium seines Lebens und seiner Werke ihn als hervorragenden Kenner der Musik von Palestrina bis zu seinen Zeitgenossen erweist und als hochbegabten und mit allen Feinheiten der Kompositionstechnik vertrauten praktischen Musiker bestätigt, so hat er gerade als Pädagoge nicht davon Gebrauch gemacht, um über die Köpfe hinweg zu komponieren, sondern hat sich bewußt in den Grenzen der Aufnahmefähigkeit seiner ganzen engeren und weiteren Umgebung gehalten, wirklich in der Beschränkung sich als Meister zeigend. Er selbst schrieb 1840 im Süddeutschen Schulboten dazu folgendes: „Leider haben Liederdichter und Tonsetzer größtenteils nur Gebildete und Kunstverständige im Auge, und das arme Volk wird übersehen, für welches doch am meisten gesorgt und gearbeitet werden sollte. Denn Gluck bekannte, daß er nach seinen Erfahrungen mehr in den natürlichen Tönen der menschlichen Empfindung zu komponieren beabsichtige, als den Liebhabern großer Schwierigkeiten zu schmeicheln."

Man könnte vielleicht sagen, daß ihm drei Forderungen selbstverständlich waren: 1. die Möglichkeit der praktischen Ausführung, 2. die reine Freude der Beteiligten, d. h. der Ausführenden wie der Zuhörer, 3. die Gemeinsamkeit und Harmonie nicht nur der Töne, sondern auch der Menschen selbst. Dazu trat die vierte Selbstverständlichkeit: Die Einheit von geistlich und weltlich, die damals nach der französischen Revolution und dem aufkommenden Materialismus gar nicht mehr selbstverständlich war. Er war ein treuer evangelischer Christ, ein feinsinniger Mensch in der einfachen und in der vornehmen Gesellschaft, nicht als Forderung, sondern als Tatsache.

Nun aber zu Silchers Leben und Werk: Philipp Friedrich Silcher wurde in Schnait am 27. 1. 1789 geboren und verstarb am 26. 8. 1860 in Tübingen. Sein Vater, Johann Karl Silcher aus Rommelshausen, war Lehrer und Organist in Schnait, starb aber schon 1795. Seine Mutter, Henrika geb. Sprecher aus Zuffenhausen, verheiratete sich nach 1795 wieder, wie das damals häufig Sitte war, mit dem Amtsnachfolger Christian Heinrich Weegmann, der den 6 Kindern im Alter von 2 bis 12 Jahren ein guter Stiefvater wurde.

Nach handschriftlichen Notizen der Familie, die nunmehr von Dr. Dahmen auch archivalisch belegt wurden, kam Friedrich Silcher nach der Konfirmation als „Schulincipiant" (d. h. Schullehrer-Lehrling) ab Michaelis 1803 für seine ganze dreijährige Lehrzeit nach Geradstetten. Hier genoß der für Musik und Zeichnen besonders begabte junge Silcher von dem ihm zeitlebens befreundeten Sohn des dortigen Pfarrers Beringer, der seinem Vater als Vikar Dienste leistete und später Pfarrer in Rommelsbach wurde, Unterricht in verschiedenen Fächern (z. B. Latein) und wurde in eifrigen Gesprächen über Musik und Kunst in die Welt seiner Sehnsucht eingeführt. Die Anfangsgründe des Klavierspiels erlernte er bei dem Sohn seines Lehrers. Nicht genug damit; der lernbegierige und für seinen Beruf begeisterte Provisor ging hernach freiwillig nach Fellbach zu Nikolaus Ferdinand Auberlen, von dem er als dessen bester Schüler in allen Dingen gefördert wurde. Mit 17 Jahren wurde Silcher Hilfslehrer in Schorndorf. Hier wurde er vom Oberamtmann Freiherr von Berlichingen alsbald zum Hauslehrer seiner 5 Töchter angenommen und lernte in diesm Haus viele bedeutende Personen kennen. Als Berlichingen 1809 nach Ludwigsburg versetzt wurde, nahm er Silcher als Mädchenschullehrer mit. In Ludwigsburg verkehrte Silcher mit dem berühmten Komponisten Carl Maria von Weber, Joh. Nepomuk Hummel und Konradin Kreutzer. An seinem 2. Stadtpfarrer Bahnmeier bekam er einen wirklichen Führer durch Leben, Kunst und Wissenschaft. Bald gab er sich ganz seiner inneren Berufung zur Musik hin und wurde 1815 in Stuttgart, wohnhaft im Hause des Klavierfabrikanten Schiedmayer, ein gesuchter Musiklehrer für die besten Stuttgarter Familien. Bahnmeier war inzwischen Professor für praktische Theologie in Tübingen geworden und erreichte beim Senat der Universität die Neuerrichtung der Stelle eines Musiklehrers, „zugleich für den Unterricht der Seminaristen" für Friedrich Silcher. So fand dieser sein bleibendes Lebensziel: Ab 3. 10. 1817 war er Musiklehrer und Musikdirektor an der Universität Tübingen. Hier in Tübingen fand er auch 1822 sein Familienglück. Am Marktplatz zu Tübingen im Hause des angesehenen Kaufmanns G. L. Enslin gab es eine glückliche Hochzeit mit der erst 18jährigen Tochter Rosine Luise. Ein wunderschönes reiches Familienleben durfte die Familie durch Jahrzehnte hindurch haben. Drei prächtig gedeihende Kinder, Karl, Luise und Julie wurden ihnen geschenkt. Noch heute lebt eine große Nachkommenschaft mit den Namen Dorn, Umfrid, Güngler, Reiniger und noch viele andere. Prof. Köstlin — der Gründer des Wttbg. Ev. Kirchengesangvereins — selbst schreibt zusammenfassend: „42 Jahre hat Silcher in Tübingen gewirkt, äußerlich blieb er sich fast immer gleich; stets erschien er in schwarzem Rock und weißer Halsbinde; die Gesichtsfarbe war immer frisch, der Blick hell ... Er starb am 26. August 1860. Als seine irdische Hülle zu Grabe getragen wurde, gefolgt von einem unübersehbaren Trauerzug, mußte man sich sagen: Kaum ist je ein akademischer Lehrer so von der ungeteilten Liebe und Anhänglichkeit der akademischen Jugend getragen worden, wie dieser ehemals mit Vorurteil aufgenommene frühere Schulgehilfe."

Bei Friedrich Silcher's Persönlichkeit ist das amtliche Wirken in Tübingen von seinem persönlichen Leben unmöglich zu abstrahieren, wie man das bei manchen großen Männern, z. B. J. S. Bach, machen kann. Der anfangs schüchterne Musikdirektor fand bald freundlichen Widerhall bei seinen Studenten wie bei den Professoren und bei der ansässigen Tübinger Bevölkerung. Er mußte ja eigentlich das ganze Musikleben auf freiwilliger Grundlage durch eigene Initiative neu aufbauen. Für kein Examen war eine vorausgehende Musikerziehung vorgeschrieben, kein Glied der Bevölkerung und kein Student „mußte" Musik treiben. Selbst Stiftler, als künftige Pfarrer und Schulinspektoren in der nachreformatorischen Zeit in guter musikalischer und zumindest kirchenmusikalischer Ausbildung angehalten, waren infolge der allgemeinen Zeitströmungen auf einem erschreckenden Tiefpunkt angelangt. Aber der musikalisch

leere Raum war zu groß, als daß er hätte so bleiben können. Darum hat der Senat der Universität einen Musiklehrer gewünscht, und darum fand dieser in dem wirklich brachliegenden Sand eine fruchtbare Tätigkeit.

Silcher gründete 1839 einen Oratorienchor. Dieser gab bis zu Silchers Tod 75 Konzerte. Besonders Händel erfreute sich großer Beliebtheit. 17 Oratorien von ihm wurden aufgeführt. Die Requien von Mozart und Cherubini und selbst sogar Teile aus der Bach'schen Matthäuspassion wurden musiziert, um nur einige wenige zu nennen.

Im Jahre 1860 ehrte ihn König Wilhelm von Württemberg, indem er ihm „in Anerkennung seiner allgemeinen Verdienste um die musikalische Seite der Volksbildung das Ritterkreuz des Friedrichsordens gnädigst zu verleihen geruhte". Schon 1852 hatte ihn die Universität Tübingen zum Dr h. c. ernannt, und viele deutsche und ausländische Sängerbunde und Chöre machten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Doktor Silchers letzte Amtshandlung war im April 1860 die Leitung der Festmusik zur 300.Wiederkehr des Todestages Melanchthons. Zuvor, am 14. März, erwies ihm die Studentenschaft unter Vorantritt der Liedertafel die höchste studentische Ehrung, indem sie dem aus dem Amt Scheidenden in einem Fackelzug ihren Dank zum Ausdruck brachte.

Mutter der Redlichen Suevia, du stille,
Dir jauchzen Aeonen zu.
Du erzogst Männer des Lichts
ohne Zahl,
des Geschlechts Mund, das da kommt,
huldiget dir. *Hölderlin.*

Der Gräbelesberg / Von Fritz Scheerer

Wuchtig steigt der Gräbelesberg bei Laufen als mächtiger Felsklotz aus der Tiefe des Eyachtales. Er ist einer der schroffsten und zugleich schönsten Albberge. Die gewaltige Schwammkuppel ist von einer Großartigkeit, wie sie ihresgleichen im Albgebiet kaum ein Berg aufzuweisen vermag. Eine alte, abgestorbene Buche am äußersten Felsrand vermehrt noch den Eindruck des Wilden und Unwirtlichen. Prachtvoll ist der Blick in das reichgegliederte Eyachtal. Auf drei Seiten ist der Berg an den senkrechten, bis über 50 m hohen Kalk- und Schwammriffen unbesteigbar. Nur durch einen schmalen Grat von etwa 25 m Breite hängt er durch eine tief eingeschnittene Bucht mit dem Heimberg und der Hochfläche um Hossingen zusammen. Die steil ansteigenden Wege von Laufen müssen den Berg umgehen und können erst nach der Einmündung in den Hossinger Weg die Höhe erreichen (s. Karte).

Heute ist noch die Verbindung durch wohlgeschichtete Kalke zum Albmassiv vorhanden, aber schon greifen von Osten und Westen, vom Tobel und Lauterbach, gierige Bachrisse herauf, die einstens nach Jahrtausenden den Klotz völlig abgeschnürt haben werden. Die weißen Felsen verhüllen ihren Fuß und scheinen aus dem Wald emporzuwachsen. Der noch nicht ganz vernarbte Bergschlipf gegen das Tobeltal und die muhrenartigen Geröllhalden verraten aber deutlich, daß auch Berge und Felsen nicht für die Ewigkeit geschaffen sind. Immer wieder brechen die wohlgeschichteten Kalke ab, während die Schwammriffe, die aus den Felsmauern herauswachsen und die Bänke plötzlich nach oben biegen, der Zerstörung trotzen.

Die jäh abstürzenden Felsen schufen den Berg zu einer natürlichen Festung. Verschanzungen an der allein zugänglichen Südseite mußten ihn in vorgeschichtlicher Zeit fast uneinnehmbar machen. In zwei Verteidigungslinien, von denen heute noch die Wälle und Gräben deutlich sichtbar sind und die dem Berg den Namen gegeben haben, ist diese Befestigung großartig durchgeführt. Alle Vorteile sind dabei geschickt benützt. Der innerste Wall liegt auf der obersten Bergkante, ist rund 9 m hoch, auf der Seite der Gefahr durch einen 17 m breiten und 3,50 m tiefen Graben vom äußeren Wall getrennt, so daß die auf den Wällen stehenden Verteidiger den Feind tief unter sich hatten. Der äußere Wall zeigt ungefähr die gleiche Höhe, nur ist der Graben nicht ganz so breit. Beide Wälle stoßen in gerader Linie auf den Abgrund. Heute sind die Gräben größtenteils verschüttet, so daß der Höhenunterschied zwischen Wall und Graben nicht mehr so deutlich zu erkennen ist. Die herumliegenden Felsbrocken auf dem Wall und im Graben deuten darauf hin, daß es sich bei dem Wall um die zusammengestürzte Ruine einer einst sorgsam durchgeführten Mauer handelt, also nicht nur um Dämme aus herangeführter Erde und Schutt. Die Steine konnten an Ort und Stelle gebrochen werden. Hinter dem Graben dürfte der Wall mit einer senkrechten Wand aus Pfosten und Steinen mit Flechtwerk oder Trockenmauern aus Weißjurakalksteinen aufgebaut und jeder Wall mit einem Tor versehen gewesen sein. Wie bei anderen vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen dürfen wir auch beim Gräbelesberg vermuten, daß die „Mauern" im Kern aus einem kunstvoll gefügten Kastenwerk aus senkrechten und waagrechten Holzbalken bestanden, das dann mit Steinen ausgefüttert war. Aber nur sachkundige Ausgrabungen können uns über die genaue Bauweise der Wälle weiteres sagen.

Da die durch diese Wälle abgetrennte Burg nur wenig Raum bot, wurde in Richtung Hossingen ein etwa 5 ha großer ebener Platz durch einen in stumpfem Winkel geführter dritter Wall mit Graben geschaffen und zwar wieder an der günstigsten Stelle von Felsabgrund zu Felsabgrund. Auch dieser Wall hat heute noch eine Höhe von teilweise über drei Metern. Durch die 400 Meter und 200 Meter langen stumpf gewinkelten Schenkel war die größtmögliche Fläche gewonnen. Ein Tor hat sich vielleicht an der Westseite des Walles befunden, da wir hier den höchsten Punkt haben (s. Karte).

Die gesamten Wallanlagen sind bestimmt nicht gleichzeitig gebaut worden. Die gewaltigen inneren Querwälle stammen mit Sicherheit aus einer anderen Zeit als der im Prinzip völlig anders geplante 600 Meter lange Außenwall. Sie dürften das Ergebnis langandauernder fortifikatorischer Überlegungen sein, die natürlich auch mit verschiedenen politischen Konstellationen zusammenhängen.

Siedlungsreste konnten bis jetzt innerhalb der Abschnittswälle nirgends festgestellt werden, nur Kulturboden mit Holzkohle und vorgeschichtliche Scherben innerhalb des inneren Walles. Dagegen weist der benachbarte Lochenstein Siedlungen auf. Er ist aber dank der Unzugänglichkeit unbefestigt geblieben. Beim Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen handelt es sich sogar um eine „Dorfburg", die auf den Terrassen entlang der Bergflanken einst Häuser getragen hat, und wo die langgestreckte Bergzunge durch einen mächtigen Querwall mit vorgelagertem Doppelgraben gesichert war. Bei dem Gräbelesberg müssen wir uns zunächst mit einer Fluchtburg begnügen, in deren Innenraum die Möglichkeit bestand, Vieh und zugezogene Bevölkerung

in Notzeiten unterzubringen. Das Vieh war der Hauptbesitz jener Leute. Die Siedlungen könnten in der Nähe der Grabhügel gelegen sein, die um Hossingen, vor allem auf der Flur Wangen an der Meßstetter Markungsgrenze, zahlreich vorhanden sind. In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts konnten durch Pfarrer Oetinger in Meßstetten durch Öffnung verschiedener Hügel bronzene Schmuckstücke, Gefäßscherben, eiserne Schwerter usw. geborgen werden. Prachtvoll sind auch die kleinen Goldschälchen von Hossingen (keltische Münzen), die man wegen ihres Glanzes Regenbogenschüsselchen nennt. Aus all diesen Funden darf man schließen, daß die Hochfläche als Siedlungsland bevorzugt war und einer zahlreichen Bevölkerung vor allem durch Viehzucht Lebensmöglichkeiten bot. Von den Wohn- und Begräbnisstätten führt ein alter Weg, die „Gasse", über das „Holderheckle" hinaus zum nördlich gelegenen Gräbelesberg, wo Menschen und Vieh ausreichenden Schutz vor feindlichen Angriffen finden konnten, denn kriegerische Auseinandersetzungen mit ortsfremden Eindringlingen oder solche mit verfeindeten Sippen spielten sicher in der Vorzeit eine beträchtliche Rolle.

Um die starke Befestigung auf dem Gräbelesberg zu schaffen, bedurfte es eines planenden und führenden Kopfes, der die Massen zu einer großen Gemeinschaftsleistung anspornte. Mit Hilfe von Hörigen, vermutlich Bauern, werden die gewaltigen Festungsanlagen gebaut worden sein. Es muß zur Zeit ihrer Erbauung in der sozialen Struktur der Bevölkerung adlige Grundherren und in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis stehende Hörige gegeben haben. Wo war aber der Sitz des Fürsten oder adeligen Grundherrn? Auf dem Gräbelesberg oder irgend wo in der Nähe? Wo wurden diese Herren begraben? Wir kennen bis jetzt noch kein reiches Grab. Wir wissen nur, daß die Blütezeit der vorgeschichtlichen Albburgen in die späte Hallstattzeit und frühe Latènezeit fällt, also in das 6. und beginnende 5. vorgeschichtliche Jahrhundert, wie die markanten Beispiele der beiden Heuneburgen bei Riedlingen und der Ipf bei Bopfingen zeigen, und daß die damaligen Bewohner unserer Berge Kelten wären, also Angehörige der indogermanischen Völkerfamilie, die fürstliche Zentren mit Persönlichkeiten entwickelten, die weitreichende Beziehungen besaßen, und die die Grundlage unserer eigenen Existenz, unserer wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung bildeten.

Dieses sind nur einige der vielen Probleme, die uns der Gräbelesberg mit seinen Befestigungsanlagen stellt. Einmal ist es vor allem die Frage nach Konstruktion und Aufbau der Wälle, zum anderen nach der möglichen Besiedlung des Felsklotzes und seiner Nachbarschaft und weiterhin nach der Führungsschicht, unter der die gewaltigen Anlagen geschaffen wurden. Nur sachkundige Ausgrabungen könnten zu tragfähigen historischen Aussagen führen.

Was man früher von den Ebingern hielt

Von Dr. Walter Stettner

(Schluß)

1885/92: Die Erwerbstätigkeit ist vielfach eine nervös gesteigerte. Alles will Geld verdienen, nicht bloß, wer muß. Die Kinder dauern einen oft, wenn sie, statt kindlich harmlos zu spielen, in der schulfreien Zeit gleich wieder für die Fabriken arbeiten müssen. Wenn man untertags eine Hilfe haben will, heißt es, es ist niemand zu bekommen. Wen sein Beruf nicht ganz beschäftigt, der treibt daneben noch etwas anderes. Fünfzigjährige Leute lernen noch einen neuen Erwerbszweig, um ihre Zeit auszufüllen. Auch Frauen und Kinder, alles ist beschäftigt. Eigentümlich ist auch, wie alles belohnt wird. so oft man im Kaufladen etwas holt, bekommt man etwas, Geld oder ein Stück Kuchen oder eine Handvoll Bonbons und dergl., wofür freilich hier alles teurer ist als im Unterland. Die Namen der Konfirmanden müssen beizeiten im Albboten bekanntgemacht werden, damit die Leute wissen, wem sie eine Ehrengabe zu geben haben. Da bekommt dann ein Kind 50, 100, 200 Mark.

Bei dem jungen Geschlecht reißt Putz- und Genußsucht ein. Arme Mädchen, die aber in der Fabrik ihr regelmäßiges Geld verdienen, kleiden sich sehr elegant, sonntags trifft man sie in den Wirtshäusern, oder wenn eine Theaterbande die Stadt heimsucht, sind sie regelmäßige Besucher. Die Fabrikanten klagen, daß die Mädchen, welche früher zum Vesper ein Stück Brot mitgebracht und dazu ein Glas Wasser geholt haben, jetzt Bier oder Wein trinken zu Käse, grünem Käse, Sardellen, Wurst oder dergl. Delikatessen, wie z. B. mit Zuckerwasser gefüllte Schokolade von Fabrikmädchen massenweise verbraucht wird.

Durch die bis vor 10 Jahren vom großen Weltverkehr abgeschlossene Lage des Bezirks, durch die beherrschende Stellung, welche das Ebinger Geld auf die weite Umgebung ausübt, hat sich ein starker Unabhängigkeitssinn ausgebildet, der sich keinerlei Schranken will auferlegen lassen, der aber seinerseits geneigt ist, andere in schlechthinige Abhängigkeit von sich zu bringen (freilich auch unter dem Aushängeschild der Freiheit). Damit hängt ferner zusammen eine außerordentliche Eigenliebigkeit und ein sogenannter Lokalpatriotismus, der in seinem engen Kreis viel tun kann aber fürs große Ganze verhältnismäßig wenig leistet. Der demokratische Grundzug hat weiter darin Nahrung, daß in der Gemeinde eigentlich keine Standesunterschiede vorhanden sind; es ist alles ineinanderhinein verwandt, der ärmste Fabrikarbeiter kann mit dem reichen Fabrikanten auf „Du" stehen. Und die Reichen können sich darin gefallen, ihren Mangel an feinerer Bildung und Lebensart mit der Abneigung gegen alles Aristokratische zu verdecken. Es fehlt ein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein, in welchem man sein einzelpersönliches Belieben den Zwecken des Ganzen unterordnet. Die Anwendung von Sympathie und Zauberei ist weit verbreitet.

1899/1903: Im Sommer mehren sich die Waldfeste, sodaß fast jeden Sonntag einer der vielen Vereine mit Musik sein Trinkfest feiert. Der Wirtshausbesuch ist sehr rege, der richtige Ebinger besucht werktags 1—2, sonntags 2—3 Wirtschaften. Vormittags 9.00 Uhr und nachmittags 4.00 Uhr werden außerdem Massen von Bierkrügen aus den 70 Wirtschaften in die Häuser und Fabriken über die Straße getragen. Die beiden politischen Parteien, die deutsche und die demokratische, stehen immer noch sehr gespannt, was sich aber außer in Wahlzeiten im geselligen Leben kaum mehr bemerkbar macht.

1907: In der Arbeiterschaft überwiegt das gut bürgerliche Element immer noch das eigentlich proletarische. Die Sozialdemokratie hat hier ziemlich festen Boden gefaßt, wird aber in absehbarer Zeit schwerlich das Übergewicht in der Arbeiterschaft gewinnen, denn die Einheimischen zeigen trotz demokratisch-freiheitlichen Gebarens viel mehr konservativen Sinn, als man auf den ersten Blick erkennt.

Im Spiegel der Urteile über die alten Ebinger sehen wir die Bürger von heute. Aber im Verhalten der Ebinger haben sich auch die Ereignisse und Entwicklungen der großen Politik gespiegelt. Die Revolution von 1848, die Schaffung des Bismarckschen Reiches, der Beginn der Industrialisierung, das waren Herausforderungen an die Ebinger, denen sie sich gestellt haben Und da hat sich manches im äußeren Gehaben verändert. Aber ein Kern von Wesenszügen ist wohl über alles Auf und Ab der Geschichte hinweg geblieben. Davon möchte ich wenigstens zwei Dinge herausstellen, die in diesen Berichten immer wieder sich finden: einen zähen Arbeitswillen und eine unermüdliche Hilfsbereitschaft. Was wird man in 100 Jahren von den heutigen Ebingern halten?

Heinrich von Tieringen und Konrad von Emmingen, zwei alte Ebinger Pfarrer

Von Dr. Walter Stettner

Unter den etwa fünfzehn Ebinger Pfarrern, die wir aus der Zeit vor der Reformation kennen, ragen zwei heraus, Heinrich von Tieringen und Konrad von Emmingen. Beide sind adliger Herkunft; der eine stammt vom benachbarten Tieringen (wir kennen noch eine Reihe weiterer Mitglieder des Tieringer Ortsadels), der andere wahrscheinlich von Emmingen ab Egg (7 km südsüdöstlich von Tuttlingen). Leben und Wirksamkeit der beiden Männer aber sind sehr gegensätzlich: der Tieringer ist weltlichen Geschäften zugewandt, der Emminger den geistlichen.

Über Heinrich von Tieringen geben die Urkunden nicht viel aus. Im Jahr 1275 begegnet er als Pfarrer in Tieringen, in Ebingen, in Stetten a. k. M., in Engstlatt und in Mägerkingen. Natürlich konnte er nicht alle diese Stellen persönlich versehen, er bezog aber die zugehörigen Einkünfte und hielt dafür arme Kapläne als seine Stellvertreter. Solche Ämterhäufung war nach den Regeln der Kirche nicht gestattet, wurde aber doch nicht selten geübt. Sie stellte eine Auszeichnung dar, die nicht jedem beliebigen zuteil wurde, sondern eine besondere Protektion durch hochgestellte Persönlichkeiten voraussetzte. 1280 ist er als Dekan von Tieringen Zeuge für einen Grafen von Kellenburg, und 1287 verkaufte er in Ebingen mit Zustimmung seines Herrn, des Grafen von Hohenberg, an seine Nichte Hedwig, Äbtissin des Klosters Wald und den dortigen Konvent die Hälfte des Kleinzehnten zu Tieringen.

In der Chronik des Mathias von Neuenburg aus der Mitte des 14. Jahrh. wird ein Pfarrer von Tieringen in Scherra erwähnt, Capadocier genannt, der Notar des Grafen Albert von Hohenberg war. Diesen Mann hat Rektor Kurt Wedler den Lesern der Heimatkundlichen Blätter am 27. August 1959 in Anlehnung an L. Schmids Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg vorgestellt. Den Namen des Pfarrers von Tieringen sucht der Herausgeber der Chronik, Prof. A. Hofmeister, zu ermitteln. Er verweist auf zwei Urkunden aus dem Jahr 1273, in denen ein Heinricus notarius oder scriba (Schreiber) des Grafen Albrecht II. von Hohenberg genannt ist, und auf eine aus dem Jahr 1283, in der zwei Notare desselben, beide mit dem Anfangsbuchstaben H. erwähnt werden. Mir scheint, da paßt sachlich und zeitlich alles so gut zusammen, daß man ohne Bedenken den Kappadokier mit unserem Heinrich, Pfarrer in Tieringen, Ebingen usw. in eins setzen kann. Dieser Mann stand also im Dienst der Hohenberger

und erfreute sich nicht nur der Gunst seines weithin berühmten Herrn, des Grafen Albert II., sondern genoß auch dank dessen Verschwägerung mit Rudolf von Habsburg und dank seinem eigenen Witz und seiner Schlagfertigkeit hohes Ansehen beim König.

Konrad von Emmingen hat keinen zeitgenössischen Geschichtsschreiber gefunden. So müssen wir mühselig seine Spuren in den Urkunden aufsuchen. Zunächst seien alle Urkunden, in denen er vorkommt, kurz aufgeführt.

1382 Einen Streit um des techen (=Dekans) Hofstatt und den Kirchensatz zu Ebingen schlichtet Heinrich von Werenwag mit vier Beisitzern. Zeugen: Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr zu Ebingen; Pfaff Albrecht, Kirchherr zu Meßstetten, Dekan zu Ebingen; Pfaff Burk Schmit, Kirchherr zu Nusplingen.

1382 Pfaff Wildmann von Weilersburg, Kirchherr zu Hechingen und Chorherr zu Stuttgart, und der Edelknecht Johannes von Weggestein stiften eine Meßpfründe in der Kapelle zu Ebingen. Siegler: Die Aussteller; Propst Friedrich Kaib und der Konvent des Kl. Denkendorf (denen nach der Stifter Tod die Benennung eines Nachfolgers zustehen soll); Burkart von Tierberg, Kastvogt der Martinskirche; Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr der Martinskirche; Graf Eberhard von Württemberg, der die Kapelle von Lasten oefreit; Schultheiß und Bürger zu Ebingen, die dem jeweiligen Kaplan Bürgerrechte verleihen

1384 Pfaff Albrecht, Dekan des Kapitels Ebingen und Kirchherr zu Meßstetten; Pfaff Heinrich, Leutpriester zu Benzingen und Kämmerer des Kapitels Ebingen; Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr zu Ebingen; Pfaff Abel, Kirchherr zu Frohnstetten; Pfaff Nicolaus, Kaplan des Katharinenaltars zu Ebingen entscheiden in Ebingen einen Streit zwischen Kl. Wittichen und den Maiern des Hagenhofs zu Margrethausen wegen des Hanfzehnten. Nur der Dekan und Konrad von Emmingen haben Siegel.

1385 Heinrich Schönloch, Leutpriester zu Margrethausen, schenkt sein Gut zu Langenenslingen an Kl. Heiligkreuztal. Neben ihm siegelt Pfaff Konrad von Emmingen, Dekan und Kirchherr zu Ebingen.

1386 Schenkung Tailfinger Bürger an Kl. Margrethausen. Siegler: Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen und Ruf Krapf von Tailfingen.

1389 Heinz Pfaff von Ebingen zu Rottweil schenkt dem Johannesaltar in der Kapelle Ebingen seinen Laienzehnten zu Truchtelfingen. Siegler: Schultheiß und Richter zu Ebingen; Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen; Burkard von Tierberg der junge.

1390 Konrad der Dekan von Ebingen bezeugt, daß Irrendorf nie Consolationes an das Dekanat bezahlt hat.

1391 Pfaff Marquard der Vogt von Truchtelfingen verkauft der Martinskirche Ebingen eine Gült aus seinen Gütern zu Truchtelfingen. Siegler: Schultheiß und Richter zu Ebingen; Pfaff Konrad, Kirchherr und Dekan zu Ebingen; Burkard von Tierberg der junge.

1397 Eberhard von Hausen verkauft zu Ebingen seinem Oheim Hans von Stuben das Dorf Schmeihen. Siegler: der Aussteller; die Stadt Ebingen; Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen, Ruf von Reischach; Burkard von Tierberg.

1397 Katharina Brotbek von Meßstetten und ihre Tochter ergeben sich in die Leibeigenschaft des Kl. Beuron. Siegler: Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen.

1397 Margret die Lägellerin, Witwe Heinrichs von Hausen, verkauft ihrem Oheim Ábli dem Matz in Ebingen ihren Hof zu Zillhausen. Siegler: Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen; Burkard von Tierberg.

1397 Graf Friedrich von Zollern-Schalksburg stiftet Kl. Wannental für Eremitenbrüder. Siegler: Konrad von Emmingen, Rektor und Dekan zu Ebingen.

1398 Pfaff Eberhard Mayli, Dekan und Kirchherr zu Meßkirch, stiftet eine Jahrzeit für Kl. Beuron. Siegler: der Aussteller; Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen; Heinrich Zoznegger, Kämmerer und Kirchherr zu Boll.

1402 Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen, und Burkard von Tierberg bestätigen die zwei Tage zuvor durch Schultheiß und Bürger zu Ebingen erfolgte Befreiung der Klause Ebingen von Lasten und nehmen sie in ihren und des Gotteshauses Schutz.

1404 Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen und die Heiligenpfleger der Kapelle zu Hossingen tauschen Einkünfte der Kapelle mit Ruf von Reischach. Siegler: Konrad von Emmingen und Konrad Matz, Schultheiß zu Ebingen.

1405 Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen, zeigt dem Bischof von Konstanz die Stiftung der Johannesfrühmeßpfründe in der Kapelle zu Ebingen durch die Bürger von Ebingen an und bittet um Bestätigung; dem Pfarrherrn soll die Besetzung der Pfründe zustehen.

1405 Der Generalvikar von Konstanz bestätigt die Stiftung der Johannesfrühmeßpfründe durch die Einwohner von Ebingen mit Zustimmung Konrads von Emmingen.

1406 Graf Friedrich von Zollern genannt Schwarzgraf und sein Bruder Ostertag vergleichen sich mit ihrem Vetter Graf Friedrich von Zollern wegen einer neu erbauten Kapelle. Siegler u. a. Herr Konrad Emminger, Dekan und Kirchherr zu Ebingen.

1411 Pfaff Konrad, Kirchherr und Dekan zu Ebingen, und drei Mitpfleger des Spitals verschreiben Frau Katharina der Strichin ein Leibgeding. Siegler: Pfaff Konrad von Emmingen und Schultheiß und Richter von Ebingen.

1412 Pfaff Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen, und drei weitere Pfleger des Spitals geben Einkünfte aus Schwenningen an Frau Katharina die Strichin, Stifterin des Spitals. Siegler: Konrad von Emmingen und die Stadt.

1412 Wilhelm Schiltegger verzichtet in Ebingen zugunsten Beurons auf Rechte und Einkünfte in Egesheim. Siegler: Der Aussteller; Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan zu Ebingen; Berthold von Balgheim; Konrad von Werenwag; Eberhard von Hausen.

1417 Benz Hegloch von Schwenningen verkauft Pfründnern in Beuron Zinsen aus seinen Gütern zu Schwenningen. Siegler: Konrad von Emmingen, Dekan und Kirchherr zu Ebingen, Klaus Loner, Schultheiß von Ebingen.

1419 Konrad von Hölnstein und seine Tochter Engel schenken dem Ebinger Allerheiligenaltar Einkünfte in Dürrwangen. Siegler: Konrad von Emmingen, Dekan zu Ebingen; Ruf von Reischach; Hans von Stein.

Konrad von Emmingen kommt wahrscheinlich aus der Rottweiler Gegend; in Deißlingen wird 1381 Pfaff Konrad von Emmingen erwähnt. Dann ist er von 1382 bis 1419 hier nachweisbar, also 37 Jahre lang. Da war er wohl, als er seinen hiesigen Posten übernahm, noch ein Herr in jüngeren Jahren. Um so mehr Beachtung verdient es, daß er schon nach drei Jahren zum Dekan des Kapitels Ebingen gewählt wurde. Diese Würde war nämlich — ähnlich wie heute noch in der katholischen Kirche — nicht an einen bestimmten Amtssitz gebunden; wir kennen aus dem 14. Jahrhundert einen Dekan von Lautlingen, einen von Nusplingen und einen von Hausen (an der Donau), die alle Dekane eben dieses Dekanats Schömberg-Ebingen waren. Allerdings sei vorweggenommen, daß im 15. Jahrhundert sich die Dekane, gleichgültig, wo ihr Amtssitz war, als Dekane von Ebingen bezeichneten; das war wohl mit eine Wirkung der Tätigkeit Konrads von Emmingen, Kirchherrn und Dekans zu Ebingen.

In 24 verschiedenen Urkunden wird also Konrad von Emmingen genannt. Von allen anderen Geistlichen der Stadt kennen wir nur eine oder einige wenige Nennungen. Aber auf den ersten Blick will es scheinen, als seien es lauter Nichtigkeiten, als werde er fast nur erwähnt, weil er zufällig ein Siegel hat. Jedenfalls ist da kein Hauch der großen Weltpolitik zu spüren; das ganze Wirken des Mannes, soweit es noch faßbar ist, erstreckt sich auf das Gebiet der Kirche und Seelsorge.

Klar beteiligt ist der Emminger an der Stiftung einer Frühmesse in der Kapelle. Ihre Stiftung bedeutete vielleicht einen schlechten Besuch des Gottesdienstes in der Martinskirche und damit eine Verminderung der Einnahmen des Pfarrers. Trotzdem hat er seine Einwilligung gegeben, ja die Bürgerschaft wohl sogar dazu ermuntert. Er behielt sich und seinen Nachfolgern das Recht vor, dem Bischof einen Kandidaten für diese Altarpfründe vorzuschlagen. Die Kapelle, die 1382 oder kurz zuvor gestiftet worden war, erhielt hiermit einen zweiten Altar, der Johannes dem Täufer geweiht wurde. Nun war also auf Betreiben Konrads von Emmingen das Zeichen des Täufers über Ebingen aufgerichtet, der dazu aufrief, Buße zu tun, und man fragt sich, ob nicht auch Konrad selbst ein solcher Bußprediger gewesen ist.

Im Jahr 1402 haben Schultheiß und Bürger zu Ebingen die Klause von Lasten und Diensten befreit; die Franziskaner Laienschwestern, die in der Klause untergebracht waren, brauchten also für sich und ihr Haus keine Steuern mehr zu zahlen und keine Frondienste mehr zu leisten. Konrad von Emmingen und Burkard von Tierberg, der die hiesige Martinskirche zu vergeben hatte, bestätigten das schon zwei Tage hernach und stellten die Klause unter ihren Schutz und den des Gotteshauses St. Martin. Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man vermutet, daß auch in diesem Fall Konrad von Emmingen hinter den Kulissen, mindestens hinter den Kulissen der Urkunden am Werk gewesen ist und sich für die Schwestern eingesetzt hat, deren aufopferungsvolle Liebestätigkeit noch nach der Reformation gerühmt wird.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

7. Jahrgang | Freitag, 30. Dezember 1960 | Nummer 12

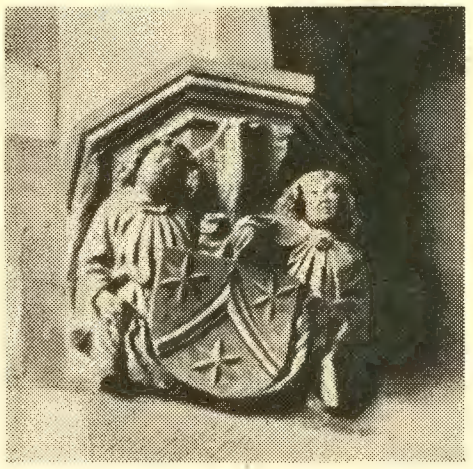
Ist Aberlin Joerg der Baumeister der Balinger Stadtkirche?

Von Kurt Wedler

Um die Stuttgarter Baumeisterfamilie Joerg, die in der Spätgotik ihre Werke schuf, gibt es noch immer Geheimnisse, die zu mancherlei Mißverständnissen und Irrtümern Anlaß gaben. Einiges ist davon in letzter Zeit aufgehellt worden, anderes bedarf noch der Aufklärung.

Zu dieser Familie gehört Aberlin Joerg (Jörg, Jerg), auch Aubrecht Georig, oder etwas nüchterner Albrecht Georg genannt. Er wird beinahe in allen kunst- und baugeschichtlichen Beschreibungen als der Baumeister der Balinger Stadtkirche genannt. Wie steht es damit?

Baurat Dr. Ing. Hans Koepf, ein verdienter Forscher in der Baugeschichte von Württemberg, hat in seinem Aufsatz „Die Stuttgarter Baumeisterfamilie Joerg" in Band VI der „Schwäbischen Lebensbilder" nachgewiesen, daß das Wappenschild der Familie Joerg — ein Doppelsparren mit drei Sternen (siehe Bild) — nicht allein das Wappen



Das Wappenschild der Familie Joerg, ein Doppelsparren mit drei Sternen (Stiftskirche Stuttgart)

Aberlin Joergs ist, sondern vielmehr der ganzen Familie zugehört, die mindestens drei Baumeister aufweist: Hänslin Joerg, der Ältere (um 1380—1450); Aberlin Joerg, der Sohn (um 1420—1493); und sehr wahrscheinlich Hänslin Joerg, der Jüngere, der Bruder Aberlins (um 1420—1490). In 29 Ausführungen hat man dieses Wappen mit einigen unwesentlichen Abänderungen in und an den Kirchen des Landes festgestellt.

Aberlin ist als der Sohn des Patriziers und Baumeisters Hänslin Joerg sehr wahrscheinlich in Stuttgart um das Jahr 1420 geboren. Auch die Markgröninger wollen ihn als Sohn ihrer Stadt in Anspruch nehmen. Aber der Wunsch wird wohl hier der Vater des Gedankens gewesen sein; denn allein aus der Heirat mit einer Markgröningerin, Adelheid von Magstadt und der Heirat des Sohnes ebenfalls mit einer Tochter der Stadt namens Volland, kann niemals auf den Geburtsort des Aberlin geschlossen werden. Ausgebildet wurde er an der Bauhütte der Stuttgarter Stiftskirche, die sein Vater unter dem Landesfürsten Graf Ulrich V., dem Vielgeliebten (1433—1480) leitete. Aberlin rückte um 1450 in die Stellung des Vaters ein, denn er wird erstmals 1455 von Ulrich als „unser buwmeister" erwähnt. Im Jahr 1433 wurde die Stiftskirche von Hänslin Joerg, dem Vater, begonnen. Sie ist eine Staffelhallenkirche wie die Balinger Stadtkirche. Aberlin hat zwar von etwa 1450 an bis zu seinem Lebensende an ihr weitergebaut, aber der Entwurf und die Planung stammen nicht von ihm.

In den Jahren 1460—1470 arbeitet er am Chor der Alexanderkirche in Marbach a. N. Es ist die Friedhofskirche, die außerhalb der Stadt liegt. Auch hier ist das Schiff eine Staffelhalle, bei der das ganze Langhaus von einem Dach überdeckt ist, aber das Mittelschiff gegenüber den Seitenschiffen höher gezogen ist, also innen basilikale Form hat, allerdings ohne Lichtführung im Mittelschiff (unechte Halle). Nur der Chor dieser Kirche stammt von Aberlin.

In denselben Jahren arbeitet er auch an der von seinem Vater noch begonnene Leonhardskirche in Stuttgart, vergrößert das Langhaus und gestaltet daraus eine echte Hallenkirche mit gleich hohen Seitenschiffen. Die Stadtkirche in Cannstadt wird zwischen 1460 und 1470 begonnen, sie ist auch in der Planung ein Werk Aberlins mit einer dreischiffigen, reinen Halle (siehe Bild).

Die dreischiffige Halle der Stadtkirche in Cannstatt, ein Werk Aberlins

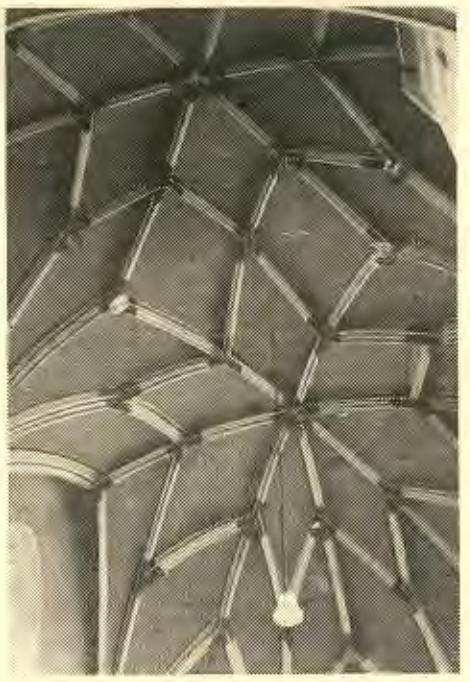
Im Jahr 1472 beginnt er, unterstützt von seinem Bruder Hänslin Joerg, dem Jüngeren, mit dem Chor der Bartholomäuskirche in Markgröningen. Das monotone, engmaschige Netzgewölbe läßt nicht gerade auf einen phantasievollen Meister schließen, wenn auch die handwerkliche Arbeit sauber und genau durchgeführt ist.

Auch die kleineren Choranlagen von Aidlingen, Dettingen bei Kirchheim und Wildberg sind in den 70er Jahren erstellt worden und wohl auch der Chor in Ennetach.

Ein Hauptwerk Aberlins ist die Hospitalkirche in Stuttgart, die mit dem Chorbau 1471 beginnt und in der Planung ganz auf ihn zurückgeht. Das Langhaus ist ebenfalls ein reiner Hallenbau, der allerdings um 1480 von andern Meistern nur langsam weitergeführt wird.

Auch an der Schorndorfer Stadtkirche hat Aberlin sehr wahrscheinlich nach 1477 am Langhaus gearbeitet, dessen Vollendung nach 1480 von Uracher Bauleuten durchgeführt wurde.

Als der vielgeliebte Ulrich V. im Jahr 1480 starb, der wohl kein hervorragender Fürst gewesen ist, und bald darauf der großzügige und umsichtige Eberhard im Bart die Zügel des Landes in die Hand nahm, da scheint Aberlin nicht mehr „unser buwmeister" zu



Das Chorgewölbe in Schwieberdingen von Peter von Koblenz

sein. Eberhard brachte aus Urach seine Werkleute mit, denn er konnte sich sicher mit der zu trockenen, phantasieschwachen Art Aberlins nicht anfreunden (siehe Bild des Chorgewölbes in Schwieberdingen von Peter v. Koblenz).

Aberlin erscheint nun als Baumeister in den Reichsstädten. So arbeitet er von 1480 bis 1483 am Chor der Kapellkirche in Rottweil (nicht an der Heiligkreuzkirche wie irrtümlich bei der 700-Jahr-Feier von Ba-

lingen geschrieben wurde). Die oberen Stockwerke des Kapellenturmes sind aber nicht von ihm was bisher angenommen wurde, sie tragen ganz anderen Charakter und andere Steinmetzzeichen.

Dann wölbt er von 1487—90 den Chor des Anton Pilgrim in der Kilianskirche in Heilbronn und 1491 arbeitet er am Rippennetz der Parler'schen Heiligkreuzkirche in Schwäbisch Gmünd.

Die Haupttätigkeit Aberlins war die Planung und Gestaltung von Chören! Hier hat er Gutes geleistet und vor allem im Maßwerk der Fenster hervorragend gearbeitet.

Wie steht es nun mit der Beteiligung Aberlins an der Balinger Stadtkirche?

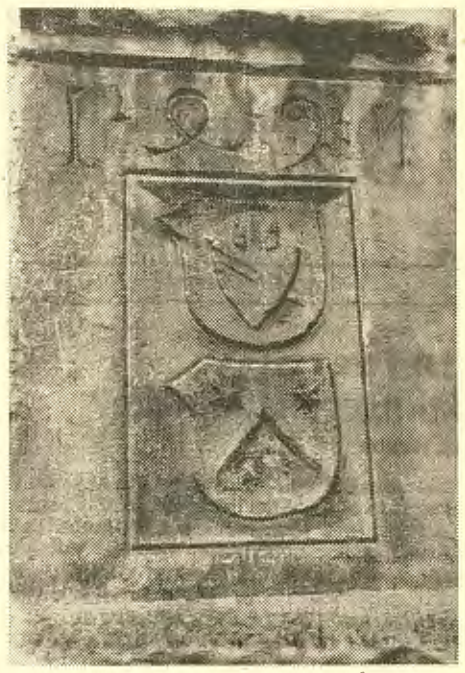
Der Chor wurde als origineller und eindrucksvoller Turmchor 1443 mit dem darüber errichteten Turm von Hänslin Joerg d Ä. begonnen (siehe Bild) und vielleicht

Der Turmchor der Balinger Stadtkirche, der 1443 mit dem darüber errichteten Turm von Hänslin Joerg dem Älteren begonnen wurde

von Aberlin oder dessen Bruder später fortgesetzt. Auch scheinen einige Turmgeschosse auf ihn oder seinen Bruder zurückzugehen. Aber die Staffelhalle des Langhauses ist kein Werk von ihm. Solche Staffelhallen wie in der Alexanderkirche in Marbach, der Peter-und-Pauls-Kirche in Weilderstadt, in der Stadtkirche in Markgröningen und hier in Balingen mit Kapellennischen hat Aberlin nie gebaut. Aberlin Joerg kann also nicht als Baumeister der Balinger Kirche bezeichnet werden, denn er war nur im geringsten Maß oder gar nicht daran beteiligt. Man ist seither dem Irrtum verfallen und hat alle Werke, die mit dem Sparrenwappen versehen waren, Aberlin zugeschrieben. Nach den neuesten Forschungen sieht man klarer und weiß, daß Aberlin nur einer der drei, wohl nicht einmal der bedeutendste, aber der rührigste Baumeister war.

Um das Bild Aberlins noch etwas abzurunden, sei noch folgendes erwähnt: Aberlin Joerg besaß in Stuttgart drei Häuser mit einer Scheuer, die in dem Straßenviereck König-, Büchsen-, Kronprinzenstraße lagen. Sie werden in einem Hauskaufbrief von 1488 genannt und sind wahrscheinlich von ihm erbaut worden, da der Platz in einer Urkunde von 1446 noch als Garten bezeichnet wird.

An der Südwand der Kirche von Schwieberdingen ist eine Wappentafel angebracht mit dem Wappen der Famile Joerg (siehe Bild), die zu der irrtümlichen Auffassung



Wappenstein an der Südwand der Kirche von Schwieberdingen mit dem Wappen der Familie Joerg

führte, Aberlin sei hier gestorben und begraben. Man deutete diesen Wappenstein, auf dem oben noch ein zweites Wappen angebracht ist und die Jahreszahl 1495, als Epitaph. Aber für eine Grabtafel ist dieser Stein viel zu klein, erst recht, wenn man bedenkt, daß diese Familie zu den reichsten Patrizierfamilien des Landes gehörte. Das obere Wappen (Pflugschar mit Messer) ist zudem nicht das der Frau Adelheid von Magstadt, sondern das der Eßlinger Patrizierfamilie Tegen, aus der Aberlins Mutter stammte. Auch hat mit Sicherheit Aberlin an dieser Georgskirche des Peter von Koblenz, dem Baumeister Eberhards, nicht mitgebaut. Es handelt sich bei diesem Stein also sehr wahrscheinlich um den Rest eines größeren Denkmals, vielleicht eines Ölberges, der von den verwandten Familien Joerg und Tegen, die hier begütert waren, gestiftet wurde.

Aberlin wird in einer Urkunde von 1494 als „selig" erwähnt, ist also wohl zwischen 1493 und 1494 gestorben, und zwar nachweislich in Stuttgart. Am Aposteltor der Stuttgarter Stiftskirche (SW) hat die Familie nach dem Tod Aberlins und seiner Gemahlin zu ihrem Andenken die Plastiken der Apostel anbringen lassen mit dem Sparrenwappen der Joerg und dem Lilienwappen der Magstadt.

Baumeister der Balinger Stadtkirche ist aber Hänslin Joerg d. Ä. mit dem Turmchor und dem Turm (1443), dessen Fortführung vielleicht Aberlin oder dessen Bruder übernahm. Das Stockwerk über der Galerie des Turmes stammt von Meister Stephan, Tübingen (1541). Baumeister des Langhauses ist der Tübinger Meister Franz (1512); seine Planung geht vermutlich auch auf Hänslin d. Ä. zurück.

Quellen:

Dr. Ing. Hans Koepf: Die Stuttgarter Baumeisterfamilie Joerg (in Schwäb. Lebensbilder Bd. VI)
Prof. Dr. Erhard Lenk: Alter Irrtum und neues Wissen um Aberlin Joerg (Hie gut Württemberg. Ludw. Kreiszeitung 1957 Nr. 10)
Prof. Dr. Erhard Lenk: Rätselraten um ein Joerg-Wappen in der Markgr. Stadtkirche (HgW 1957 Nr. 3)
Prof. Dr. Erhard Lenk: Rätselraten geht weiter (HgW 1957 Nr. 8)
Karl Weingand: Die Stuttgarter Häuser des Baumeisters Aberlin Joerg (Zeitschr. für württembergische Landesgeschichte 1956, S. 133—135)
Prof. Gustav Wais: Geheimnisse um die Stuttgarter Baumeisterfamilie Joerg lüften sich (Stuttgarter Zeitung 1957 Nr. 4)

Das württembergische Vermessungswerk

Von Fr. Bundschuh

Wenn im alten Ägypten vor 3000 und mehr Jahren der als Gott verehrte Nil sich nach der alljährlichen Überschwemmung wieder in sein Bett zurückgezogen hatte und alle Grenzzeichen im segenbringenden Schlamm verschwunden waren, kamen würdevolle Tempelbeamte und steckten die Grundstücksgrenzen wieder ab. Sie taten dies nach Unterlagen auf Papyrusrollen, die im Tempel aufbewahrt wurden und als heilige Urkunden galten.

Wenn wir in unseren Tagen durch Stadt und Dorf und Feldflur gehen, kann es vorkommen, daß ein ortskundiger Begleiter sagt: „Das Hausgrundstück hier gehört dem und der Obstgarten dort jenem und der große Weizenacker drüben gehört dem Halderbauer."

Einem ganz und gar Ahnungslosen könnte dabei der Gedanke kommen: „Ja, wo steht denn das, daß der Acker dem Halderbauer gehört." In der Tat, das muß doch irgendwo stehen. Von einem beweglichen Gegenstand — einem Taschenmesser, einem Hut, einem Auto z. B. — kann man im wortwörtlichen Sinne Besitz „ergreifen". Die Dinge können einem auch gestohlen werden. Von einem vererbten oder gekauften Acker kann man nur im übertragenen Sinne Besitz ergreifen, nämlich wenn irgendwo glaubhaft steht, wer der Eigentümer ist und dann kann der Acker auch nicht gestohlen werden von einem, der behauptet: „Der Acker gehört mir".

Das steht nun nicht mehr auf geheiligten Papyrusrollen, die in Tempeln aufbewahrt werden wie bei den alten Ägyptern, sondern auf Blättern, die in ganz nüchternen Holzschränken liegen auf einem der nüchternsten Ämter: dem Grundbuchamt. Aber ein Amt von fast heiliger Nüchternheit, dessen Angaben öffentlichen Glauben genießen. Damit zeigt also das Grundbuchblatt auch heute noch eine innere Verwandtschaft mit jenen heiligen Papyrusrollen.

Woher aber weiß der Grundbuchbeamte, der späte Nachfahr jener Tempelpriester, was er in das Grundbuchheft, das für jeden Grundbesitzer angelegt ist, einzutragen hat und wie kann festgelegt werden, um welches Grundstück es sich handelt, so daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist? Jedermann weiß, daß die Landesvermessung und ihre Fortführung die nötigen Unterlagen liefert.

Die Geschichte des Eigentums an Grund und Boden ist fast so alt wie die Menschheitsgeschichte überhaupt. Sie ist ein Prozeß, der im Auf und Ab über Jahrtausende hinweg dauerte und wohl nie ganz zu einem endgültigen Abschluß kommt.

Als sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts der moderne Rechtsstaat zu bilden begann, war es unerträglich geworden, daß die Sicherung der Grenzen nur ganz notdürftig in der überkommenen Tradition bestand. Es gab zwar sog. Lagerbücher, aber sie gaben nur ganz lückenhaft Auskunft. Der Rechtsschutz der Grenze war gering; die Flächenangaben waren meist nur geschätzt. Dabei bildeten diese die Grundlage für in den damaligen reinen Agrarstaaten weitaus wichtigste Steuer — die Grundsteuer.

Der Steuergerechtigkeit wegen und um die Grundstücksgrenzen rechtskräftig zu sichern, ordneten die staatlichen Autoritäten in den damals fast absolut regierten Staaten eine Landesvermessung an. In Deutschland ging Bayern voran. Ihm folgte ein starkes Jahrzehnt später Württemberg.

Mit einem königlichen Dekret vom 25. Mai 1818 begann die Geschichte der württembergischen Landesvermessung.

Es gab damals viele Leute, die es für unmöglich hielten, daß man ein „so großes Land" wie Württemberg so werde vermessen können, daß man von jedem Grundstück Flächengehalt und Lage ermitteln könnte.

Die Darstellung der Landesvermessung — ihre wissenschaftliche, technische, juristische und verwaltungsmäßige Durchführung füllt ein ganzes Buch. Soviel soll aber erwähnt werden, daß man nicht einen Acker neben den andern messen konnte, sondern daß man einen Rahmen schaffen mußte, in den das Einzelne durch Messung so hineingestellt werden konnte, daß es an seinem richtigen Platz steht. Denn jedes Flächenstück ist ein nur einmal vorkommendes Stück der Erdoberfläche und jeder Grenzpunkt ein einmaliger Punkt auf dieser. Waren die Grenzpunkte richtig festgelegt, so war es dann einfach, durch geometrische Berechnung den Flächeninhalt zu bestimmen. Diesen Rahmen nun bilden die sog. trigonometrischen Punkte, die, 2—3 je qkm, durch große Sand- oder Granitsteine, in die ein Dreieck eingemeißelt ist, im Gelände die Anhaltspunkte — Festpunkte — bezeichnen, auf die sich am Ende jede Vermessung stützt.

Da der Rahmen — „das Netz" — der trigonometrischen Punkte über das ganze Land hin gelegt war, mußte die Krümmung der Erde berücksichtigt werden, die ja bekanntlich annähernd ein Umdrehungellipsoid ist. Auch mußte dafür gesorgt werden, daß das zu vermessende Land geographisch auf den ihm zukommenden Platz der gekrümmten Erdoberfläche dargestellt wurde. Die Linie, auf die alles bezogen wurde, war der Meridian — die Nord-Südlinie — durch die Sternwarte auf dem alten Schloß in Tübingen, und der Nullpunkt, von dem aus alles gerechnet wurde, eben diese Sternwarte. Die wissenschaftlichen Grundlagen schuf der um die Landesvermessung hochverdiente Professor der Mathematik und Astronomie Bohnenberger.

Es kann hier nur angedeutet werden, wie die Einzelvermessung der Grundstücke vorgenommen wurde. Die Grenzpunkte wurden auf Linien aufgenommen, die sich ihrerseits auf die genannten trigonometrischen Festpunkte stützten. Mit dem sog. Theodoliten maß man die Winkel, mit denen dann durch trigonometrische Berechnungen die Abstände der Festpunkte je nach den vier Himmelsrichtungen von dem Nullpunkt und vom Tübinger Meridian auf der gekrümmten Erdoberfläche berechnet wurden. Eine, mit einem sehr genauen Meßapparat gemessene Strecke von der Solitude nach Ludwigsburg ergab die Grundlage, auf die alle Längenangaben bezogen wurden. Mit der Kreuzscheibe — einem Gerät zum Aufsuchen und Abstecken der Rechten Winkel — und Meßlatten maß man die einzelnen Grenzpunkte, Hausecken und alles, was auf der Karte dargestellt werden sollte, ein. Das Kartenwerk der Landesvermessung wurde so eingeteilt, daß — wiederum vom Nullpunkt ausgehend — die einzelnen Karten im Maßstab von 1:2500 als Quadrate von 4000 Fuß Seitenlänge so aneinandergereiht wurden, daß am Ende das ganze Land auf rund 15 000 solcher sog. Flurkarten dargestellt war mit allen Parzellen, Häusern, Wegen und Wassern. Daß diese Karten auf Lithographiesteine graviert wurden und also beliebig viele Drucke davon gemacht werden konnten, war für die damalige Zeit vor 140 Jahren ein ganz besonders moderner Gedanke gewesen.

Eine Fläche, deren Eckpunkte nach Maßzahlen auf der Karte dargestellt werden können, kann aus diesen Zahlen auch berechnet werden. Man trug den errechneten Flächengehalt in ein sog. Primärkataster ein und ließ den Eigentümer alle Angaben, wozu auch die Benutzungsnot des Grundstücks gehörte, unterschreiben. Diese Angaben, in Verbindung mit der Darstellung auf der Flurkarte, bildeten fortan den einwandfreien Nachweis über das Grundeigentum. Am 1. Juli 1840 wurde die Landesvermessung für beendet erklärt.

Am 1. Januar 1900 wurde im deutschen Reich das Grundbuch eingeführt, in das nunmehr die Angaben des Primärkatasters nebst den dinglichen und hypothekarischen Rechten übertragen worden sind. Nach Beendigung der Landesvermessung bis heute wurde jede Veränderung einer Parzelle vom Geometer gemessen und in einer sog. Meßurkunde niedergelegt. Diese Meßurkunden dienen dem Grundbuchbeamten als Unterlage für den Eintrag der Veränderung im Grundbuch. Die Veränderungen werden auch zeichnerisch in den Flurkarten nachgetragen. Somit bleibt das gesamte Landesvermessungswerk immer auf dem neuesten Stand. Einen Begriff vom Umfang der Arbeit für die Laufendhaltung bekommt man, wenn man erfährt, daß im Lande Baden-Württemberg von den Staatlichen Vermessungsämtern jährlich 500 000 in ihren Grenzen, Eigentums- und Rechtsverhältnissen veränderte Parzellen gemessen, berechnet und in den Meßurkunden, den Karten und öffentlichen Büchern dargestellt werden müssen.

Man würde heute eine Landesvermessung mit modernen Methoden durchführen, wie sie jetzt bei großen Neumessungen — bei Umlegungen z. B. angewandt werden, wobei aber das trigonometrische Festpunktnetz des Landes nach wie vor den Rahmen bilden muß. Dieses Netz ist in den vergangenen Jahrzehnten völlig neu gemessen und berechnet worden und entspricht jetzt allen modernen Anforderungen an Genauigkeit. Heute noch und für manche Generation ist die in ihren Grundlagen erneuerte und durch die Vermessungsämter auf dem Laufenden gehaltene Landesvermessung die rechtliche Sicherung der Grenzen und des Eigentums an Grund und Boden.

Es bleibt noch anzumerken, daß die Flurkarten im Maßstab 1:2500 auch den Grundriß zu der topographischen Aufnahme des Landes bildeten und noch bilden. Aus ihnen wurden die topographischen Karten der verschiedenen Maßstäbe abgeleitet. Die württ. Karte 1:25 000 hat in bezug auf Genauigkeit und Schönheit der zeichnerischen Geländedarstellung geradezu Weltruf erreicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist in Baden-Württemberg das in den Dreißiger Jahren begonnene Präzisionsnivellement zu Ende geführt worden. Auf dies ist eine Höhenaufnahme gestützt, die für alle technischen und wissenschaftlichen Zwecke auf viele Jahrzehnte genügen wird und die in 60 000 Höhenmarken aller Art ihre örtliche Fixierung hat.

Die Integration — Einfügung — des Landesvermessungs- und Kartenwerks in das Europäische Vermessungswerk ist ein zu weites Kapitel, als daß es auch nur gestreift werden könnte; ebenso der Beitrag des Landes zur exakten Bestimmung der Erdgestalt, die nur mit großer Annäherung ein Umdrehungsellipsoid ist und bedeutende örtliche Abweichungen von dieser mathematischen Idealfigur aufweist.

Heinrich von Tieringen und Konrad von Emmingen, zwei alte Ebinger Pfarrer

Von Dr. Walter Stettner

(Schluß)

Deutlicher noch ist die Mitwirkung des Pfarrers in einem dritten Fall nachzuweisen, bei der Stiftung des Spitals. Leider ist die Stiftungsurkunde selbst verloren, doch geht aus den noch vorhandenen Quellen klar hervor, daß Frau (ein Titel, der damals nur vornehmen Frauen zustand) Katharina die Strichin um das Jahr 1410 das hiesige Spital gestiftet hat. Als Pfleger dieses Spitals werden 1411 und 1412 Konrad von Emmingen und neben ihm noch drei hiesige Bürger genannt. Nach Konrads Tod ist nie mehr von einem Geistlichen die Rede, der an der Verwaltung des Spitals beteiligt gewesen wäre; sie lag dann dauernd in bürgerlichen Händen. Man darf daraus schließen, daß Frau Katharina die Strichin nicht nur bei der Stiftung den Pfarrer zu Rate gezogen hat und daß solcher Rat ihr reichlich zuteil wurde, sondern daß wohl Konrad selbst die Anregung zur Stiftung der wohltätigen Anstalt gegeben hat.

Was wir als besondere Anliegen Konrads von Emmingen herausgestellt haben, mußte jeweils aus den Umständen erschlossen werden, nie steht in den Urkunden etwas von ausdrücklicher Mitwirkung Konrads. Und doch wäre es diesem Mann ein leichtes gewesen, sich in den Urkunden als Wirkenden erwähnen zu lassen, wenn er nur gewollt hätte. Er gehörte ja zu den ganz wenigen Bewohnern des damaligen Ebingens, die lesen und schreiben konnten. Wenn nirgends etwas davon gesagt wird, so dürfen wir wohl auch das als Absicht ansehen: Konrad von Emmingen wollte nicht, daß von ihm geredet, sondern daß christlich gehandelt werde.

Für diese Haltung gibt es ein schönes Zeichen, das Siegel Konrads. Mehrere Ausfertigungen davon sind noch in den Archiven erhalten; sie zeigen, daß ein vortrefflicher Künstler es geschnitten hat. Dieses Siegel zeigt in seinem größeren oberen Teil St. Martin zu Pferd, wie er eben seinen Mantel durchschneidet, um die eine Hälfte einem hinter ihm knieenden Bettler zu reichen; im unteren Teil erkennt man einen aufgerichteten Löwen, wohl das Familienwappen der Emminger. Leider haben wir sonst nur ganz wenige Siegel von Ebinger Pfarrern vor der Reformation; das einzige, das mir bisher bekannt ist, zeigt keinen St. Martin, so daß also auch nicht gesagt werden kann, dieser gehöre immer zum Siegel des Ebinger Pfarrers. Dieses Siegel ist vielmehr ein persönliches Bekenntnis Konrads von Emmingen zur Liebestätigkeit als selbstgestellter Aufgabe.

Wahrscheinlich fällt in die Zeit der hiesigen Wirksamkeit Konrads von Emmingen noch die Stiftung zweier weiterer Altäre in der Martinskirche durch die Tierberger oder die mit ihnen verwandten Hölstein, nämlich die der Allerheiligen- und der Nikolauspfründe. Auch dabei wird, wenn die Datierung richtig ist, Konrad von Emmingen mit im Spiel gewesen sein; in einer Reihe von Urkunden begegnet er ja gerade mit Burkard von Tieringen zusammen. Endlich sei erwähnt, daß die älteste Spur für das hiesige Siechenhaus, die sich bisher hat finden lassen, ins Jahr 1405, also ebenfalls in die Amtszeit des Emmingers führt. Mag das Zufall sein, mag die Entstehung des Siechenhauses vielleicht noch einige Dezennien weiter zurückreichen, auch ohnehin hat sich gezeigt, welch weitverzweigtes Werk christlicher Nächstenliebe die Jahre um 1400 ausfüllt, in denen Konrad von Emmingen Pfarrer von Ebingen gewesen ist. Das Jahr 1420 bedeutet in dieser Hinsicht geradezu einen Bruch in der Ebinger Geschichte. In den nächsten siebzig Jahren hören wir nicht von einer einzigen namhaften Stiftung oder Schenkung für geistliche Zwecke. Es ist, als habe Konrad von Emmingen die Ebinger bis zum äußersten mit seinen Forderungen angespannt und als kehre man nun wieder zum Alltag, zum Geschäft zurück

Recht verschieden haben wir das Wesen

und Wirken der beiden Pfarrer gedeutet. Heinrich von Tieringen, genannt der Capadocier, war ein Mann, in allen Weltläuften erfahren, um eine schlaue Antwort nie verlegen, den Freuden der Tafel offenen Sinnes zugetan; Konrad von Emmingen ein halber Heiliger, ein echter Nachfolger St. Martins von Tours, den er im Siegel führt, ein Freund Johannes des Täufers, dem er durch die Bürger einen Altar stiften ließ, ein Förderer der Schwestern von der Klause und des Spitals, wohl auch des Siechenhauses. Aus den Jahren zwischen 1412 und 1417 fehlen Nachrichten über Konrad; war er etwa eine Weile in Konstanz bei den Verhandlungen des Konzils? Er hätte wahrscheinlich am Leben und Treiben dort wenig Freude gehabt.

Das Herdstättenverzeichnis von 1477 für das Amt Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

Am 27. Juni 1936 erschien im Kreisamtsblatt „Der Wille", wie damals der „Balinger Volksfreund" hieß, ein Artikel mit der Überschrift „Das Amt Balingen im Jahre 1477". Der (leider ungenannte Verfasser) druckt darin eine „Urkunde" von 1477 ab, ohne aber anzugeben, wo sich deren Original befindet. Es handelt sich um die älteste zusammenhängende Aufstellung über die Größe der Siedlungen im alten Amt Balingen. Wenn auch die Überlieferung dieses Herdstättenverzeichnisses (worum es sich in Wirklichkeit handelt) Unsicherheiten in sich birgt, so ist an der Echtheit doch wohl nicht zu zweifeln, wie ein Vergleich mit den Häuserzahlen von 1525, die durch eine Steuerliste überliefert sind, zeigt (Kreisbeschreibung Balingen 1960, Bd. I, Tab. 18). Da aus diesen Gründen das genannte Verzeichnis von großem historischem Wert ist und auch zur neuen Kreisbeschreibung herangezogen wurde, soll es unten erneut veröffentlicht werden. Die Anmerkungen wurden neu bearbeitet. Etwaige Hinweise aus dem Leserkreis über den Verbleib des Originals und über den Herausgeber von 1936 wären sehr wertvoll.

Das Verzeichnis lautet:

„Nota diß sind die Huser und Herdstett, die da sind in dem Amte zu Balingen, da dann Mannen inne sind:

zu **Balingen:** zway hundert hüser, da mann inne sind, sechs hüser, da witwen inne sind, sieben hüser, die dann öde stand, zwaintzig knecht, die zu hus sind und sich verändert[1]) habend, ferner 17 lediger knecht.

Erzingen: 23 herdstetten, da mann inne sind, 1 hus, da ist eine witwe inne, 3 verändert knecht, 2 lediger knecht.

Anschmettingen: 37 hüser, da mannen inne sind, 7 hüser, da witwen inne sind, 5 fremder akkerknecht, 8 lediger knecht.

Taulfingen: 26 hüser, da mannen inne sind, 1 hus, da eine witwe inne ist, 7 lediger knecht, da sind die drei mins herren Grave stetfritzen[2]).

Nüwenhausen:[3]) 16 hüser, da mannen inne sind, 6 lediger knecht.

Truchtelfingen: 21 hüser mit mannen, 4 lediger fremder Knecht.

Pfäffingen: 20 hüser, da mannen inne sind, 5 hüser, da nicht mannen inne sind, 7 lediger knecht die mins herren sind, 2 knecht, die mins herren nicht sind.

Meßstetten: 27 hüser, da mannen inne sind, 4 lediger knecht, 3 knecht, die sind nicht mins herren, 1 knecht verändert.

Endingen: 17 hüser, da mannen inne sind, lediger knecht.

Tieringen: 21 hüser, da mannen inne sind, 2 lediger knecht, 4 knecht, die mins herren nicht sind.

Ostdorff: 34 herdstetten, 1 hus, da ist kein mann inne, 11 lediger knecht, 4 knecht verändert, die nicht hus habend.

Frumarn: 23 herdstetten mit manne, 3 da nicht mannen inne sind, 3 lediger knecht, die mins herren sind.

Loufen: 13 herdstetten mit mannen, 2 hüser mit witwen, 2 lediger knecht.

Engschlatt: 21 herdstetten mit mannen, 1 hus, da eine witwe inne ist, 4 lediger knecht.

Dürrwangen: 9 hüser mit mannen, 2 akkerknecht, die sind nicht mins herren.

Strichen und Zilnhusen: 24 herdstetten mit mannen, 4 lediger knecht, 1 knecht verändert.

Hossingen: 5 herdstetten mit mannen, 1 lediger knecht.

Burgfeld: 3 herdstetten mit mannen.

Tigishain:[4]) 5 herdstetten mit mannen.

Wilhain und Waltstetten: 14 hüser, da mannen inne sind, 1 hus, da kein mann inne ist, 5 lediger knecht, 1 knecht verändert.

Heslawangen: 14 hüser, da mannen inne sind, 1 lediger knecht.

Summa an hüsern, da mannen inne sind in dem Amt zu **Balingen:** 563 hüser, da mannen inne sind, 28 hüser, da witwen inne sind, 7 hüser, die zu Balingen öde stand, 30 knecht, die sich verändert und verwibet[1]) habend, 85 knecht ledig, die mins herren sind, 16 knecht ledig, die nicht mins herren sind, 7 akkerknecht.

zu **Ebingen** und das dazu gehört: 150 hüser mit mannen, 42 hüser, die öde stand, 9 lediger knecht, die mins herren sind, 5 knecht, die sich verändert habend.

Winterlingen: 27 hüser, da mannen inne sind, 3 lediger knecht, 3 hüser, da nicht mannen inne sind."

Anmerkungen:

1. Verheiratet.
2. Von den 7 Knechten sind 3 dem Grafen leibeigen. Um welchen Grafen es sich handelt, ist unklar; da diese Orte aber seit 1403 württembergisch waren, ist wohl der württembergische Graf gemeint. Die Bedeutung von „stetfritzen" ist unbekannt.
3. Ein Ort mit diesem oder einem ähnlichen Namen ist im Amt oder um das Amt Balingen unbekannt; es gibt auch keinen Wüstungsort dieses Namens (Kreisbeschreibung Balingen, Tab. 21). Vielleicht handelt es sich um einen abgegangenen anderen -hausen-Ort im Bereich des Amtes Balingen.
4. Oberdigisheim. Hier weicht übrigens die Zahlenangabe von 1525 (20 Häuser) stark ab.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Nr. 36 Weilen u. d. R.

Hochzeit:

Aussteuer am „Vorabend" der Hochzeit ins Haus der Neuvermählten getragen. Kinder helfen mit, erhalten darnach Weißbrot. Kommt die Braut von auswärts, so wird vorgespannt. Braut muß sich mit Geldgaben lösen. Polterabend = Brautwagenfest an diesem Abend, Gelage im Wirtshaus. Brautwagenlied gesungen: „Macht man ins Leben kaum den ersten Schritt, bringt man als Kind schon eine Träne mit..." Hochzeitstag: vor der kirchlichen Trauung im Haus der Brautleute Kaffee, Weißbrot, Schnaps. Dann Hochzeitszug in die Kirche (mit Musik). Nachher Zug ins Wirtshaus. Vor dem Wirtshaus und vor dem Haus der Neuvermählten stehen zwei Tannenbäumchen. Im Wirtshaus begibt man sich zum Tanzboden zur sog. „Schappel". Es folgt der Brauttanz (Braut mit dem Brauttänzer, nicht Bräutigam). Dann Hochzeitsessen, die „Zeche", dann Tanz. „Horzigschank". Man sagt, man müsse „goba" (= schenken). „Weisen" den Kindbetterinnen mit einem „Kindbetterloab".

Nachtrag: am 5. II. wird das „Agadabrot" geweiht. Am 27. XII. wird der Johanneswein geweiht. Wenn man denselben trinkt, sagt man: „Trinkt die Liebe des heiligen Johannes!" und stoßt an. — Am 5. I. wird (auf den 6. I.) Brot, Salz und Kreide geweiht. — Heukatz noch eher als Sichelhenke.

Wetterregeln: Anderix bringt da Winter gwiß; bringt an it dr Anderix, no bringt an halt der Klos! — Gertrud ist die erste Gärtnerin (17. III.). Vorname Beda (einer), in Deilingen und Schörzingen noch mehr. Vevili = Genoveva, Näzl = Ignatius.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds", der „Ebinger Zeitung" und der „Schmiecha-Zeitung".

Inhaltsverzeichnis des sechsten Jahrgangs

	Seite
Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen mit Blick auf die Schwäbische Alb von der Eiszeit bis zum Einmarsch der Römer Von W. Wik nach Fundberichten des Architekten Beck, Ebingen 293, 294, 295, 309—312, 317, 318, 319,	320
Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen Von Dr. Hermann Bizer 296, 300, 304, 308, 312, 316, 324,	340
Die Staatsdomäne Bronnhaupten vom 17. bis 20. Jahrhundert Von Dozent Dr. Günther Stockmann, Tübingen 297, 298, 299,	300
Mittelalterliches Städtewesen und das Werden der Stadt Ebingen Von Dr. Walter Stettner . . 301, 302, 303,	304
Die Vestin Schalzburg Von Dr.-Ing. R. Kerndter	305
Der Leidringer Dinghof des Klosters St. Georgen Von Dr. Wilhelm Foth 305,	306
Das Ende des Grafen Albert II. von Hohenberg Von Kurt Wedler 306,	307
Der Luchs / Aus „Brehms Tierleben" . . .	307
Straßberg an der Schmeie Von Johann Adam Kraus 307,	308
Alter und Geschichte der Schalksburg Von Prof. Dr. Reinhold Rau	318
Die beiden Schalksburgen Von Johann Adam Kraus 314,	315
Der vorgeschichtliche Mensch im Kreis Balingen Von Fritz Scheerer	315
Der Engstlatter Selhof des Klosters Alpirsbach Von Dr. Wilhelm Foth	315
Balinger Handwerker im 16./17. Jahrhundert Von Fritz Scheerer 321,	322
Unsere Donau in der Diluvialzeit Von Hans Müller 322, 323,	324
Von den Quellen zur Heimatgeschichte des Balinger Gebiets Von Dr. Wilhelm Foth . . 325, 326, 327,	332
Unsere Donau während der Tertiärzeit Von Hans Müller 327,	328
Was man früher von den Ebingern hielt Von Dr. Walter Stettner . . 329, 330, 331,	335
Raumbilder unserer Heimat Von Fritz Scheerer	331
Emil Strauß in memoriam Von Karl Heinrich v. Neubronner . . 331,	332
Friedrich Silcher Von Gerhard Rehm 333,	334
Der Gräbelesberg Von Fritz Scheerer	
Heinrich von Tieringen und Konrad von Emmingen, zwei alte Ebinger Pfarrer Von Dr. Walter Stettner . 335, 336, 339,	340
Ist Aberlin Joerg der Baumeister der Balinger Stadtkirche? Von Kurt Wedler 337, 338,	
Das Württembergische Vermessungswerk Von Fr. Bundschuh 338,	339
Das Herdstättenverzeichnis von 1477 für das Amt Balingen Von Dr. Wilhelm Foth	340